

Wissenschaftliche Alpenvereinshefte

Heft 31

Gemeinsam herausgegeben
vom Deutschen und vom Österreichischen Alpenverein

**HALLUZINATIONEN
UND GRENZERFAHRUNGEN
IM ALPINISMUS**

Eine medizinisch-psychologische Untersuchung
außergewöhnlicher menschlicher Erlebnisse

Manfred Poser

MÜNCHEN 1998

Adresse des Deutschen Alpenvereins:

Deutscher Alpenverein e.V.
Von-Kahr-Straße 2-4
D-80997 München

Tel.: (089) 14003-0 • Fax: (089) 14003-11
e-mail: alpenverein@t-online.de

ISBN 3-928777-63-7

ISSN 0084-0912

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck, auch auszugsweise,
nur mit vorheriger Genehmigung
durch die Herausgeber.

Layout: Dipl.-Ing.(FH) Uwe G. F. Kleim, Ottobrunn

Druck: Dullinger, Landshut

Inhalt

Einführung	7
I. Halluzinationen	
1. Barmann und Buddha: die Halluzination, vor allem optischer Art	9
2. Stimmen und Schritte hören: die akustische Halluzination	24
3. Eine Berührung spüren: die taktile Halluzination	34
4. Doppelgänger: eine autoskopische Halluzination	40
5. Phantomgefährten: eine rudimentäre Halluzination	44
6. Literatur	53
II. Erlebnisse in Lebensgefahr	
1. Austreten aus dem Körper	61
2. Die Nah-Tod-Erfahrungen	67
3. Der Sturz	73
4. Literatur	82
III. Außersinnlicher Fahndungserfolg?	
1. Verschollen an einem schottischen Eintausender	87
2. Gerettet durch die Rute	95
3. Literatur	99
IV. Psychologische Phänomene	
1. Angst	103
2. Höhenangst	106
3. Streß-Syndrome	110
4. Wahnsinn	113
5. Literatur	117
V. Natürliche Phänomene	
1. Musik in den Bergen	121
2. Trugbilder, Nebelbögen und Lichter	124
3. Elmsfeuer, Andenleuchten und anderes Feuerwerk	128
4. Unbekannte fliegende Objekte	132
5. Kugelblitz und Linienblitz	136
6. Literatur	142
VI. Index	
1. Sachregister	145
2. Personenregister	147

Einführung

Extreme Erfahrungen begleiten jede abenteuerliche, gefährliche Unternehmung und jedes Sporttreiben, das auf Höchstleistung gerichtet ist. Wenn man den Körper an die Grenzen führt oder „dem Tod ins Auge blickt“, fallen die Reaktionen von Psyche und Physis oft völlig aus dem Rahmen. Die bloße Beschreibung dieser Reaktionen ist zwar interessant; doch wer selbst betroffen ist, will dringend die medizinischen und psychologischen Ursachen erfahren.

Halluzinationen sind Erfahrungen höchster Seltsamkeit: Man sieht etwas, wo nichts ist. Ich bin an vielen Stellen in Büchern oder bei Gesprächen auf diese Wahrnehmungen gestoßen und wollte selber genau wissen, was dahintersteckt. Weltumsegler, Flugpioniere und Polarforscher haben in ihrer oft vieltägigen Einsamkeit Halluzinationen erlebt, nicht nur Bergsteiger. Es geht also um die Halluzinationen von Gesunden in außergewöhnlichen Zuständen - denn oft genug wurden die irrigen Wahrnehmungen Wahnvorstellungen gleichgesetzt, und es ging die Furcht um, als „Spinner“ abgetan zu werden.

Da mir der Alpinismus aufgrund meiner Biographie am nächsten ist, habe ich das Schwergewicht auf ihn gelegt. Am Beispiel des Bergsteigens konnte ich auch zu einem Streifzug durch die Forschung in den Grenzgebieten der Psychologie ansetzen. Nach und nach sammelte ich auch Grenzerfahrungen wie Nah-Tod-Erlebnisse, die Angst, und Erfahrungen bei und nach Stürzen sowie andere Phänomene, für die wenigstens ansatzweise Klärung geschaffen werden sollte. Rhea E. White, eine amerikanische Forscherin, hat den Begriff „außergewöhnliche menschliche Erfahrungen“ (Exceptional human experiences - EHE) geprägt und achtzig verschiedene Arten herauspräpariert. Sie versteht darunter im weitesten Sinne mystische, paranormale, „außergewöhnlich normale“, Gipfel- und Trance-Erfahrungen. In diesem Umkreis wären die aufgeführten Erlebnisse zu sehen, was im Untertitel angedeutet wird.

Vor zwanzig Jahren hat Reinhold Messner mit seinem Buch „Grenzbereich Todeszone“ derartige Erfahrungen gesammelt präsentiert. Dieser Themenkreis sollte mit der vorliegenden Arbeit durch Forschungsergebnisse und Beispiele vertieft und auf ein festes wissenschaftliches Fundament gestellt werden.

Ich danke Herrn Professor Walter Welsch, Referent für Wissenschaft und Kultur beim Deutschen Alpenverein, für die Möglichkeit, die Arbeit in dessen wissenschaftlicher Schriftenreihe publizieren zu können, Christian Scheer, Rainer Schneider und Volker Schuhmacher vom Institut für Grenzgebiete der Psychologie (Freiburg) sowie Karl-Heinz Hentschel aus Karlsruhe seien für die Durchsicht von Teilen des Manuskripts bedankt, Professor Robert Morris aus Edinburgh für seine Antworten auf Grundfragen der Parapsychologie. Ein ganz besonderer Dank geht an Dr. Peter Brugger aus Zürich und an Helmut Krämer aus

Gröbenzell. Sie haben für die genaue Prüfung des Manuskripts viel Zeit aufgewendet und haben großen Anteil am Ganzen.

Manfred Poser

I. Halluzinationen

Halluzinationen sind wie nach außen verlagerte Träume, sind Wahrnehmungen von etwas, das nicht vorhanden ist. Bei zu geringen Sinnesreizen, unter Streß und bei Erschöpfung kann sie jeder Mensch erfahren. Die Realitätskontrolle versagt, und Gedächtnisspuren werden freigesetzt, die für echte Wahrnehmungen genommen werden. Zunächst; denn meistens wird man gleich erkennen, daß man genarrt wurde; eigentlich hat man sich ja selbst etwas vorgespielt, aber das ist das Vertrackte: daß man die Ursache in der Außenwelt sucht. Halluzinationen können wahrheitsgetreu wirkende Gestalten sein (optische H.), der Anruf mit dem eigenen Namen oder Stimmen (akustische H.), Berührungen (taktile H.) und auch Gerüche (olfaktorische H.). In fünf Abschnitten werden sie behandelt, wobei zwei Phänomene - die Erfahrung des Doppelgängers und das Gefühl der Gegenwart - strenggenommen nur als oberflächliche Spielarten der Halluzination gelten dürfen. Zu Beginn wird in die Geschichte eingeführt, und es werden Randbedingungen und Theorien genannt, bevor die einzelnen Arten mit Beispielen präsentiert werden.

1. Barmann und Buddha: die Halluzination, vor allem optischer Art

Wir sind es gewohnt, unseren Wahrnehmungen trauen zu können. Wir müssen ihnen trauen können. Denn nur so ist routiniertes Handeln von Tag zu Tag möglich. Manchmal aber sind alle Regeln außer Kraft gesetzt. Etwas bildet sich vor dem Auge ab, was nach einigen Sekunden sich als Phantom entpuppt. Verwunderung setzt ein.

„Ein amerikanischer Bergsteiger, der gegen den Wind an einem trügerischen Hang im Himalaya ankämpfte, wurde plötzlich am Weitergehen gehindert - keine vier Meter von ihm entfernt stand der Barkeeper des berühmten '21 Club' in New York City, der fünf Jahre zuvor gestorben war.“ Diese Sichtung soll sich in rund 4.800 Metern Höhe zugetragen haben, und auf 5.300 Metern spielte sich Folgendes ab: „Ein britischer Bergsteiger stieß im Himalayagebirge unvermutet auf zwei Freunde aus seiner Schulzeit, die beide etwa ein Dutzend Jahre früher bei einem Autounfall ums Leben gekommen waren.“ Beide Episoden stammen aus dem Fundus des britischen Arztes Griffith Pugh, der für einen medizinischen Forschungsrat, den „Medical Research Council“, tätig war, gern auf Berge stieg und Berichte von außergewöhnlichen Vorkommnissen dort oben sammelte. Pugh, ein Experte für Höhenphysiologie, begleitete die britische Mount-Everest-

Expedition unter John Hunt, in deren Verlauf Edmund Hillary und Tensing Norgay als erste Menschen am 29. Mai 1953 um 11.30 Uhr den Gipfel des höchsten Berges der Erde erreichten. Griffith Pugh sagte unter Hinweis auf Frank Smythe, einen Everest-Besteiger, der eine Art Fliegende Untertasse beobachtet hatte: „Erschöpfte Männer, die sich gegen den Berg stemmen, sind offenbar in der Lage, alles Mögliche zu sehen.“ (1)

Die Männer hatten weder eine Wolke oder einen Vogel mißdeutet, noch waren sie kurzzeitig eingeschlafen. Sie erlebten eine Halluzination, die kurz als „Wahrnehmung ohne dazugehöriges Objekt“ definiert werden kann. Aus heiterem Himmel sahen sie etwas, das sich äußerst real ausnahm. Auch die Griechen der archaischen Periode (fünftes Jahrhundert vor Christi Geburt) kannten Beispiele dafür. Bei Hippokrates (460-377 v. Chr.) findet sich eine Stelle, die den seltsamen Zustand beschreibt, der einen Menschen befällt, „wenn er auf einer einsamen Straße reist und ihn der Schrecken befällt als Folge einer Erscheinung“. Eric Robertson Dodds weist darauf hin, daß Griechenland damals wie heute aus kleinen und zerstreuten Siedlungen bestand und „über weite Strecken hin nur (aus) öden und einsamen Gehöften“ (2). Wer da intensiv an Götter denkt, dem erscheint bisweilen einer.

Die frühen griechischen Philosophen, vertreten durch Aristoteles, Zenon und Chrysipp, kannten schon Halluzinationen und teilten sie ein in solche des Sehens (optische), des Gehörs (akustische) und des Geruchs (olfaktorische). Das griechische Verbum *alyein* - außer sich sein - lag sicher dem lateinischen *allucinari* - gedankenlos reden und sein - zugrunde. Daraus entstand die „*allucinatio*“, die Halluzination. Erst im Jahre 1572 drang das Wort in den englischen Sprachraum ein, durch die Übersetzung eines Werks des Schweizer Schriftstellers Johann Kaspar Lavater (1741-1801), der unter Halluzinationen eine Reihe von seltsamen Geräuschen, Omen und Erscheinungen verstand. Damals wurden sie aber noch nicht von Illusionen getrennt, die auf das lateinische Verbum *ludere* (spielen) zurückgeht und eine Mißdeutung von Objekten ist. (3)

Halluzinationen sind wie Träume - manchmal täuschend echt

Zurück zu dem Fall mit dem Barmann. Der Engländer Hilary Evans, der einige Bücher über Erscheinungen und Visionen geschrieben hat, machte sich seine Gedanken dazu: „Wenn der Allgemeinverstand des Kletterers nicht gut gearbeitet hätte oder wenn er nicht gewußt hätte, daß der Barmann tot war, dann hätte die Sache anders ausgesehen: Aber so mußte er sogleich wissen, daß er sich in der Gegenwart einer Halluzination befand.“ (4) Das muß den Himalaya-Mann schockiert haben; er dürfte sich gefragt haben, was sich jeder in dieser Situation angesichts solcher Wahrnehmung fragen würde: Bin ich noch Herr meiner Sinne?

Die meisten Bergsteiger werden, wenn ihre Realitätskontrolle noch einigermaßen intakt ist, Halluzinationen sogleich als solche erkennen. Man spricht dann von einer „Pseudo-Halluzination“. Alle Erfahrungen dieser Art sind ein Zeichen dafür, daß eine „Dissoziation“ eingetreten ist. Ein Mechanismus, dessen wir uns nicht bewußt sind, hat kurzzeitig die Führung übernommen, weil das Bewußtsein seine Leistung reduziert hat. Halluzinationen können als Träume bezeichnet werden, die in die Außenwelt verlegt wurden. Die Neurowissenschaft versteht unter „Bottomup“-Vorgängen („von unten nach oben“) solche, die „infolge einer Stimulation automatisch oder reflexartig ablaufen ... Im Gegensatz dazu werden top-down-Vorgänge intern von der Versuchsperson erzeugt, im allgemeinen durch deren aktive Aufmerksamkeit bei einem Verarbeitungsprozeß.“ Solche Top-down-Vorgänge, also geistige Schöpfungen, sind Träume und Halluzinationen. Das Vorstellen und das Erinnern hat gleich viele Teile von beiden Elementen. (5)

Halluzinationen, diese Wahrnehmungen ohne dazugehörigen Auslöser in der Außenwelt, können wie Träume täuschend echt und daher dreidimensional daherkommen. Der englische Psychologe Ernest Hilgard, der den hypnotischen Zustand einer Klärung nähergebracht hat, meint: „Das gewöhnliche, nicht das verrückte menschliche Bewußtsein ist unter Anleitung eines Hypnotiseurs in der Lage, ein genaues, lebensechtes, frei bewegliches Duplikat einer anderer Person zu erschaffen.“ (6) Hilary Evans schreibt dazu, in uns existiere „ein autonomes kreatives Instrument, dessen Grenzen und Fähigkeiten wir nicht annähernd ahnen und dessen Motive nicht weniger unbekannt sind“. (7) So könnte man in etwa auch das Gehirn beschreiben.

Ganze Landschaften können halluziniert werden, was uns an die „Virtual Reality“ erinnert, dieses Computer-Spiel mit Handschuh und Sehbrille, mit Helm und Bildschirmen vor den Augen, mit denen man fremde Gegenden (*virtual realities* - künstliche Welten) zu erkunden in der Lage ist. Auch auf Computerspiele trifft das zu, die schon so realistisch geworden sind, daß der Spieler unmittelbar erschrickt oder in Panik gerät, als ob er die Situation tatsächlich erleben würde. Psychologisch gesprochen handelt es sich dabei um Pseudo-Halluzinationen, vom Computer induziert. Der Benutzer weiß, daß es sich um künstliche Welten handelt, er streift durch diese täuschend echten Welten, aber es gibt keine Täuschung, da alles Täuschung ist. Erfahrungen zu machen und Verhalten im künstlichen Raum zu lernen ist nur möglich, indem man seine „Präsenz“ im Raum verstärkt und das „Als-ob“ verleugnet, so gut es geht. Der Mensch bringt sich heutzutage, wie der französische Philosoph Jean Baudrillard meint, zunehmend selbst zum Verschwinden, indem er sich der „Simulation“ hingibt und dafür die „Illusion“ (die Phantasie) opfert.

Die Überschrift „Geister in den Bergen“, die Curtis Fuller in seiner Kolumne der amerikanischen Zeitschrift „Fate“ wählte - er berichtete über Pughs Fälle - und die reißerisch anmutet, ist recht passend; Andrew Lang gab in den dreißiger Jahren eine „moderne Doktrin von Geistern“ bekannt, laut der ein Geist nichts

anderes sei als eine Halluzination: Er sei etwas, was nicht in Wirklichkeit da sei. Darauf kann man sich leicht einigen. Der Umkehrschluß gilt daher noch lange nicht. Halluzinationen sind Schöpfungen des Gehirns und nichts weiter.

Definition und Einordnung

Eine genauere Erläuterung stammt von den Psychiatern Peter Slade und Richard Bentall aus Großbritannien. Als Halluzination gilt ihnen „jede wahrnehmungsähnliche Erfahrung, die (a) in Abwesenheit eines angemessenen Auslösers vorkommt, (b) mit voller Kraft und Wucht auf die tatsächliche (wirkliche) Wahrnehmung einwirkt und (c) sich direkter und willentlicher Kontrolle durch den Erlebenden entzieht“. (8) Der Amerikaner Louis Jolyon West erläutert, daß „Phantasien, Illusionen, Visionen, Träume und Halluzinationen sich einstellen, wenn Wahrnehmungs- und Gedächtnisprägungen vom Gehirn freigesetzt werden“. (9) Drei andere amerikanische Wissenschaftler haben die auftretenden Muster eingeteilt in drei Strukturen: Lichtblitze und Lichterscheinungen ohne definierte Formen (I); definierte Formen meist geometrischer Art wie z.B. Quadrate, Kreise, Gitter etc. (II); integrierte und belebte Szenen. (III). (10) Der deutsche Psychiater Heinrich Klüver unterschied vier „Formkonstanten“ bei Halluzinationen durch Mescaline: Gitter oder Schachbrett; Spinnengewebe; Tunnel oder Allee; Spiralfiguren.

Die Wahrnehmungsarten können indessen nicht scharf voneinander geschieden werden. Gefühle, Wahrnehmungen, Träume, Phantasien und Gedanken gehen oft ineinander über, was die „Kontinuums-Hypothese“ besagt. (11) Schnittstellen zwischen Traum und Halluzination sind etwa die Grauzonen vor dem Einschlafen und Aufwachen. Die „hypnagogen“ und „hypnopompen“ Halluzinationen, die dabei auftauchen, sind höchst real und scheinen - wie aus Gesprächen im Alltag immer wieder hervorgeht - in der Normalbevölkerung häufig vorzukommen, scheinen die häufigsten Halluzinationen zu sein.

Auch bei den optischen Halluzinationen müssen wir allmähliche Übergänge annehmen - angefangen von Schemen und Schatten hin zu Gestalten, die sich zuweilen auch bewegen. Später werden uns noch die akustischen Halluzinationen begegnen sowie die taktilen, die eine Berührung vorgaukeln. Das Gefühl der Anwesenheit einer nicht wirklich vorhandenen anderen Person, das Bergsteiger oft beschleicht, ist ein weiteres halluzinatorisches Phänomen. Es wird heute als „autoskopisches Phänomen“ betrachtet, eine illusionäre Verdoppelung seiner selbst.

Umfragen zu Halluzinationen

Die Londoner „Society of Psychological Research“ (SPR), am 20. Februar 1882 gegründet, hat als erste versucht, die Erscheinungen von Gesunden zu ordnen. Sie hat zunächst die Fallsammlung „Phantasms of the Living“ vorgelegt, und dann schafften 410 Helfer in dreijähriger Arbeit unter Leitung von Sir Henry Sidgwick Material für einen „Zensus der Halluzinationen“ heran, indem sie einzelne Menschen nach ihren privaten Erlebnissen fragten. Die Betroffenen behielten ihre Erfahrungen früher oft lieber für sich. Um das Jahr 1890 gab es keine Fernsehsendungen und keine Psi-Bestseller und nicht die Möglichkeit, durch haarsträubende Behauptungen bekannt zu werden. Es war also zu erwarten, daß echte und glaubhafte Erfahrungen eintreffen würden auf die alles entscheidende Frage, die da lautete: „Haben Sie jemals, während Sie glaubten, völlig wach zu sein, den lebhaften Eindruck gehabt, ein lebendes Wesen oder ein lebloses Objekt zu sehen oder von ihm berührt zu werden oder eine Stimme zu hören, wobei dieser Eindruck, so weit Sie es einschätzen konnten, nicht von einer äußeren physikalischen Ursache herrührte?“ Exakt 17.000 Menschen antworteten, von denen 15.316 nichts Derartiges erlebt hatten, 1.684 aber darauf „ja“ sagten. Die Londoner Pioniere ermittelten davon rund 60 Prozent optische Halluzinationen, 30 Prozent akustische und 10 Prozent taktile (Berührungen). (12)

Also hatten 1.894, rund zehn Prozent, berichtet, Halluzinationen gehabt zu haben, und eine Gesamterhebung der SPR bezog später Ergebnisse aus Frankreich, Deutschland und den USA mit ein. Sie kam auf 12 Prozent (von insgesamt 27.329 Antworten). Fünfzig Jahre nach der großen englischen Studie wollte der Forscher D.J. West wissen, ob sich die Häufigkeit solcher Wahrnehmung verringert hätte. Von 1.519 Antwortenden wollten 213, also 14,3 Prozent, eine Halluzination gehabt haben. Frauen waren häufiger vertreten als Männer, und wie jeher waren optische Halluzinationen häufiger als akustische. (13) 1990 legte West seinen „Pilot Census of Hallucinations“ vor, und nun - fast hundert Jahre nach der SPR-Studie - erhielt er 11,3 Prozent positive Antworten. (14) Auch der Italiener Alessandro Papò handelte zum hundertjährigen Jubiläum und befragte in seinem Heimatland über tausend Menschen - und wiederum waren es mehr als zehn Prozent, die von Halluzinationen zu erzählen wußten. (15)

Peter Slade und Richard Bentall schreiben über Halluzinationen, sie seien „weder alltäglich noch selten. Sie stellen eine häufige (und beunruhigende) Erfahrung für eine Minderheit von Individuen dar, aber genauso eine seltene (und womöglich positive) Erfahrung für viele Menschen.“ (16)

Über Geister

1948 konnte West anders als seine Vorgänger keinen Beleg dafür finden, daß etwa ein Zeuge durch eine Erscheinung von einem entfernten Ereignis (einem Todesfall etwa) Kenntnis erlangt haben könnte. 1990 hielt West nur neun von

123 „Ja“-Antworten für mögliche „paranormale“ Erfahrungen. Die parapsychologische Forschung hat schon immer versucht, Belege für das Weiterleben des Menschen oder den Empfang und die Übermittlung von Informationen über andere als die bekannten Sinneskanäle zu finden.

Begeisterte Forscher wie Frederick Myers oder G. N. M. Tyrrell haben viele hundert Seiten zu Geistererscheinungen verfaßt und schon früh ein Schlaglicht auf die verblüffende Fähigkeit des Gehirns geworfen, Gestalten zu produzieren. Tyrrell hielt fest, daß Geister anscheinend in geschlossenen Räumen auftauchen und verschwinden können, auch während sie beobachtet werden; daß sie transparent werden und verblassen, auch stellenweise von einigen anderen Anwesenden wahrgenommen werden, daß Türen und physikalische Objekte für sie kein Hindernis sind; daß Menschen durch die Gespenster hindurchgehen können und diese keine Spuren oder Gegenstände hinterlassen. „Der authentische Charakter der Erscheinungen ist überwältigend“, vermerkt er. Die Gestalten benehmen sich, als ob sie sich ihrer Umgebung bewußt wären, sie bewegen sich in Übereinkunft mit dem Licht.

Tyrrell argumentiert, man müsse nur einem materiellen Menschen die innere Substanz absaugen - und man habe eine „Erscheinung“. Sie sind Produkte der Psyche in perfekter Form und „imitieren, in der Tat, die normale Wahrnehmung mit erstaunlicher Treue; aber ihre nicht seltenen Abweichungen von der Treue beweisen, daß es sich um Imitation handelt und nicht um das Ergebnis physikalisch fundierter Notwendigkeit.“ Kurz gesagt: Erscheinungen sind täuschend echt, sie sind „handelnde“ dreidimensionale Figuren in einem Drama des Unterbewußten. (17) Dabei kann man niemanden zwingen, Halluzinationen nicht für die Erscheinung von Verstorbenen zu halten. Das jeweilige Weltbild des Augenzeugen gibt die Interpretation vor. Die Bergsteiger der beiden anfangs aufgeführten Fälle könnten ihre Erlebnisse auch als Erscheinungen aus einer anderen Welt deuten.

Dazu noch eine interessante Einzelheit aus der West-Studie von 1990: Die Befragten, die außersinnliche Wahrnehmung für eine Tatsache hielten, erzählten achtmal häufiger von eigenen Halluzinationen als andere, die nicht an paranormale Vorkommnisse glaubten. (18) Doch bei der Interpretation solcher Ergebnisse muß man vorsichtig sein. Es wäre ja denkbar, daß die Halluzination erst ihren Glauben an Paranormales erzeugt hatte und daß die „Skeptiker“ mögliche Erlebnisse für sich behielten, weil sie nicht in ihr Weltbild paßten.

Wir müssen die „Erscheinungen“ näher klassifizieren. Andrew Mackenzie nennt vier Arten: experimentelle Fälle (sehr selten, sehr umstritten: die Phantome bei Séancen); die Erscheinungen Lebender; die Erscheinungen Sterbender und solcher, die in Lebensgefahr schweben; die Erscheinungen Toter. (19) Erscheinungen sind visuelle Erfahrungen, bei denen ein Mensch oder ein Tier (tot oder am Leben) anwesend zu sein scheint, der oder das außerhalb der Sichtweite des Perzipienten ist; oft ist die Erscheinung mit jemandem verknüpft, der in einer

lebensbedrohenden Krise steckt oder im Sterben liegt. Viele solcher Fälle sind berichtet worden.

Mir liegt von einem freundlichen Leser ein Bericht von einer Bergtour im Sommer 1969 vor, die er mit seiner Frau unternahm. Auf unsicherem Weg zu einem Gletscher tauchte eine große Frau in altertümlicher Kleidung auf, die an einem Stab vorwärtsschnellte und nicht einzuholen war. Sie brachte die Wanderer dazu, rechtzeitig umzukehren und nicht den falschen, gefährlichen Weg zu gehen. In diesem Fall kannte der Wirt auf der Hütte die Frau nicht, doch das tut nichts zur Sache. An der Geschichte, deren Echtheit der Briefschreiber nochmals bestätigt hat, ist nicht zu zweifeln. Warum soll es das nicht geben? (20)

„Dr. A. M. Kellas, der auf der 1921/22-Mount-Everest-Erkundungsexpedition starb und in Sichtweite des Berges begraben liegt, war ein sehr erfahrener Alpinist. Er behauptete, er habe in einer klaren Juninacht mit seinem Bruder den Ben Macdhui bestiegen, den höchsten der sechs Gipfel der schottischen Cairngorms. Sie hielten ein wenig von einander entfernt Rast. Plötzlich sah Kellas eine Gestalt, die aus dem Lairig-Ghru-Paß herauskletterte, um die Felsnadel wanderte und dann wieder im Paß verschwand. Der Doktor war vor Erstaunen starr; nicht nur wegen der Tatsache, daß jemand anderes auf dem Gipfel war, sondern noch mehr wegen der enormen Größe der Gestalt, die, als sie nahe an der über drei Meter hohen Felsnadel vorbeikam, fast dieselbe Größe zu haben schien! Sein Bruder sah nichts.“

Syd Scroggie sah 1942 auf dem Shelter Stone auf dem Ben Macdhui eine große menschliche Gestalt aus der Dunkelheit auftauchen. Sie bewegte sich den Loch (See) Etchachan entlang, ging mit langen und lockeren Schritten weiter und verschwand auf der anderen Seite des Sees wieder in der Dämmerung. Scroggie prüfte den Boden, über den die Gestalt gelaufen war, rief, bekam aber keine Antwort ausser dem Echo seiner eigenen Stimme. In der einfallenden Dunkelheit ging er, voller Angst, zurück. (21)

Wenn es sich in den beiden letzten Fällen nicht um wirkliche Wanderer gehandelt hat, fällt eine Erklärung schwer. Doch es war Nacht, und vielleicht dachten die aufgeregten Kletterer an all die Geschichten über den „Riesen am Macdhui“, die seit 1892 bekannt waren. Wir können aber getrost einige Berichte als zum „Mysterium tremendum“ gehörend abbuchen, wie Willi Unsöld das uns Unverständliche genannt hat.

Abgrenzung zu krankhaften Zuständen

Halluzinationen sind nichts Krankhaftes; unter gewissen Bedingungen kann sie jeder erleben. Häufig sind sie aber bei alten Menschen, bei psychisch Kranken und bei Menschen mit bestimmten medizinischen Krankheitsbildern. Bei alten

Menschen kann der Gehirnabbau und ein Rückzug von der Außenwelt zusammen mit einer veränderten Reizverarbeitung zu Halluzinationen führen. Von 150 alten Patienten eines Arztes ermittelten Berrios und Brook (1984) 44, die von optischen Störungen berichteten. Die meisten sahen Gesichter, Schatten oder ganze Figuren oder kleine Tiere. Nur 12 der Patienten glaubten, daß die Gestalten wirklich vorhanden wären. (22)

Bei psychisch Kranken ergab eine Studie von 1961 durch Zigler und Phillips 19 Prozent Halluzinierende; bei den Schizophrenen betrug der Anteil 35 Prozent. Bei Menschen, die unter Temporallappen-Epilepsie leiden, treten akustische und optische Halluzinationen auf, sowie bei Patienten mit einsetzender Taubheit oder diversen Gehirnverletzungen. Auch bei Alkoholikern kommen Halluzinationen vor, jedoch nicht so häufig, wie vermutet werden könnte (Benedetti fand 1952 nur 113 Fälle in 30 Jahren, May und Ebaugh fanden ein Jahr später in den USA 99 in 31 Jahren). Und es ist bekannt, daß Drogen wie LSD oder Mescaline zu starken Halluzinationen führen können. Aus all diesen Gründen sandte der Begriff „Halluzination“ negative Signale aus. (23)

Vielleicht deshalb finden wir in Büchern nur hier und da einen Bericht eines Bergsteigers über eine optische Halluzination. Die Forscher Peter Suedfeld und Jane Mocellin vermuten: „Einige Leute (oder ihre Aufzeichnungen) überleben die Episode nicht, die zu der Erfahrung führt, und andere streiten solche Phänomene ab.“ (24) Sie betonen wie viele andere, es sei keine faktische Basis vorhanden, Halluzinationen als ein psychiatrisches Symptom zu betrachten, allenfalls aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit psychotischen Halluzinationen.

Berichte von Abenteurern

Abenteurer aller Art haben von Halluzinationen in der Einsamkeit berichtet, vor allem Polarforscher, Flieger und Einhandsegler. Von ihnen stammen drei klassische Berichte. Joshua Slocum (1844-1909) gelang von April 1895 bis Juni 1898 die erste Einhandreise um die Welt. Drei Monate nach dem Aufbruch beging er den Fehler, Käse und Pflaumen zu essen. Er krümmte sich in der Kajüte vor Schmerzen.

„Und als ich aus dem Niedergang schaute, sah ich einen hochgewachsenen Mann am Ruder. Wie einen Schraubstock hielt seine Hand die Speichen des Steuerrads. Man kann sich mein Erstaunen vorstellen. Er war aufgeputzt wie ein fremder Seemann, seine große rote Mütze hing über das linke Ohr herunter, und sein ganzes Gesicht war von einem zotteligen, schwarzen Bart bedeckt. Überall auf der Erde hätte man ihn für einen Piraten gehalten. Als ich auf diese furchterregende Erscheinung starrte, vergaß ich den Sturm und fragte mich, ob er mir wohl die Kehle durchschneiden werde. Diesen Gedanken schien er zu erahnen. ‘Senor’, sagte er und nahm seine Mütze ab, ich will Ihnen nichts tun. (...)“

Ich bin einer aus der Mannschaft des Kolumbus. Ich bin der Steuermann der *Pinta* und gekommen, Ihnen zu helfen. Legen Sie sich ruhig hin, Senor Kapitän, ich werde Ihr Schiff heute Nacht führen. Sie haben eine calentura, aber morgen werden Sie wieder wohlauf sein.“ (25)

Slocum spürt den Steuermann noch öfter in seiner Nähe, und gegen Ende schreibt er noch: „Es war ein guter Törn, und wieder einmal zog ich meine Mütze vor dem Steuermann der *Pinta*.“ Dieser war wohl die visuelle Version der „inneren Stimme“, die dem Dahintorkelnden Weisung gibt.

Charles Lindbergh sah 1927 in der Endphase seines 33 stündigen Flugs über den Atlantik von New York nach Paris, als er verzweifelt gegen den Schlaf ankämpfte, bald Schemen und nebelartige Gestalten.

„Während der überirdischen Spanne Zeit, in der ich - halb wach, halb im Schlaf - auf die Instrumente starre, füllt sich die Kabine hinter mir mit Geistern - verschwommenen, transparenten Gestalten, die sich schwebend regen und mich gewichtslos begleiten. Ihre Erscheinung überrascht mich nicht, weil ihr jede Plötzlichkeit fehlt. Ohne den Kopf zu drehen, sehe ich sie so klar, als ob sie in meinem normalen Gesichtsfeld lägen. Auch meine Sicht also ist nicht mehr begrenzt - ein einziges großes Auge ist nun mein Schädel, ein Auge, das gleichzeitig überallhin blickt.

Die Phantome sprechen mit menschlicher Stimme - freundliche Schatten, wie Nebel, ohne Substanz, jederzeit in der Lage, zu erscheinen und zu verschwinden. Die Wände des Rumpfes sind für sie keine Wände. Bald stehen sie dicht gedrängt hinter mir; bald sind nur ein paar von ihnen da. Erst lehnt der eine sich, dann ein anderer nach vorne, an meine Schulter, um über das Motorengeräusch hinweg mit mir zu sprechen, und zieht sich danach wieder auf die Gruppe dahinter zurück. Zuweilen kommen die Stimmen direkt aus der Luft, deutlich, doch von weither, nach einer Reise durch Räume, für die eine menschliche Meile kein Maßstab ist; vertraute Stimmen, die meinen Flug mit mir besprechen, mir technische Ratschläge erteilen, Probleme der Navigation mit mir diskutieren; die mich beruhigen; die mir Botschaften überbringen, wie sie im wirklichen Leben unerhältlich sind.“ (26)

Auch Hannes Lindemann war auf seiner 72 tägigen Ozeanüberquerung in einer „Nußschale“ 1955 in Nöten. Es war der 57. Tag, und er war übernächtigt und völlig erschöpft.

„Ich habe den Brecher nicht kommen hören, er war einfach da. Es ist Wasser in das Boot gedrungen. Ich will schöpfen, ich muß schöpfen - warum tue ich es nicht? - Dann bin ich eingeladen zur Jagd. Ein schwarzer Diener holt mich ab. Oh, das ist eine vornehme Sache! Ich vertraue ihm, er muß ja wissen, wohin er mich zu fahren hat. Gemütlich sitze ich in einer Art Rikscha. Ich sehe große weiße Linien vor mir. ‘Boy, wohin gehen wir?’ frage ich ihn besorgt. ‘Nur die Ruhe! Wir müssen durch die Brandung’, antwortet der Boy, und schon sind wir durch.

Das Deck ist unter Schaum und Gischt. Ich schaue auf den Boy auf der linken Seite, er ist schwarz und schnaubt, aber er tut ohne große Reden seine Pflicht.“

Danach sieht Lindemann plötzlich ein schwarzes Pferd an der Stelle des Boy - und auch das scheint nicht ohne Sinn zu sein, weil er überlegt: „Pferde kennen ihren Heimweg, auf ein Pferd kann man sich verlassen - und zufrieden lasse ich mich fahren -.“ (14)

Variablen, die über das Auftreten von Halluzinationen entscheiden

Ebensowenig wie Träume können Halluzinationen vorhergesagt werden. Es gibt aber Randbedingungen - Variablen -, die ihr Auftreten begünstigen. Biologische und psychologische Faktoren, die oft miteinander verknüpft sind, lassen sich unterscheiden. Zu den biologischen gehören der Mangel an Sinnesreizen, Erschöpfung und die Sauerstoffarmut, die dem Gehirn schadet; psychologische Variablen sind Angst und persönliche Eigenschaften. Jeder dieser Faktoren alleine wird vielleicht nicht hinreichen, eine Halluzination zu erzeugen. An zentraler Stelle steht bei Alpinisten gewiß das Moment der Wunscherfüllung in der Einsamkeit.

Mangel an Sinnesreizen ist, wie die genannten Beispiele der Abenteurer zeigen, der wichtigste Auslöser von Halluzinationen, die jedoch auch durch einen Überschuß an Reizen (Reizüberflutung) herbeigeführt werden können. Untertags erhält der Mensch ausreichend Eindrücke, genug „Input“ sozusagen, um das Auftauchen von Gedächtnisspuren zu unterdrücken. Aber wenn der wirksame Input unter eine kritische Grenze sinkt, können gespeicherte Wahrnehmungen ins Bewußtsein sickern. „Je stärker diese Wahrnehmungen aufgestört werden, um so lebhafter die Halluzinationen“, schreibt Ronald K. Siegel, der außergewöhnliche Erfahrungen immer selbst ausprobiert hat. (28). Siegel ist Psychologie-Professor an der University of California in Los Angeles (UCLA) und hat mit „Fire in the Brain“ 1992 eine spannend zu lesende Sammlung von Geschichten vorgelegt von Menschen, die Gestalten und Muster sahen sowie Stimmen hörten (deutsch „Halluzinationen“, Frankfurt 1995).

Die kritische Grenze der minimal benötigten äußeren Sinnesreize wird in den Bergen zuweilen unterschritten. Alles ist weiß; Wind, Kälte, Monotonie. Um experimentell Halluzinationen zu erzeugen, baute John C. Lilly, der amerikanische Bewußtseinsforscher und Delphinfreund, ab 1953 einen „Sensory Deprivation Tank“ (Tank zum Entzug von Sinnesreizen), der entfernt an die Kernspin-Röhre erinnert. Die „Behavioristen“ - eine Richtung der Psychologie, die den Menschen als Apparat begriff, der bloß auf Reize reagiert - waren seinerzeit der Ansicht, ohne Sinnesreize werde das Gehirn seine Aktivitäten einstellen und wie im Koma abschalten. Lilly war damals knapp vierzig, glaubte das keinesfalls und war versessen darauf, eine Antwort zu finden. Das Bassin, das

er entwickelte, entzog einen jeglicher Sinnesreize: In ihm war warmes Wasser, es war vollständig dunkel und still. Der „Psychonaut“ zog eine Gesichtsmaske über, stieg über eine Leiter ein und setzte seine Füße auf eine Strohmatte. Dann ging die Klappe zu. Seine Brust schwamm dicht unter der Wasseroberfläche, der Kopf darüber, und durch einen Schlauch wurde er mit Luft versorgt. Ende 1954 war der Tank fertig. (29)

Ronald Siegel hat es bei Lilly ausprobiert und protokollierte: „Und so befand ich mich hier im Tank. Im Zustand der Wärme und Ruhe hatte ich jetzt das Gefühl, daß ich mich von meinem Körper zu trennen begann - ich spürte sogar, wie mein 'Geist' ein wenig über meinem physischen Selbst schwebte. (...) Jetzt tauchten im Tank kleine Objekte vor meinen Augen auf, sonderbare Formen mit leuchtenden Rändern. Geometrische Gebilde, wie Wolkenkratzer aus Licht, füllten mein Blickfeld mit einer futuristischen Architektur. Direkt vor mir entströmte einem Tunnel pulsierendes blaues Licht. Die Kamera meines inneren Auges wurde aktiv und richtete sich auf die nächste Bühne, eine mentale Landschaft, in der meine Gedanken und Erinnerungen vorgeführt wurden wie bei einer Dia-Show.“

„Dann versetzte mich eine unwiderstehliche Macht wie mit einem Stoß in ein Meer aus Nichts. Dies war, wie Lilly mir erzählt hatte, der Zustand, in dem er jenen Wesen begegnete. Und ich konnte sehen, daß auch ich eine Begegnung haben würde. In der Ferne tauchte eine winzige rosafarbene Perle auf. Während ich mich näherte, sah ich, daß die Perle ein Miniatur-Buddha war - nicht der heilige Buddha der Hindus, sondern eher eine Figur aus einem Zeichentrickfilm, ähnlich dem Pillsbury Dough Boy. Der Buddha war nackt und hatte übergroße Micky-Maus-Ohren. Er hielt einen rosafarbenen Ballon, auf dem stand: *'Ich bin sie.'* Der Buddha begann, mich auszulachen, wobei er sich die Seiten hielt, die sich bei jedem Atemstoß und Glucksen aufblähten. Dann zauberte er mit einer kurzen Handbewegung hinter seinem Ohr eine glänzende goldene Nadel hervor, stach sie sich in den Bauchnabel und explodierte in einer Wolke aus grellweißem Licht.

Ich hustete und spuckte Salzwasser. Rasch stieß ich den Deckel hoch und kletterte aus dem Tank in die kühle Abendluft.“ (30)

In einer Versuchsreihe schirmten zwei Ärzte in Hamburg 70 Studenten (Altersdurchschnitt 21,8 Jahre) 40 Minuten lang von der Umwelt ab. In zwei Durchgängen mußten sie still liegen. Nur „cirka 25 Prozent der Probanden berichten während beider Deprivationsperioden keine visuellen Erscheinungen und nur cirka 10 Prozent keine akustischen Phänomene.“ Die Autoren schreiben: „Die visuellen Erscheinungen wurden von unseren Probanden häufig mit großer Deutlichkeit und nahezu wahrnehmungsgemäß erlebt, so daß nicht selten Erstaunen und Verblüffung in den kontinuierlichen Berichten ausgedrückt wurde.“ Freilich war das Erstaunen von kurzer Dauer; alle erkannten rasch, daß es sich um eine Halluzination handelte. (31)

Erschöpfung. Siegel hat den Fall einer Krankenschwester geschildert, die dauernd Hakenkreuze auf Bettdecken sah. Siegel begleitet sie über mehrere Tage hinweg und lernt eine hyperaktive Frau kennen, die kaum schläft, ihre kurzen Schlafphasen auch noch unterbricht und sogar aufputschende Pillen nimmt. Dies alles, vor allem der Schlafentzug, brachte sie dazu, überall die Kreuze zu sehen. Sie hatte einen Film über die Nazis verfolgt, bevor zum erstenmal die Muster erschienen. Menschen, die übermüdet sind, erleiden immer wieder kurzzeitig ein Aussetzen des Bewußtseins, den „Mikroschlaf“. Diese zwei bis drei Sekunden dauernde Periode zwischen Schlaf und Wachen kann eine Fülle von Bildern erzeugen. (32) Um eine Halluzination aus Erschöpfung wird es sich auch bei Felix Kuen gehandelt haben, der berichtet, er sei im unteren Teil einer Rinne „oft minutenlang in einem Trancezustand“ gewesen. „Plötzlich sah ich Hunderte von kleinen Männchen zum Lager V aufsteigen. Es waren Japaner. Sie wollten über unseren Aufstieg den Gipfel stürmen. Unseren Gipfel! Meinen Gipfel! Ich rief Peter Scholz zu: ‘Da kommen die Japaner! Siehst du sie?’ ‘Du spinnst’, sagte Peter, ‘du bist verrückt!’ Und dann sah ich wieder klar.“ (33)

Sauerstoffmangel. Zu Müdigkeit und Dehydratation (Wasserentzug) kommt meist noch der Sauerstoffmangel im Gewebe, der für die Höhenkrankheit verantwortlich ist. Der Körper verlangt nach dauernder Sauerstoffzufuhr, damit in den Zellen der Stoffwechsel ablaufen kann, der für das Funktionieren der lebenserhaltenden Prozesse sorgt. Den Sauerstoff entnehmen wir der Luft, die wir einatmen. Obwohl die Menge auch beim Aufstieg auf einen Berg dieselbe bleibt, nimmt doch der Partialdruck des Sauerstoffs allmählich ab. Das Blut wird schlechter mit Sauerstoff versorgt. Unser Gehirn, das drei Prozent unseres Körpergewichts wiegt, verlangt zwanzig Prozent des eingeatmeten Sauerstoffs und leidet als erstes. Mehr Blut wird in den Kopf gepumpt, um die Gehirnfunktionen herzustellen; die Versorgung mit Natrium, Kalium und Calcium wird verringert, und in der Folge lagert sich freies Wasser im Gehirn ein. Das Gehirn schwillt an. Der Kopfschmerz ist das erste Zeichen für eine Höhenkrankheit (schon ab 2.500 Meter festgestellt), die wiederum zu einem Hirnödem führen kann, das auch oft von einem Lungenödem begleitet wird (die Lungenaorta schwillt an). Es äußert sich in Schwindel, Mattigkeit, Wahnvorstellungen, und geht nur durch sofortigen Abstieg zurück.

Es ist wissenschaftlich bekannt, daß Gehirnschwellungen in der Folge von Sauerstoffarmut zu Halluzinationen führen, doch müssen gewiß noch andere Faktoren hinzukommen.

Angst. Der Franzose Michel Siffre hielt sich zwei Monate in einer Gletscherhöhle auf, in der die Stille nur von leisen Geräuschen durch die Felsen unterbrochen wurde. Er erklärte, es sei zwar keine Begegnung - weder mit einem Menschen noch mit einem Tier - zu fürchten gewesen, trotzdem habe ihn eine nicht beherrschbare Angst ergriffen, und er habe eine fast menschliche Anwesenheit gespürt. Die Angst vor dieser Gegenwart habe ihn immer gepackt, wenn er herumgeklettert sei. (34)

Hier wirken viele Faktoren zusammen. Das Knistern des Eises muß allmählich das Gefühl einer Anwesenheit erzeugt haben, das Eingeschlossensein mußte die Angst des Abenteurers verstärken; aber ob zuerst die Angst da war oder erst die „Präsenz“, kann man nicht entscheiden. Überhaupt darf man nicht die Wirkung winziger Geräusche unterschätzen, die, wenn sie hartnäckig und wie nebenbei auftreten, dem Unbewußten durchaus die Botschaft erteilen können, es sei jemand in der Nähe.

Wunscherfüllung. Steve Risse, ein Bergsteiger und Arzt, der traumatisierte Soldaten behandelt hat, nennt Halluzinationen bei Bergsteigern ein „Delirium, verursacht durch eine allgemeine Störung des Gehirnstoffwechsels“. Er weist darauf hin, daß Halluzinationen und Träume nach Freud „Wunscherfüllungen“ seien. Das Gefühl einer Gegenwart oder besser noch eine Gestalt seien wie ein Traum in hellwachem Zustand. (35) Das halluzinierte Wesen erfüllt einen Zweck, der aus den Umständen hervorgeht: Es rettet uns, hilft uns, steht uns in unserer Einsamkeit bei oder bestärkt uns. Die Halluzinationen bieten psychische Entlastung. Dazu noch ein Zitat (von Peter Chadwick): „Selbsttäuschung ist eine schöpferische Handlung im Dienste der Selbstheilung.“

„Ich hatte ein Erlebnis, als ich 1981 vom Everest-Gipfel abstieg“, erzählte Peter Hackett, der viele Jahre den Einfluß der Höhe auf das Gehirn von Alpinisten untersuchte. „Ich teilte ein Zelt mit Chris Pizzo. In der Nacht wurde meine Sauerstoffflasche leer. Ich halluzinierte, daß John West (ein Mitglied des Teams) mit einer Sauerstoffflasche in das Zelt kam, das Ventil öffnete und das Zelt mit Sauerstoff füllte. Als ich John laut dafür dankte, heraufgekommen zu sein und den Sauerstoff abgeliefert zu haben, wurde Chris Pizzo aufgeweckt, der mir sagte, ich sei verrückt. ...“ (36). Der fehlende Sauerstoff hatte sein Gehirn strapaziert, doch das ist nur der Mechanismus; daß er John West „erschuf“, war die schöpferische Leistung des Gehirns.

Der Amerikaner Rob Taylor war 1978 am Kilimandscharo zwar zunächst nicht glücklich über die Gestalt, die ihn beobachtete; aber wer weiß immer, was er braucht? Taylor saß mit zerschmettertem Knöchel am Fuß des Berges, während sein Partner tagelang durch den Regenwald marschierte, um Hilfe zu holen. Als Taylor mit bereits brandigem Bein im Schlafsack lag, überfiel ihn Verzweiflung. Da sah er eine Gestalt, die an einen Felsen nicht weit entfernt lehnte, und er rief sie voll Hoffnung an. Die Gestalt jedoch blieb gravitatisch sitzen und schien ihn zu beobachten, und nachfolgende Steinwürfe, weil Taylor sich ärgerte, gingen durch sie hindurch. Schließlich akzeptierte der verletzte Bergsteiger die Anwesenheit, sprach mit ihr, bot ihr sogar Wasser an und schilderte: „So straff zeichnen sich die allgemeinen Linien seines Körpers ab, er sieht aus wie ein Tänzer in seinem Dreß. Das Kinn in die Hand gelegt, den Ellenbogen auf dem Knie, sieht dieses düstere graue Wesen gewiß menschlich aus, aber irgendwie auch nicht.“ (37)

Man kann das dahintersteckende Moment Wunscherfüllung oder auch Erwartung nennen. Gerade wenn auf Rettung gehofft wird, fallen die Wartenden leicht Sinnestäuschungen zum Opfer. Bei E. L. Lloyd kommt eine Episode vor, in der zwei Wanderer am Matterhorn in eine Gletscherspalte fallen. In der dritten Nacht darin sah einer der beiden einen Helfer der Cable-Cars (die Straßenbahn San Franciscos), der eine Taschenlampe einschaltete und ihnen verriet, sie würden am nächsten Morgen gefunden werden. (38)

Vier kuriose Fälle mit „helfende“ halluzinierten Gestalten

In bedrängender Lage stellen sich zuweilen Erscheinungen ein, denen man übernatürliches Wissen zuschreiben möchte, und wenn die Rettung gelungen ist, kann man sich bestätigt fühlen. Die vier nächsten Fälle aus der Rubrik „Kuriosa“ lassen sich aber halbwegs rational erklären. Hilary Evans hat im Januar 1959 den Brief einer Frau Elsa Schmidt-Falk, nach ihrer eigenen Beschreibung „Oberstenwitwe“ aus Bad Aibling, erhalten. Sie schrieb über eine Tour in den bayerischen Alpen:

„Sie werden verstehen, daß dies eine recht schwere Bergtour ist, aber es gibt einen guten Weg hinauf wie auch hinab, doch darf man ihn nicht verfehlen, wie es mir passiert ist. Ich war ein bißchen spät zum Abstieg aufgebrochen, das Licht schwand langsam, und plötzlich fand ich mich in einer wirklich gefährlichen Lage wieder. In der Tat ist ein Jahr später ein junges Mädchen exakt an dieser Stelle zu Tode gestürzt, an der ich mich in einer fast aussichtslosen Lage befand. Auf einmal sah ich eine Art großen Lichterball, und er nahm die Form eines großen, ziemlich chinesisch aussehenden Herrn an. Erstaunlicherweise hatte ich kein bißchen Angst, und ich war auch nicht überrascht; es kam mir alles ziemlich natürlich vor. Der Herr verneigte sich, sprach ein paar Worte, führte mich zu einem kleinen Pfad zum Touristenweg und verschwand als Lichterball.“ (39)

Hilary Evans meint dazu, die Sache mit dem sich materialisierenden orientalischen Herrn sei „ziemlich grundlos auf dem Boden jeder psychologischen Theorie; und wenn es ihr Unterbewußtsein war, das mit ihr Spiele veranstaltete, kann man nur kommentieren: ein passender Zeitpunkt für Spielchen!“ (40) Evans konnte die Frau nicht interviewen, darum sein Erstaunen. Biographische Informationen hätten gewiß mehr Licht gebracht. Bei der Frau wird es sich um dieselbe Elsa Schmidt-Falk handeln, die behauptete, Hitler habe sie und ihren Mann in München regelmäßig besucht; sie pflegte auch Kontakte zur österreichischen Guido-von-List-Gesellschaft, die den Arier pries und in Tibet den Ursprung der Menschheit und der Weisheit sah. Von daher der „Chinese“? Wir können das nicht mehr beweisen, da die Zeugin längst gestorben sein muß.

Noch erstaunlicher ein Fall aus den Dolomiten, der zu Berühmtheit gelangt ist. Der 25jährige Walter Rizzi war als Vertreter in Südtirol unterwegs und nach

einem Rendezvous mit einer Holländerin in St. Kassian (Gadertal) gegen Mitternacht im Juli mit dem Auto über den Grödnerpaß gefahren. Nach dem Paß hielt er an und legte sich schlafen - bis er irgendwann nachts hochschreckte, weil es verbrannt roch. In 400 Meter Entfernung „sah ich vor mir ein enormes ‘Ding’, das ein seltsames Licht ausstrahlte. Ich bekam starkes Herzklopfen“, schreibt Rizzi, der seine bizarre Begegnung in den vergangenen 20 Jahren viele Male bei UFO-Kongressen vortrug.

Das Raumschiff hatte angeblich einen drei Meter hohen Roboter bei sich, und ein Wesen, auf das Rizzi mit Glückseligkeit reagierte, erzählte ihm von ihrem Planeten. Nach dem schweren Abschied sagte er: „Dieses Erlebnis hat meinen Charakter stark verändert ... Vielleicht werden auch wir in nächster Zukunft unseren Egoismus abbauen, denn das ist die einzige Ursache unseres Elends.“ (41). Man muß diese Geschichte wohl als Vision begreifen, die einen Menschen nicht unvorbereitet traf; als ein modernes Paulus-Erlebnis in den Dolomiten vielleicht.

Ein schönes Beispiel ist die alte Geschichte vom Mann am Lift, weil sie „auf dem Boden jeder psychologischen Theorie“ logisch ist. Sie soll sich laut Andrew Lang im August 1890 abgespielt haben. Eine Dame läutete in einem Bostoner Hotel um die Zeit der Dämmerung die Glocke, die den Aufzug herbeirufen sollte. Sie schaute aus einem Fenster, lief dann zur Tür des Aufzugs, „sah einen Mann davor, blieb stehen, und als die erleuchtete Aufzugskabine heraufkam, merkte sie, daß die Tür weit geöffnet war und sie, wäre sie weitergelaufen wie geplant, in den Schacht hinabgestürzt wäre.“ Lang erläutert hierzu: „Hier könnte ein Teil ihrer Psyche gewußt haben, daß die Tür offen war, und einen Geist aktiviert haben (denn da war kein echter Mann), um sie aufzuhalten.“ (42)

Daran läßt sich gut ein (Flachland-)Bericht aus der 6000 Fälle umfassenden Sammlung der Gattin des amerikanischen Parapsychologie-Pioniers Joseph Banks Rhine, Louisa, knüpfen.

„Im Ersten Weltkrieg gelang es einem kanadischen Kriegsgefangenen, zu entkommen, und schließlich erreichte er nachts und während eines Schneesturms eine Stelle, an der eine Straße nach Holland und vermutlich in die Sicherheit führte, die andere zu der ziemlich sicheren Gefangennahme. Er zögerte, dann entschied er sich für eine der Straßen. Plötzlich erschien vor ihm die Gestalt seines Bruders, völlig klar und lebensecht, die zu ihm sagte: ‘Nein, Dick, nicht diese Straße! Nimm die andere Straße, du verdammter Narr!’ Daher wählte der Entflohene den anderen Weg und kam in Sicherheit.“ (43) In diesem Fall handelte es sich wie beim Mann am Lift gewiß um eine Schöpfung der Psyche in großer Gefahr. Der Bruder übernahm als Schauspieler den Part des Warners, um den Rat dringlicher erscheinen zu lassen.

Theorien über die Halluzination

Über Halluzinationen sind psychologische, neuropsychologische, biologische und biochemische Theorien formuliert worden - ohne daß man nun wüßte, wie genau der Mechanismus abläuft.

Eine plausible Ansicht von Louis Jolyon West stammt aus den sechziger Jahren und stützt sich auf Forschungen unter Reizentzug (die „Sensory Deprivation“), die seinerzeit beliebt waren, und auf die Verwandtschaft der Halluzinationen mit Träumen. Diese psychologische Theorie geht von einem „Durchsickern“ oder einem „Freisetzen“ (*release*) von Gedächtnismaterial ins Bewußtsein aus. Normalerweise ist der Nachschub an Reizen durch die Außenwelt unbedingt nötig, damit aus der Umwelt Informationen herausgefiltert werden können und die Aufmerksamkeit intakt bleibt. Nach diesem Modell treten Halluzinationen auf, wenn Sinneseindrücke ausbleiben, wodurch das Herausfiltern von Fakten und Einschätzen der Umwelt unmöglich wird, das Bewußtsein aber seine Funktion erfüllt.

Neuropsychologen haben den Hirnstamm, der Wachsein und Träumen regelt, ins Spiel gebracht, andere ein kurzzeitiges Außer-Tritt-Geraten des Cortex (das Vorderhirn, bestehend aus zwei Lappen, die rund zwei bis fünf Millimeter dick sind); über das Zusammenspiel zwischen den beiden Hirnhälften wurde spekuliert und über die Rolle der Botenstoffe im Gehirn. Slade und Bentall, deren Buch „Sensory Deception“ (Sinnestäuschung) von 1988 den noch gültigen Forschungsstand darstellt, legten die Hypothese vor, Halluzinationen entstünden, weil das Individuum die Fähigkeit verliere, seine Umwelt korrekt zu beurteilen.

Auch im Alltag kann es zu Irrtümern bei Wahrnehmungen kommen, doch bei Halluzinationen versagt das Urteilsvermögen auf dramatische Weise, und die Bilder aus dem Inneren werden der Außenwelt zugeschrieben. Das System versagt am ehesten, wenn fünf Faktoren vorliegen: starker *Streß*, fördernde *Persönlichkeitsfaktoren* (es gibt einen Zusammenhang zwischen Neurotizismus und Halluzinationen, belegt durch eine Studie), *zu geringe Stimulierung* durch die Außenwelt, *Verstärkung* (wenn die Halluzination schon einmal eine Hilfe war, die Angst reduziert hat), *Erwartung*. (44)

Nach dieser Zusammenfassung von Slade und Bentall noch ein anschauliches Modell von optischen Halluzinationen, wie es 1958 Louis Jolyon West angeboten hat. Jemand steht nah an einem Fenster und sieht bei Sonnenuntergang in seinen Garten hinaus. Hinter ihm brennt ein Feuer im Kamin. Der Beobachter nimmt nur Rasen und Bäume wahr, doch je dunkler es wird, desto besser sieht er, reflektiert in der Scheibe, die Bilder aus seinem Wohnzimmer. Wenn es völlig dunkel ist, wird der Mensch im Glas nur noch die Spiegelung des Zimmers hinter sich sehen, als läge es draußen. Auf diese Weise werden Bilder, die aus den Räumen unseres Gehirns kommen, wie draußen gesehen. Das Feuer im Kamin brennt immer, nur ist die Außenwelt meist hell genug, es vergessen zu lassen. (45)

2. Stimmen und Schritte: die akustische Halluzination

Akustische Halluzinationen sind seltener als optische, aber häufiger als taktile (bei denen man sich berührt fühlt). Diese Ergebnisse der Londoner Studie von 1894 sind im großen und ganzen bestätigt worden. Der isländische Psychologe Erlendur Haraldsson hat 357 Isländer nach Begegnungen mit Verstorbenen befragt. Es waren in fast 70 Prozent der Fälle visuelle Erfahrungen, in 30 Prozent war das Gehör, in 10 Prozent der Tastsinn betroffen (manchmal traten zwei Modi auf). Stimmen und seltsame Geräusche wurden von den meisten häufiger gehört. (46) Die Verfasser der Londoner Untersuchung geben zu, daß optische Halluzinationen beeindruckender sind, was einen nicht verwundern kann. Die Hälfte der akustischen Halluzinationen war der Anruf mit dem eigenen Namen.

Der Namensanruf

Im Halbschlaf, kurz vor dem Aufwachen, kann man seinen eigenen Namen rufen oder flüstern hören; das ist ein häufiges Erlebnis. Jetzt kommen auch wieder Bergsteiger und Wanderer zu Wort wie der Innsbrucker Hermann Buhl. Mit 29 Jahren steht er auf dem Gipfel des Nanga Parbat, 8.125 Meter hoch. Er steigt hinunter, wird von Hunger und Durst gequält. „Doch jetzt höre ich Stimmen, ganz deutlich. Meinen Namen höre ich rufen: ‘Hermann - Hermann!’ Ich höre sogar, wie sich Leute unterhalten! Aber zu sehen ist nichts. Täuschen mich die Sinne? Halluzinationen? Ist dies der Anfang vom Ende? Das Ende selbst?“ (47) Nehmen wir dieses Erlebnis ruhig als authentisch, auch wenn es ein anderer für Buhl aufgeschrieben hat.

Beim Namensanruf handelt es sich wieder um eine Unterart der Halluzination als Wunscherfüllung, und man könnte ihn auch als die akustische Version des „Gefühls der Gegenwart“ verstehen, das in Punkt 4 behandelt wird: also um eine Art „illusionärer Verdoppelung“ seiner selbst, um in Einsamkeit überleben zu können.

Der Amerikaner Dennis Stillings hielt sich im Spätherbst 1967 zur Elchjagd im Bitterroot-Tal in Montana auf. „Ich war ungefähr 30 Meilen von der nächsten Stadt entfernt und 10 Meilen eine Reihe Straßen entlanggewandert, die vom Bitterroot-Fluß weg führten. Es lag frischgefallener Schnee auf dem Boden, vielleicht 15 Zentimeter hoch. Niemand war in der Nähe.“ Es sei still gewesen, schlimmer als das: Jeder Laut sei vom Schnee sogleich verschluckt worden. „Ich

war vielleicht eine halbe Stunde gewandert, als ich hörte, daß mein Name gerufen wurde, abrupt und in etwas wie einem lauten Flüstern. Ich war sofort aufmerksam und antwortete halb: 'Wa ...?' Ich schaute herum, sah niemanden und hörte nichts dergleichen mehr.“ (48)

Über den Namensanruf hat Dr. Max Löwy, Nervenarzt in Marienbad, am 22. November 1910 in Prag einen Vortrag gehalten. Die Information, daß der Text 1912 abgedruckt wurde, stammt von jenem Dennis Stillings, der auf einem Flohmarkt auf Hawaii, wo er lebt, Löwys Ausführungen entdeckt hat. (49) Der Nervenarzt schrieb: „Hie und da im leeren Zimmer oder auf der Gasse, besonders aber im Dunkeln, nachts oder in der Dämmerung und in der Einsamkeit, hören sich gewisse Geisteskranke wie auch Nichtgeisteskranke mit ihrem Namen angerufen, ohne daß sie jemanden sehen.“ Der Ruf „ist meist leise oder halblaut, selten lauter ... häufig (ist es) eine unbekannte Stimme, Männer- oder Frauenstimme, welche sie anruft.“

In der Regel sei es der Vorname, der gerufen werde. In 22 Fällen, die Löwy erwähnt, lagen bei 16 (fünf Männer, elf Frauen) als äußere Bedingung Einsamkeit, Dämmerung und Dunkelheit vor. Max Löwy faßt in seinem Vortrag zusammen: „Der halluzinierte und der wirkliche Namensanruf haben außer dem Hören des Namens gerade das Grundmoment beider gemeinsam. Dieses ist eben das Sichangerufenglauben, das Sichangerufenfühlen. (...) Weiter berichten meine Fälle noch ausdrücklich über ein Gefühl der Erwartung, der unbestimmten Unruhe oder des drohenden Unheils, der unbestimmten Angst.“ (50)

In der Isolation und der Einsamkeit dissoziiert das Ich; Prozesse des Denkens laufen nebenher und wie automatisch ab und führen zu Phänomenen. Der Namensanruf dient sicher dazu, sich seiner eigenen Identität zu versichern und unbewußt der ungewissen Lage etwas entgegenzusetzen. Auch die Minuten vor dem Einschlafen und vor dem Aufwachen, der Halbschlaf sind solche Zwischenbezirke.

Carl Sagan, der im Dezember 1996 verstorbene bekannte Astronom und Wissenschaftsautor (er schrieb auch den Roman „Contact“), bekannt für seinen scharfen Realismus, hat bekundet: „Nach ihrem Tod habe ich wahrscheinlich ein Dutzendmal meine Mutter oder meinen Vater in ganz gewöhnlichem Umgangston meinen Namen rufen hören. Als sie noch lebten, haben sie meinen Namen oft gerufen. Und ich vermisse sie immer noch so sehr, daß es mir gar nicht merkwürdig vorkommt, wenn mein Gehirn gelegentlich den Impuls einer Art klarer Erinnerung an ihre Stimmen empfängt.“ (51)

Beim Namensanruf könnte auch etwas wie außersinnliche Wahrnehmung im Spiel sein. Professor Hans Bender (1907-1991), der das Freiburger „Institut für Grenzgebiete der Psychologie“ gründete, hat aufgezeichnet: „Bei einer Umfrage über okkulte Kriegserlebnisse hat eine Reihe von Berichterstattern erzählt, daß sie sich von draußen beim Namen gerufen hörten, wohl auch ans Fenster oder an die Türe gingen und niemand sahen. Zur selben Zeit soll ein Angehöriger gefallen

sein. Auch prophetisch, als Warnung, ist das 'Erlebnis des Gerufenwerdens' bekannt. Ein Soldat hörte sich in einem Unterstand von seiner Mutter gerufen und ging, als der Ruf sich wiederholte, verwundert hinaus, gerade noch rechtzeitig, um einem Treffer zu entgehen. Es mag sein, daß eine Art Instinkt, ein unbewußtes Kombinieren sich in manchen Fällen durch eine eindrucksvoll arrangierte Gehörshalluzination Geltung verschafft.“ (52) Dazu der zynische Einwurf eines skeptischen Wissenschaftlers in einem Brief: Wir wüßten ja nicht, wieviele Menschen nach einem Anruf gerade in ihr Verderben gelaufen seien! Tatsächlich werden gerne angebliche "paranormale Treffer" überliefert, „Fehlschläge“ aber verschwiegen.

Trotzdem: Der Anruf mit dem eigenen Namen signalisiert manchmal ein Unglück, den Tod eines Verwandten oder Freundes. Das Wissen darum ist blitzartig und so klar, wie „paranormale“ Träume klar sind und anders als gewöhnliche Träume. Der Perzipient (der Zeuge; derjenige, der die Erfahrung macht) muß aber in aufnahmebereiter Stimmung sein - viele Erscheinungen und Phänomene ereignen sich, wenn ein Mensch liest oder wandert, also wieder leicht dissoziiert. Er ist nicht ganz anwesend und daher empfänglich für Botschaften von - ja: von außen? Von innen? Eine Geschichte aus den Bergen.

„Ich war in einem Bergdorf in den Ferien. An jenem Tag war ich ausgegangen, um alleine einen Spaziergang zu machen. Da hörte ich die Stimme meines Vaters, der mich beim Namen rief. Es verging etwa eine Minute, dann rief mich die Stimme noch einmal, und dann passierte es noch ein drittes Mal. Ich suchte im Kreis herum, aber ich war alleine inmitten der Berge, und es war niemand da; außerdem war ich in Ferien, wo mich niemand kannte, während ich wußte, daß sich mein Vater in Österreich aufhielt. Ich war stark verwundert und kehrte ins Dorf zurück. Nach ein paar Stunden erhielt ich ein Telegramm von Papa, der mich davon unterrichtete, daß meine Mutter verletzt in einem Krankenhaus lag. Ich erfuhr dann von meinem Vater, daß meine Mutter etwa zu der Zeit, als ich ihn mich rufen hörte, überfahren und schwer verletzt wurde, während sie beide gerade einen Spaziergang machten. In diesem Moment habe er (mein Vater) große Angst gehabt und an mich gedacht.“ (53)

Das führt uns wieder in die Grenzsituation der ausweglosen Einsamkeit, in der nichts geschieht und alles möglich ist. Löwy argumentiert, daß der Namensanruf nur ein Gefühl artikuliert, das vorher schon vorhanden war: das Gefühl der Bedrohung, der Gefahr, der gespannten Aufmerksamkeit. Wenn keine Außenreize wirken, hält man alles für möglich. Man ruft sich gewissermaßen selber an, man warnt sich selbst: Paß auf, nun kann alles passieren.

Erweckungserlebnisse

Wenn man sich mit diesen Phänomenen befaßt, treten Muster zutage. Wie das Gefühl einer Gegenwart hilft der Namensanruf gegen Einsamkeit. Er kann aber auch Ausdruck eines Elements des Übersinnlichen sein wie auch des Religiösen. Berufen zu sein bedeutet im ursprünglichen Sinne nach Carl Gustav Jung, dem Schweizer Psychiater und Mythologen, von einer Stimme angerufen zu werden. Die ältesten Zeugnisse davon finden sich im Alten Testament.

Ein Mann wollte die Anhänger des neuen Wegs „fesseln und nach Jerusalem“ bringen. Ein gefährlicher Eiferer. Aber dann, auf einer Straße, außerhalb menschlicher Ansiedlungen, kam das Erweckungserlebnis. Zeugen von UFO-Sichtungen haben dies ähnlich geschildert. „Unterwegs aber, als er sich bereits Damaskus näherte, geschah es, daß ihn plötzlich ein Licht vom Himmel umstrahlte. Er stürzte zu Boden und hörte, wie eine Stimme zu ihm sagte: Saul, Saul, warum verfolgst du mich? Er antwortete: Wer bist du, Herr? Dieser sagte: Ich bin Jesus, den du verfolgst. Steh auf und geh in die Stadt; dort wird dir gesagt werden, was du tun sollst. Seine Begleiter standen sprachlos da; sie hörten zwar die Stimme, sahen aber niemand. Saulus erhob sich vom Boden. Als er aber die Augen öffnete, sah er nichts. Sie nahmen ihn bei der Hand und führten ihn nach Damaskus hinein. Und er war drei Tage blind, und er aß nicht und trank nicht.“ (54)

Die Stimme kann Ausdruck von Sauls Gewissensbissen gewesen sein, kann aus diesem abgespaltenen Teil seiner Psyche gedrungen sein. Er ruft sich selbst zur Ordnung, weil er meint, sein Leben ändern zu müssen. Aus der Geschichte der Psychiatrie sind viele Fälle von Konversionshysterie bekannt: der, wie Peter McKellar schreibt, „Umwandlung von Angst in ein physisches Zeichen oder Symbol“ (55). „Durch die Hypnose verschwinden oft hysterische Blindheit und Taubheit, und Lähmung und Anästhesie weichen.“ Blindheit kann eine selbsthypnotische Reaktion sein. Saul erlebt höchsten Streß: Er muß sein Leben total umkrempeln, will er der Stimme - dem Gewissen - folgen; also verfällt er in Blindheit, um seine Lage zunächst einmal zu überdenken.

Wieviele Mystiker sind in die Einsamkeit gegangen und hörten dort sich angerufen! Jeanne d'Arc soll durch eine Stimme dazu bewegt worden sein, ihr Land von den Engländern zu befreien, und Franz von Assisi soll durch eine Stimme den Befehl erhalten haben, das zerstörte Haus Gottes wieder aufzubauen. Robert Louis Stevenson will immer mit kleinen Wesen, den „Brownies“, konferiert haben, die ihm Erzählungen diktieren.

Unsere Fälle liegen freilich anders - und doch nicht. Vielleicht sind unsere Wege ins Gebirge auch eine Art spiritueller Suche, die wir nur geschickt in andere Worte verpacken; wir entfernen uns von dem Durcheinander, um Ruhe zu finden, die Gedanken strömen zu lassen. Wenn dann, selten genug, ein seltsames Phänomen auftaucht, sind wir trotzdem verwirrt.

Die innere Stimme gibt Führung

Wenn das bewußte Ich im Schongang läuft, kann es zu eigenartigen Erlebnissen kommen. In unserem Innern arbeitet es, ohne daß wir immer davon wissen. Ein interner Monolog mag ablaufen, Geschehnisse werden verarbeitet und neu präsentiert - und wir halten uns jederzeit für die Meister der Situation. Schizophrene hören häufig Stimmen, die ihnen abstruse Dinge befehlen; doch beim gesunden, völlig erschöpften Menschen befiehlt diese Stimme oft das Richtige. Es ist die Notfall-Instanz, die sich einschaltet: der Autopilot gewissermaßen.

Joe Simpson, schwer verletzt, kriecht in den Anden abwärts. „Von Zeit zu Zeit hielt ich an, um Schnee zu essen und auszuruhen, starrte geistesabwesend auf die riesige Westwand des Siula Grande über mir und hörte den seltsamen Gedanken zu, die in meinem Kopf wiederhallten. Dann unterbrach die Stimme meine Träumereien, und ich schaute schuldbewußt auf meine Uhr, bevor ich wieder weitermachte. Die Stimme und die Uhr hielten mich in Trab, wann immer mich die Hitze vom Gletscher in eine einschläfernde, erschöpfte Benommenheit lullte. (...) Während ich mich zentimeterweise über das Meer aus Schnee schob, hörte ich anderen Stimmen zu, die sich fragten, was wohl die Menschen in Sheffield trieben, oder erinnerte mich an die kleine Kneipe mit dem Strohdach in Harome, wo ich vor der Expedition zuweilen etwas getrunken hatte.“

„Ich hoffte, daß meine Mutter für mich betete, wie sie es immer tat, und bei der Erinnerung an sie verschleierten sich meine Augen mit nassen, heißen Tränen. Ich sang unablässig die Worte eines Schlagers im Takt zu meinen Kriechbewegungen, und mein Kopf füllte sich mit unzähligen Gedanken und Bildern an, bis ich anhielt und schwankend in der Hitze saß. Dann sagte mir die Stimme, ich hätte mich verspätet, und ich wachte mit einem Ruck auf und kroch wieder weiter. Ich war in zwei Teile gespalten. Eine kalte, klinische Seite in mir begutachtete alles, entschied, was zu tun war, und sah zu, daß ich es auch ausführte. Der Rest war Irrsinn, ein dunstiger Schleier von Bildern, so lebhaft und wirklich, daß ich mich in ihren Bann verlor.“ (56)

Simpson faßt zusammen: „Es war, als würden in meinem Kopf zwei Wesen das Für und Wider erörtern. Die Stimme war klar und scharf und befehlend. Sie hatte immer recht, und ich hörte auf sie, wenn sie sprach, und handelte gemäß ihren Beschlüssen. Das andere Wesen ließ eine zusammenhanglose Serie von Bildern, Erinnerungen und Hoffnungen lossprudeln, mit denen ich mich in einem wachtraumartigen Zustand befaßte, während ich daran ging, den Befehlen der Stimme zu gehorchen.“ (57) Es war wohl die „innere Stimme“, die heute auch im übertragenen Sinne verwendet wird.

Manche Stimme wird auch halluziniert, sie ist wie ein akustisches Trugbild, vielleicht hervorgerufen durch Sauerstoffmangel im Gehirn. Jerzy Kukuczka mußte am 10. Juli 1986 am K2 den Absturz seines Freundes Tadeusz Piotrowski miterleben und kehrte langsam zurück.

„Ich schleppte mich bis zu den Zelten, die ich um vier Uhr nachmittags

erreichte. Das erste, was ich tat, war, zum Funkgerät zu greifen. (...) Lange, lange Zeit antwortete mir niemand, doch schließlich hörte ich eine Stimme. Sofort bat ich darum, mit Janusz Majer, dem Leiter der polnischen Expedition sprechen zu können und teilte ihm die tragische Nachricht von Tadeusz' Sturz mit. Sie wollten sofort losgehen, um ihn unter der Wand zu suchen. Am nächsten Tag würden wir uns wieder miteinander in Verbindung setzen.“ Später erfährt Kukuczka, daß im Basislager nie eine Nachricht von ihm eingetroffen ist. Es war wohl eine Halluzination. (58) Hier spielte das Moment der Erwartung eine Rolle: Kukuczka war sich sicher gewesen, daß er jemanden erreichen würde.

Hier soll noch erwähnt werden, daß es eine weitere Art von Pseudo-Halluzinationen gibt: Was für eine Halluzination gehalten wird, war in Wirklichkeit eine echte Wahrnehmung. Suedfeld weist darauf hin, daß in extremer Kälte und dünner Luft Töne über weite Strecken gehört werden und sich auch im Wasser fortpflanzen. Eine scheinbar halluzinierte Stimme eines Mannes, die seine Frau hörte, nachdem er ihre arktische Behausung verlassen hatte, stellte sich später als sein tatsächliches Rufen heraus. Es war über eine unglaublich lange Strecke zu hören gewesen. (59) Der FAZ-Redakteur Freddy Langer marschierte in einer Gruppe 1998 in elf Tagen zum Nordpol und erinnerte sich: „Und so hätte ich mich auch nicht wundern dürfen, als ich ein Flüstern vernahm, eine Stimme wie von ganz fern. Wörter, Satzketten, Reime. Fast klang es wie eine Melodie, so daß ich einen Augenblick an die Legende denken mußte, der gesamte Schall der Weltgeschichte, alle Töne, alle Gespräche, sei im Eis der Arktis gefroren und würde eines Tages auftauen, wäre dann wieder zu hören. Natürlich war es jemand aus der Gruppe. Gedankenverloren stand er an seinem Schlitten und rezitierte ein Frühlingsgedicht von Longfellow.“ (60)

Zu Beginn einer Bergtragödie, die Hans Hintermaier nacherzählte, fiel ein Mann nachts vierzig Meter tief in eine schneegefüllte Mulde. Dort verbrachte er stehend die Nacht. Am nächsten Tag rief er hinauf zu seinem oben gebliebenen Freund. Keine Antwort. Er sah den Freund aufbrechen, „mußte aber zu seiner Bestürzung feststellen, daß sein Begleiter, vielleicht 30 Meter abseits, an ihm vorbei abstieg, nicht ein einziges Mal den Blick in seine Richtung wandte und auf seine wiederholten Zurufe überhaupt nicht reagierte.“ Hintermaier vermutet: „Möglicherweise glaubte er an Halluzinationen, als er die Stimme des Totgeglaubten hörte. Welche andere Erklärung sollte es sonst geben?“ (61)

Nach einer Untersuchung von Fritz Hans Schwarzenbach von der schweizerischen Stiftung für alpine Forschung, Zürich, folgt so mancher Kletterer in seinem Wahn vermeintlichen Stimmen aus der Tiefe und springt freiwillig ab. Es gibt zunächst die Apathie, die Willenlosigkeit; doch es gibt auch Stimmen, die den Verzweifelten zum Handeln auffordern.

Die Stimme wird in solch extremen Fällen nur das widerspiegeln, was im Kletterer vor sich geht. Doch meistens kommen Stimmen zuhelfe. „Ein schwergewichtiger Brite hat mit einer buddhistischen Fastenkur in hundert Tagen 51 Kilogramm abgenommen. Er setzte sich auf einen Berg auf der japanischen

Insel Kyushu, nahm den Lotussitz ein und trank nur Reiswasser“, wie die britische Zeitung „Daily Telegraph“ berichtete. „Das größte Problem war die Kälte. Einmal dachte ich, ich sterbe an Unterkühlung“, sagte der Mann. Geholfen habe ihm eine „Stimme“, die ihn zum Durchhalten ermuntert habe. (...) (62)

Rettung durch eine innere Stimme ist häufig. Roger Marshall, ein kanadischer Bergsteiger, entfernte sich nach seiner Besteigung des Kangchendzönga vom Gipfel und spürte, wie seine Kraft nachließ. Schlagartig fand er sich auf gefährlich steilem Gelände, kurz vor dem Stürzen. Mit einem Male hörte er eine Stimme, die japanisch sprach, obschon keine Japaner am Berg waren. Er bewegte sich auf die Stimme zu, fand eine Reihe Seile, die eine frühere japanische Expedition zurückgelassen hatte und gelangte in Sicherheit. (63)

„Subvokalisation“ und akustische Halluzinationen

Der griechische Philosoph Sokrates (470-399 v. Chr.) blieb manchmal stundenlang wie angewurzelt stehen und lauschte dem „Daimon“. Doch der Daimon, die Stimme, kam, wenn wir Platons Zeugnis Glauben schenken, aus Sokrates selbst. Das war schon eine Weiterentwicklung gegenüber den Jahrhunderten zuvor, als es nur Gesetze und Gebräuche gab, doch kein Gewissen. Wenn ein Mensch fehlging, machte ihn unweigerlich eine Gottheit darauf aufmerksam. Der Mensch fühlte den Anruf von außen kommen. Es hieß über den Dichter, ein Gott spreche durch ihn. Der Altphilologe Hermann Fraenkel schrieb ergänzend: „Wenn ein Mensch, statt nur auf eine bestehende Situation zu reagieren, etwas Neues und Anderes frisch beginnt, so erlebt er das als Eingebung von oben. Es kommt über ihn.“ (64)

Der amerikanische Psychologie-Professor Julian Jaynes vertrat die Ansicht, die Beziehung von Gott zu Held bei den Griechen entspreche dem, was Freud „Ich-Überich-Beziehung“ nenne. Er führt aus: „Die Götter sind - so würden wir es heute ausdrücken - Halluzinationen. Gewöhnlich sind sie zu sehen und zu hören nur für diejenigen Helden, an den sie gerade das Wort richten. Manchmal kommen sie aus einem Nebel oder aus dem ‘grauen Gewässer’ des Meeres oder eines Flusses, oder vom Himmel herunter - was alles darauf hindeutet, daß ihnen aura-artige Gesichterscheinungen vorausgingen. Zu anderen Malen dagegen ist es einfach nur so, daß sie plötzlich da sind. In der Regel melden sie sich in eigener Person, meist nur stimmlich; zuweilen kommen sie jedoch auch in Gestalt eines Menschen aus der näheren Umgebung des Helden.“ Dies gilt für die Epoche von Homers „Ilias“. (65)

Jaynes hat diese Beobachtung zum Zentralstück seiner Theorie über eine allmähliche Entstehung des subjektiven Bewußtseins gemacht. Der „vorbewußte“ Mensch habe solchen Stimmen gehorcht und eine „bikamerale Psyche“ besessen, also zwei Hirnhälften, die nicht in Verbindung miteinander standen. Diese Tren-

nung wurde nach der Zeit 1000 v. Chr. allmählich aufgehoben. Der griechische Dichter und Politiker Solon (640-559 v. Chr.) habe als erster von persönlicher Verantwortung gesprochen als er den Athenern geraten habe, die Schuld bei sich zu suchen. Mit einem Schlag sehe man sich „ins moderne Zeitalter der Subjektivität versetzt“.

Aus der Zeit vor dem Aufkommen der Psychologie datiert das Konzept, daß der Gedanke aus einer Art „innerem Sprechen“ bestehe (der Philosoph Thomas Hobbes (1588-1679) glaubte daran). Das führte zu endlosen philosophischen Debatten. Die Theorie aber, daß akustische Halluzinationen mit diesem inneren Sprechen, der „Subvokalisation“, eng zusammenhängen, hat experimentell Bestätigung gefunden. Der Elektromyograph (EMG) mißt auf der Haut die Bewegung der Muskeln, die das Sprechen begleiten. Bei einer Untersuchung stellte Gould (1948) fest, daß von 100 halluzinierenden Patienten 83 feinste Bewegungen von Kinn und Lippen aufwiesen, doch nur 10 von 100 nichthalluzinierenden. Eine Aufgabe, die Konzentration verlangt - etwa das Lesen eines Texts - verringert nach einer weiteren Studie die akustischen Halluzinationen: weil dies ablenkt. (66)

Noch einmal will ich auf die Unterscheidung hinweisen zwischen der Stimme, die in bedrohlichen Situationen die Führung übernimmt und solchen Stimmen, die bei psychisch Kranken auftreten. Carola Cutomo (ein Pseudonym) hat in ihrem Buch „Medialität, Besessenheit, Wahnsinn“, das 1989 in Flensburg erschienen ist, ihre Geschichte erzählt. Es fing an mit okkulten Spielchen im Bekanntenkreis, doch plötzlich meldete sich über automatisches Schreiben immer wieder eine Person, die auch mit ihrer Stimme hervortritt.

Cutomo schreibt: „Im großen und ganzen füllte mich der Kontakt mit den Geistwesen aus. (...) Dieser ungebärdigen Kraft (Vater Wolfgang dem Göttlichen) gehorchte ich den ganzen Tag. Sie dirigierte mich, als sei ich eine Marionette. Mal hierhin, mal dorthin. Überall bestellte ich mir Getränke, die ich doch nicht trank.“ (67) In diesem Buch enthüllt sich das ganze Drama, wenn Stimmen Befehle erteilen, Drohungen ausstoßen und einem Menschen das Leben zur Hölle machen. Am schlimmsten freilich sind die Aufforderungen der Stimmen, sich das Leben zu nehmen; wir wissen nicht, wieviele Suizide darauf zurückzuführen sind. Und auch Bluttaten kommen vor - wenn es auch zuweilen eine billige Ausrede ist, daß angeblich „innere Stimmen“ einen Mord angeordnet haben.

Der bayerische Chemieprofessor Ludwig Staudenmaier hat Anfang unseres Jahrhunderts ein Experiment gewagt, das ihn in den Wahnsinn trieb. Er züchtete innere Stimmen heran, experimentierte mit der Bewußtseinsspaltung, bis mehrere Stimmen in ihm hörbar wurden. Nacherzählt hat er seine schauerliche Odyssee in dem Buch „Magie als experimentelle Naturwissenschaft“, 1921 erschienen. Der Professor brach gewissermaßen auseinander und flüchtete nach Rom, wo er in den dreißiger Jahren starb. Bei Schizophrenen ist das Stimmenhören die häufigste Qual. Doch Stimmen in den Bergen sind, das sollte klar geworden sein, anders.

Schritte - und ein wenig Spuk

Man hört auch oft Schritte in den Bergen. Auf dem Gipfel oder beim Abstieg könnte das wohl ein Berggeist sein - wie auf dem Ben Macdhui. Peter Underwood hat in seinem „Gazetteer of Scottish and Irish Ghosts“ die Geistergeschichte des 1.430 Meter hohen Macdhui nacherzählt. Der Berg („Ben“) Macdhui ist der höchste der sechs Gipfel der Cairngorms, und der „Große graue Mann vom Ben Macdhui“ wird seit 1891 gefürchtet - als Professor Norman Collie berichtete, er sei vom Gipfel im Nebel zurückgekehrt, als er Fußtritte hinter sich gehört habe, die aber dreimal oder sogar viermal so lang gewesen seien als die eigenen. Da ergriff Panik den Professor, und er hastete hinab bis in den Wald von Rothiemurchus hinein, wo die Schritte nicht länger zu hören waren. Natürlich sind die Spielarten der Halluzination miteinander verwandt; von den Gestalten am Macdhui haben wir bereits gelesen. Andere Zeugen hörten Stimmen, wieder andere spürten das Gefühl einer Gegenwart.

Im Sommer 1904 hörten Hugh Welsh und sein Bruder mehrmals während ihrer Nächte in der Nähe des Gipfels weiche Schritte, die ihnen folgten. Sie sahen indessen niemanden. Später hörten sie noch deutlich Schritte am Tag und hatten das Gefühl, etwas sei in ihrer Nähe, ein eigenartiges Gefühl auf einem verlassenen Berg.

1928 hörte Joan Grant, eine übersinnlich begabte Frau, die mit ihrem Ehemann im Sonnenschein im Rothiemurchus-Wald wanderte, das dumpfe Dröhnen von Hufen und fühlte sich von „etwas abgrundtief Bösem, Vierbeinigen und obszön Menschlichen, unsichtbar und trotzdem solide“ verfolgt. Im Jahr 1941 verließ Wendy Wood, eine schottische Naturforscherin, fluchtartig den Lairig-Ghru-Paß. An einem trüben Tag hatte sie am Beginn des Passes eine Stimme von „gewaltiger Resonanz“ ganz in ihrer Nähe vernommen. Es habe Gälisch geklungen, war vielleicht aber nur das Echo eines Tierschreies gewesen, argwöhnte sie - doch als sie, dicht vor ihren Füßen, die Stimme noch einmal hörte, klang diese eindeutig menschlich. Danach hörte Wendy Wood noch riesige Fußtritte hinter ihr herlaufen und hatte das Gefühl, jemand sei direkt hinter ihr.

Alexander Tewnion, ein schottischer Alpinist und Fotograf, fielen die Schritte beim Abstieg vom Macdhui an einem Oktobertag auf, als er auf dem Coire-Etchachan-Pfad war. Es war ein einziger, lauter Schritt, dessen Echo durch den Wind ihm zugetragen wurde, dann kam - getrennt durch längere Intervalle - noch einer und noch einer. Als ungeahnt ein großer, dunkler Schatten vor ihm auftauchte und sich auf ihn zuzubewegen schien, feuerte er drei Schuß aus seinem Revolver auf das Phantom ab - und lief, was er konnte, zu Tal. (68)

Wie verhält es sich dann in einem geschlossenen Raum - in einer Skihütte etwa?

Ulrich Kamm erwähnt ein „Nachtgespenst in Skistiefeln“ auf der Falkenhütte. Zu ihr ging eine Gruppe ohne Lampen, „als ich plötzlich auf eine frische Skispur stieß, welche unseren Weg kreuzte ... Aha, dachten wir - es ist also schon jemand da.“ Über eine Leiter gelangen die Wanderer ins Zimmer. „Gerade begannen wir mit dem Essen, als wir auf dem Dachboden über uns schwere Schritte hörten - Schritte von Skistiefeln. Nun kommt er also, meinten wir und dachten dabei an die seltsame Skispur, welche wir gesehen hatten. Doch es kam niemand. Es wurde wieder ganz still. Nur das Feuer knisterte. Doch da war es wieder: Schritte, die über unseren Köpfen hin- und hergingen.“

Der Erzähler steigt in den Raum über ihnen. Doch da ist niemand. Wieder unten angelangt, hört er wieder die Schritte. Eine neue Suche - diesmal zu dritt - bleibt erfolglos. „Leicht schockiert darüber, daß es für diese eigenartige Erscheinung keine natürliche Erklärung gab, brachen wir unsere Suche ab. Eigenartigerweise war es von nun an ruhig.“ Nach Mitternacht melden sich die Schritte in Skistiefeln wieder. „Sollte er ruhig weiterspuken ... Er, der Geist der Falkenhütte“, beendet der Berichterstatter seine Geschichte. (69)

Ob Dougal Haston, Teilnehmer der Mount-Everest-Expedition von 1975, dieselbe Hütte aufgesucht hat, ist nicht bekannt. Er beschrieb in seiner Autobiographie ebenfalls rätselhafte Schritte in einer Alpenhütte, in der sie übernachteten. Gegen zwei Uhr morgens schreckten sie aus dem Schlaf. Rhea White und Michael Murphy gaben die Geschichte so wieder: „Im Raum über ihnen hörte er Schritte, die dann die Treppe herunterkamen. Die Türklinke wurde gerüttelt, doch die Tür nicht geöffnet. Als nächstes hörte er die Schritte wieder die Treppe hinaufgehen, dann war alles ruhig. Am nächsten Morgen sprach er nicht darüber, doch sein Begleiter meinte, er habe die Geräusche auch gehört; da wußte Haston, daß er nicht geträumt hatte. Gemeinsam durchsuchten sie die Hütte, fanden aber nichts. Wegen schlechten Wetters mußten sie noch eine zweite Nacht in der Hütte verbringen, und um 2 Uhr hörte man wiederum die gleichen Geräusche. Sie standen auf, überprüften den Flur, allerdings war ihnen nicht danach zumute, in den oberen Stock hinaufzusteigen. Am kommenden Tag durchblätterte Haston das Hüttenbuch und fand darin eine Notiz, die über den Tod des Hüttenwärters durch ein Lawinenunglück Auskunft gab.“ (70)

Der Schweizer Musiker Bo Katzman hat bei den Psi-Tagen 1993 in Basel eine ähnliche Episode zum besten gegeben: Er hörte Schritte, die aus dem Haus hinaus führten in einen Schopf; mehrmals. Später stellte sich heraus, daß früher einmal ein Mensch die Treppe hinab und hinüber in die Hütte gegangen war, um sich dort aufzuhängen. Bei diesen Schritten handelt es sich nach der Schweizer Spukforscherin Fanny Moser um „Mimicri“-Geräusche, um „nachäffende“ Geräusche, die nicht real sind, aber gleichwohl vernommen werden. In solchen Fällen muß immer geklärt werden, ob die Perzipienten von früher an einem Ort vorgefallenen Geschichten gewußt haben.

Sonst bleibt für ortsgebundenen Spuk die Erklärung, daß gewisse Räume und Orte durch frühere Geschehnisse aufs feinste imprägniert sind und sensible Menschen die „Schwingungen“ wahrnehmen können. Als Träger ist das Magnetfeld der Erde vorgeschlagen worden. Manchmal lassen sich in der Tat - wie bei der Untersuchung einer Erscheinung im schwedischen Schloß Engsö - dort, wo die Erscheinung erblickt wurde, stärkere elektrische und magnetische Felder messen. (71) Moderne Spukforscher setzen auch Infrarotkameras, hochempfindliche Temperaturmesser und Mikrowellen-Detektoren ein.

3. Eine Berührung spüren: die taktile Halluzination

Daß Menschen in der Lage sind, Dinge zu sehen, die es nicht gibt, ist verbürgt. Diese optischen Halluzinationen sind gut belegt und halbwegs verstanden. Schwieriger ist es mit den irrigen Wahrnehmungen, die einem nah auf den Leib rücken: den Halluzinationen der „taktile“ Art. Körperlich sich berührt zu fühlen, wo niemand in der Nähe ist - das ist schon sehr befremdlich. In unserem immer wieder erwähnten „Zensus“ von 1894 schreiben die Autoren, sie seien seltener als akustische Halluzinationen, und sie seien ziemlich einförmig. Manchmal bestünden sie aus dem ziemlich flüchtigen Eindruck einer Berührung, die nicht mit dem festen Gefühl an ein externes Objekt verbunden würde. Manchmal sei es ein Kuß, der verspürt würde; und der würde nie vergessen. Öfter sei das Gefühl, von einer Hand gestreift zu werden.

Auch G. N. M. Tyrrell meinte, es sei „nicht ungewöhnlich“, daß im Fall der Erscheinungen das Gefühl der Berührung halluziniert werde. „Mir sind 56 Fälle dieser Art begegnet, und es besteht kein Zweifel, daß es noch mehr davon gibt.“ Er zitiert aus einer Erzählung der berühmt gewordenen Sammlung „Phantasms of the Living“ der Londoner „Society for Psychical Research“: „Ich hörte ganz klar die Schritte des Mannes, dem ich verlobt war, die schnell die Treppen hinter mir heraufkam, dann fühlte ich, wie er seine Arme um meine Taille legte.“ (72) Doch es war niemand da. Dem erbarmungslosen Hexenverfolger Jean Bodin (1529- 1596) ersetzten halluzinierte Berührungen die innere Stimme. Er schrieb über einen Mann, der seit 37 Jahren von einem „Geist“ besucht werde (dieser Mann sei, wie ein Zeitgenosse meinte, wohl er selbst gewesen): „Er hat mir versichert, daß er (der Geist) ihm immer, wenn er ihn begleitet habe, ein deutliches Zeichen gegeben habe wie, sein rechtes Ohr zu berühren, wenn er etwas getan habe, was nicht gut gewesen sei; und sein linkes Ohr, wenn er es richtig gemacht habe.“ (73)

Vor hundert Jahren wurden viele Episoden von „Todes-Koinzidenz“ erzählt. Die geisterhafte Erscheinung eines Menschen wird erblickt und vergeht wieder; später erst erfährt der Perzipient, daß dieser Mensch um die nämliche Stunde gestorben ist. Als Todes-Koinzidenz galt den Londoner Pionieren nur, wenn sich eine Erscheinung 24 Stunden vor bis 24 Stunden nach dem Tod des Betroffenen bemerkbar macht. Wie bereits erwähnt, konnten in neueren Studien kaum mehr überzeugende Todes-Koinzidenzen gefunden werden, anders als vor hundert Jahren. Vielleicht handelte es sich bei den Berichten um ein Stück Folklore, das langsam in Vergessenheit gerät.

Ein Fräulein L. D. schrieb der Society for Psychical Research am 4. September 1890: „Am 3. September 1858 hielt ich mich in einem unwirtlichen Teil der westlichen Highlands am See auf, wo unser Haus stand. Eine Gruppe von Cousins und Cousinen, auf Besuch, war zugegen.“ Sie war eine Weile alleine geblieben, und „ein Impuls kam über mich, für einen meiner Brüder zu beten, einen Seemann - er befand sich zu jener Zeit in Westindien. Ich hörte kein Geräusch, aber ich hatte das Gefühl, daß mich etwas berührte. Ich gehorchte und betete für seine sicherer Heimkehr (sein Schiff war auf dem Heimweg). Ich sagte den anderen nichts, aber ich schaute auf meine Uhr: Es war 3.30 Uhr.“ (74) In der Tat starb der Bruder, wie die Frau später erfuhr, am selben Tag. Man sollte jedoch bei Fällen, bei denen bis zur Publikation über 30 Jahre vergangen sind, vorsichtig sein. Die Erinnerung kann sich schon nach weitaus kürzerer Zeit als trügerisch erweisen.

Handgreifliche Halluzinationen

Eine andere Klasse von Berührungen kommt von innen und bringt Rettung. Chris Costner Sizemore hat so etwas erlebt. Es beginnt wie bei Hitchcock:

„Als ich nun in die Duschkabine stieg, trat mein Fuß auf einen Seifenrest, und ich rutschte aus. Ich konnte spüren, wie mein Fuß unter mir wegrutschte. Ich fürchtete den Sturz, die Panik packte mich. Genauso plötzlich war ich jedoch bestürzt, als ich fühlte, wie mein Körper von etwas in die aufrechte Lage gestoßen wurde, was wie ein Paar starker Hände schien, die mich an beiden Seiten meines Brustkastens packten ... Wer hatte das getan? ... Am nächsten Morgen entdeckte ich, als ich mein Nachtgewand abstreifte, blaue Flecken wie Handabdrücke auf beiden Seiten meines Brustkorbs.“ (75)

Chris Costner Sizemore war eine gequälte Frau. Bei ihr wurde „Multiple Personality Disorder“ (MPD) diagnostiziert. Heute erhärtet sich der Verdacht immer mehr, daß dies eine von Psychiatern geschaffene Diagnose ist, die Patienten gekonnt „nachspielen“. Sizemore hatte angeblich 22 verschiedene Persönlichkeiten, die abwechselnd die Kontrolle über den Körper übernahmen. Jede Teilpersönlichkeit hatte einen Namen - es sind oft abgespaltene Anteile, die von der Patientin später mit Namen versehen wurden. Diese Frauen - oft leicht

hypnotisierbare Menschen, die viel erlitten haben und eine starke Fähigkeit besitzen, Gestalten zu schaffen und in einer Phantasiewelt zu leben - sind die Hysterikerinnen unserer Zeit. Sie neigen zur Dissoziation, und eben das ist der Mechanismus, der eine innere Stimme und innere Bilder zum Vorschein bringt.

Bergsteiger haben, soviel bekannt ist, kaum davon berichtet. Darum müssen wir aus dem wenigen Material das Beste machen und ausgiebig zitieren. Der niederländische Autor H. C. Moolenburgh berichtet von einem Brief. Die Erzählerin war mit ihrem Mann in den Dolomiten beim Wandern. Nachmittags verließen sie ihre Hütte und gingen zurück.

„Bis dahin war es ein strahlender Tag gewesen, aber ziemlich schnell verschwand die Sonne. Der Himmel wurde dunkelgrau. Bevor es ihnen richtig klar wurde, gingen sie auf einem vereisten Weg, der am Rande eines tiefen Abgrunds entlangführte. Sie waren sich anfangs nicht bewußt, in welcher Gefahr sie sich befanden, aber dann wurde der Weg plötzlich spiegelglatt, und zu allem Überfluß kriegte der Mann, der vor seiner Frau ging, einen Anfall von Höhenangst. (...) Dann verschwand der Weg völlig, und es lag eine riesige Eisfläche vor ihnen, über die sie hinweg mußten, um zu der Seilbahn zu gelangen, die sie wieder ins Tal bringen sollte. Die Frau gab ihrem Mann die Hand, und sie betraten ganz vorsichtig die Eisfläche, den Blick direkt vor sich gerichtet, wobei sie den Abgrund im Auge behielten, von dem eine anziehende Wirkung auszugehen schien.“

„Sie hatte große Angst und bat leise: ‘Gott, hilf uns bitte.’ In dem Moment hörte sie hinter sich knirschende Schritte auf dem Eis. Das hat uns gerade noch gefehlt, dachte sie irritiert, daß wir jetzt auch noch von hinten gehetzt werden! Deshalb rief sie auf deutsch dem Nachfolgenden zu, daß er sich nicht von ihnen aufhalten lassen und vorbeigehen solle. Da hörte sie hinter sich eine sanfte, eindringliche Stimme, die ebenfalls auf deutsch sagte: ‘Ich will ihnen nur helfen.’ Von der Stimme ging eine enorme Liebe und Ruhe aus, und die Frau antwortete sofort: ‘Oh, gerne, helfen Sie mir bitte.’ Dann fühlte sie zwei Hände, die sie an beiden Armen von hinten festhielten, und in kürzester Zeit hatten sie die gefährliche Eisfläche überquert. Es schien nicht länger als ein paar Sekunden gedauert zu haben. Die Hände ließen sie los, und sie sagte aus tiefstem Herzen: ‘Ich danke Ihnen!’ Dann schaute sie sich um, und es war niemand zu sehen. Nur die völlige Leere der einsamen Berglandschaft.“ (76)

Stanley Krippner aus Kalifornien, Experte für Schamanismus und Heilen jeder geistigen Form, sieht die Fähigkeit, sich völlig zu distanzieren und die Psyche “machen” zu lassen, positiv: „Manche Menschen erreichen einen solchen hohen Grad persönlicher und transpersonaler Entwicklung, daß sie in Zeiten großer Not in der Lage sind, innere/äußere Kräfte anzuzapfen. Ob diese Ressourcen ‘Geister’ sind oder Bestandteile unseres eigenen Unbewußten, mag dahingestellt bleiben.“ (77) Damit läßt er sich noch ein Hintertürchen offen. Es handelt sich wohl um Elemente unseres Unbewußten.

Auch gesunde Wanderer können prinzipiell eine Berührung halluzinieren. Doch ein ziemlich handgreifliches Phänomen wie dieses tritt hauptsächlich bei hochsensiblen und psychisch kranken Menschen auf. Bei der Einführung ist es schon angeklungen: Es gibt ein Kontinuum bei der Anfälligkeit für Halluzinationen. Am wenigsten anfällig ist der gesunde Mensch, der Belastungen standhalten kann und auch in gefährlichen Situationen angemessen zu urteilen weiß. Wer unter Streß schnell die Nerven verliert oder vorschnelle Urteile über Wahrnehmungen fällt, mag rascher einer Halluzination zum Opfer fallen. Der statistisch gesicherte Zusammenhang - oder die „Korrelation“, wie Wissenschaftler sagen - zwischen Neurotizismus und Anfälligkeit für Halluzinationen gehört dazu: Wer als neurotisch gelten muß (es gibt Skalen und Fragebogen hierzu), der ist auch weniger robust unter Belastung. (78)

Gut hypnotisierbar etwa sind fünf Prozent der Bevölkerung. Aus gutem Grund machen Show-Hypnotiseure mit ihrem Publikum zu Beginn einen Versuch: Sie sollen die Hände aneinanderlegen. Wer sie nicht mehr auseinanderbringt, wird auf die Bühne gebeten, denn er ist ein gutes Subjekt. Unter Hypnose bringen es manche Menschen fertig, Brandblasen auf der Haut entstehen zu lassen, obschon ihnen nur suggeriert wurde, sie hätten sich verbrannt. Bekannt geworden ist ein Versuch des Arztes Alfred Lechler Anfang der dreißiger Jahre mit seiner Hausangestellten Elisabeth, einer neurasthenischen, sensiblen Frau. Sie sollte sich vorstellen, es bildeten sich die Wundmale Christi, und tatsächlich erschienen an Händen und Füßen unter Schmerzen wundähnliche Stellen, die aufbrachen und bluteten. (79) Der amerikanische Arzt Raymond Moody, der die Nah-Tod-Erlebnisse an die Öffentlichkeit brachte, hat einmal von einer Frau berichtet, die erzählt habe, wie sie geschlagen worden sei: Prompt erschienen blutunterlaufene Male auf ihrem Körper.

Die Wundmale der Stigmatisierten in der Geschichte waren meist keine echten Wunden, sondern nur deren Simulation; aus ihnen trat zu festgelegten Zeiten (bevorzugt freitags) auch kein Blut aus, sondern nur ein wäßriges Sekret. Anhand der Mystiker, Heiligen und Asketen der vergangenen Jahrhunderte könnte man alle Spielarten von Erscheinungen und Halluzinationen studieren; inwiefern Elemente des Übernatürlichen im Spiele waren, ist genauso schwer zu entscheiden wie bei manchen anderen Phänomenen.

Der „Old Hag“

Auf anderen Kontinenten und in der Folklore gehören Berührungen zum Allgemeinut: Schritte auf der Treppe gehören dazu, das Gefühl einer Gegenwart im Schlafzimmer und die Empfindung, wie gelähmt dazuliegen. In Kanada und Neuengland existiert das Alptraum-Phänomen „Old Hag“, den ein Student der Volkskunde so beschrieb: „Und ich fühlte - ich fühlte dieses Niederdrücken auf mir. Ich konnte nicht atmen. Ich konnte mich nicht bewegen.“ (80) David J. Hufford be-

fragte 1981 für sein Buch 100 Studenten, und 23 von ihnen kannten diese Erfahrung: das Gefühl einer Gegenwart und einer Masse, die sich auf den Schläfer legt. Dann sagte man: „Ich hatte gestern den ‘Old Hag’.“ Im Mittelalter war dieses Erlebnis in den Formen von „incubus“ und „succubus“ bekannt: Der Incubus war die männliche Form, die eindringt, der Succubus die weibliche Gestalt, die aufliegt. Im Italienischen heißt Alptraum denn auch „incubo“. In Bayern, Österreich und Schwaben war der Urheber die „Drud“ (oder Trud, Drutt, Trudd).

Stan Gooch weist in seinem Buch „Creatures from Inner Space“ auf den sexuellen Hintergrund hin, ja, er argumentiert sogar, das Sexuelle sei die wichtigste Triebkraft im Paranormalen. Über die Begegnung mit einem Succubus meint Gooch: „Ich kann nur sagen, daß die Erfahrung völlig befriedigend ist.“ (81) Dieser Alp, der sich auf die Brust des Schläfers setzt, hat aber eine lästige Angewohnheit: „Eine der häufigsten Aktivitäten von Geistern ist, daß sie den Lebenden die Betttücher fortziehen.“ Das schrieb Louis Jones 1944 in seinem Buch „Ghosts in New York“. Fanny Moser, die große Schweizer Spukexpertin, hielt dieses „angebliche Reißen eines Geistes an der Bettdecke“ für ein Gegenstück der „Anziehung“ des Steinregens, der auch zuweilen als Spukerscheinung vorkommt. Sie erklärt: „Je mehr man sich in die Berichte vertieft, je klarer wird dieser Zusammenhang von Bett und Spuk. ... Die Nacht ist also das eigentliche Gebiet des Spuks in Verbindung mit dem Bett und der Dunkelheit.“ (82)

Der Old Hag kann leicht mit dem Vampirglauben in Verbindung gebracht werden, mit Hexerei und Angstanfällen. Auch bei der „arktischen Hysterie“ kann das Gefühl einer Gegenwart auftreten. Die Philippiner kennen als Gestalt den Aswang, die Chinesen den Alptraum-Dämon Yen Mei, auch die Araber haben ihrem bösen Traumgeist, und sogar der wissenschaftliche Ausdruck für den Alptraum - *ephialtes* - heißt „auf etwas liegen“. Die Verbindung zur Sexualität liegt nahe, da der Mann sein Traumleben (die Phasen des „Rapid-Eye-Movement“ oder REM, pro Nacht etwa ein bis zwei Stunden) mit erigiertem Penis erlebt. Aber was steckt dahinter? Vermutlich handelt es sich um eine Schlafparalyse. Yasuo Hishikawa erläuterte 1976: „Schlafparalyse kann als eine kurze Episode beschrieben werden, die durch die Unfähigkeit charakterisiert wird, willkürliche Bewegungen vor dem Einschlafen oder vor dem Aufwachen zu vollbringen ... Gelegentlich wird die SP (Schlafparalyse) begleitet von lebhaften und furchterregenden Halluzinationen, oder sie gehen ihr voraus.“ (83) Dieses Phänomen könnte, wie mehrere Autoren schon überzeugend ausgeführt haben, auch hinter den häufig berichteten „Ufo-Entführungen“ stecken, bei denen die Betroffenen von Außerirdischen medizinisch untersucht oder für kurze Zeit entführt worden sein wollen. Es passiert ihnen nach eigenen Angaben meist im heimischen Schlafzimmer.

Taktiler Erlebnis mit einer Mumie

Statt der Schlafparalyse könnte am Berg eine Art Trance eintreten, in der unbewußte Persönlichkeitsanteile die Führung übernehmen - zuvörderst in einer Notlage, in der man manchmal selbst nicht weiß, wie man sich retten hat können. Und da eine Erklärung fehlt, muß sie konstruiert werden. Zuerst ist die Rettung - dann kommt die Erklärung hinzu, flankiert von Gehörshalluzinationen (der Engel spricht) und körperlichen Malen (die Hände am Brustkorb).

Blanche Merz, eine Westschweizerin, hat in der alten Kolonialstadt Guanajuato auf 1.950 Meter Höhe den Beginn einer dämonischen Geschichte erlebt und weitererzählt. Sie leitet in Lausanne ein Institut, das Orte der Kraft untersucht. In ihrem Buch „Die Seele des Ortes“ beschreibt sie, wie sie in einer Galerie die Strahlung ungewöhnlich gut erhaltener Mumien mißt. Ein Arzt warnt sie, einige der Toten könnten versuchen, in ein lebendes Wesen einzudringen.

„Ich gestehe, daß mich vor dem Ausdruck mancher dieser Gestalten noch einige Schauer schüttelten; vom Anblick einer jungen Frau mit langen schwarzen, bis auf die Schulter fallenden Haaren fühlte ich mich angezogen. Ich war überrascht, daß so lange Haare nach einem oder zwei Jahrhunderten noch in so gutem Zustand sein konnten. Ich fühlte eine seltsame Strömung, die von diesem Geschöpf ausging, die sich wie eine kapriziöse Schönheit aufführte, die mit tiefen psychologischen Störungen belastet wäre. (...) In den nachfolgenden Wochen hatte ich diese Begegnung halb vergessen. Nach meiner Rückkehr nach Europa fühlte ich jedoch immer mehr etwas wie eine Hand auf meiner linken Schulter, die sich allmählich immer stärker festkrallte. Mit der Zeit wurde meine Bewegung, mich davon zu befreien, beinahe zur unwillkürlichen Muskelzuckung, meine Gedanken waren zeitweise blockiert.

Ich hatte dem keine besondere Bedeutung zugemessen, bis eines Tages, im Gespräch mit einem befreundeten Priester, der hie und da hellseherische Fähigkeiten hat - er mich plötzlich bestürzt ansah und erklärte, er sehe über und leicht hinter mir, an meine linke Schulter angekrallt, die Form einer jungen Frau mit langen schwarzen Haaren. (...) Ich wünschte heftig, mich von dieser Art verzehrender Abhängigkeit zu befreien, aber wie? Zum erstenmal in meinem Leben willigte ich zu einem Exorzismus ein. Während des intensiven Gebets des Priesters und der Austreibung sah ich, wie ein weißer Lichtstrahl vorüberblitzte, wie ein Schwert, das die Verbindung durchschnitt - tatsächlich bin ich befreit worden.“ (84)

In Gedanken begleitet die Mumiengestalt die Autorin - so greifbar, daß sie diese Anwesenheit spürt und sich einbildet, als kralle diese „Entität“ sich fest; man könnte sagen, die Erinnerung an diese Mumie hat Merz nicht mehr losgelassen.

Ein Dämonengläubiger würde das „Umsessenheit“ nennen. Der Priester hatte hellseherische Gaben - und wirklich „sah“ er die Gestalt, die die Autorin beherrschte. Der Exorzismus war dann nur ein psychologisches und symbolisches

Mittel, diese fixe Idee loszuwerden. Oft wirken diese Zeremonien Wunder, und der Lichtstrahl war nur das subjektive Signal dafür, daß sie „losgelassen“ hatte. Von Bergsteigern sind leider keine taktilen Halluzinationen dieser Art überliefert, darum müssen wir uns noch einmal aus dem Fundus von Moolenburgh bedienen.

Die Frau eines amerikanischen Schriftstellers unternahm in den Ozark Mountains, einem wilden Berggebiet in Arkansas, gerne einsame Wanderungen.

„Eines Tages war die Amerikanerin wieder auf einer ihrer einsamen Wanderungen, als sie irgendwo über einen Bach springen mußte, der quer über den Weg floß und neben ihr in den Canyon stürzte. Sie hatte es schon unzählige Male vorher getan, also sprang sie von einem Stein ab zur anderen Seite, aber dieses Mal rutschte sie aus, drehte sich wie ein Kreisel, verlor das Gleichgewicht und fiel hin. Sie sah in Sekundenschnelle vor sich, was dann geschehen würde: Auf einem tiefer gelegenen Absatz im Canyon würde sie auf einen Felsen stürzen, und sie wäre entweder tot oder wenigstens schwer verletzt. Außerdem war fraglich, ob man sie finden würde. Kaum hatte sie dies jedoch überlegt, da spürte sie, daß sie durch die Luft schwebte wie der Samen eines verblühten Löwenzahns. Sie trieb in der Luft, wie man auf Wasser treiben kann. Sanft wie eine Feder wurde sie auf den Stein herabgelassen, von dem sie abgesprungen war. Eine unbeschreibliche Kraft hatte sie getragen.“ (85)

Die Frau hat vielleicht instinktiv richtig reagiert, hatte unbeschreibliches Glück. Daß sie „durch die Luft schwebte“, war ihre Schilderung; wir dürfen nie vergessen, daß wir es mit anekdotischen Berichten zu tun haben, die man immer skeptisch betrachten muß.

4. Doppelgänger: eine autoskopische Halluzination

Halluzinationen sind Bilder aus dem Inneren, und nicht immer enttarnt man sie sofort. Aber wenn man einem Bild von sich selbst gegenübersteht, ist der Fall klar. Der Doppelgänger ist seit der Romantik ein fester Topos der Literatur und im Bewußtsein einer Zivilisation vorhanden, die Probleme des Ich und der Identität gerne problematisiert. In einer amerikanischen Enzyklopädie heißt es gleich, der Doppelgänger sei in Europa, und besonders in Deutschland, ein vertrautes Motiv. (86)

Ein Erlebnis mit seinem Doppelgänger ist eine „autoskopische Halluzination“ (autoskopisch = sich selbst sehend). Sie ist nach einer Definition von Brugger, Regard und Landis der optische Eindruck, seinen eigenen Körper oder dessen obere Teile *wie in einem Spiegel* reflektiert zu sehen („Hallucinations

spéculaires“, „Spiegel-Halluzinationen“ hießen sie früher in Frankreich). Diese Halluzinationen dauern meist nur wenige Sekunden, und optische Halluzinationen gehen ihnen oft voraus. Hauptsächlich erscheint die Gestalt nicht in einem bestimmten Gesichtsfeld; wenn aber doch, ist es überwiegend das linke. (Beim Gefühl der Gegenwart, das uns im nächsten Kapitel begegnet, gibt es keine bevorzugte Richtung.) Die Autoren haben als Oberbegriff „autoskopische Phänomene“ gewählt und nennen sechs Typen. Die *autoskopische Halluzination* zeigt in ziemlich statischer Form eher Teile des Körpers, während die *echte Heautoskopie* den Doppelgänger benennt, der die eigenen Bewegungen nachmacht, blaß oder schleiergleich wirkt und sich zuweilen recht frei bewegt.

Auch das *Gefühl einer Gegenwart*, das im folgenden Abschnitt näher untersucht wird, gehört dazu als eine Verdoppelung des Körpers, die man nur ahnt. Die *ausserkörperliche Erfahrung* besteht in einer Loslösung vom Körper, dessen Betrachtung von außen und der Rückkehr; sie wird in Kapitel II eingehend vorgestellt. Selten sind *negative* und *innere Heautoskopie*, bei denen die inneren Organe meist außerhalb des Körpers erfahren werden. (87) Es scheint eine gemeinsame neurologische Ursache zu geben für den Illusions-Doppelgänger und das Gefühl, amputierte Gliedmaßen seien noch dreidimensional vorhanden oder schmerzten, was viele Betroffene berichten.

Beim Doppelgänger bleibt der Wahrnehmende im eigenen Körper, obwohl er seinen Körper als fremdartig empfinden und zu dem Eindruck kommen mag, sein „echteres Ich“ sei im Doppelgänger enthalten. Völlig spiegelgetreu muß das Abbild nicht sein; es kann jünger oder viel älter erscheinen und ist meist kleiner. Das entscheidende Kriterium ist, daß die Gestalt wirklich als das eigene Abbild empfunden wird. (88) Bei Bergsteigern treffen wir das häufiger als außerkörperliche Erfahrung an; möglich, daß der Doppelgänger auftritt, wenn man sich exzessiv mit sich selbst beschäftigt. Am Berg sind andere Probleme dringlicher.

Daß Menschen ihren Doppelgänger sehen, ist äußerst selten. Der Neuropsychiater Toshihiko Hamanaka hat in 25 Jahren seiner Berufstätigkeit zwei solcher Fälle erlebt, und beide waren pathologische Fälle. In der gesamten japanischen Fachliteratur der vergangenen 100 Jahre sind 20 Fälle dokumentiert, und Menninger-Lerchenthal hat 1935 bei 1000 Patienten auch nur zwei Beispiele finden können. Hamanaka schreibt, daß das krankhaft halluzinatorische Erblicken anderer Leute „anders strukturiert“ sei als „das Sehen eigener Gestalt, worauf auch das sich später entwickelnde Erkennen des Spiegelbildes der eigenen Gestalt als die der Eltern beim Kind hinweist.“ (89)

Doppelgänger in Dichtung und Wahrheit

Als erstes Beispiel aus der Literatur sei das „Selbstsehen“ von Friederike Hauffe (1801-1829), der „Seherin von Prevorst“ genannt, deren Fall der Arzt und

Dichter Justinus Kerner aus Weinsberg (1786-1862) eingehend untersuchte. Nach drei Tagen der Entrückung „erschien ihr auch das erste Mal außer sich ihr eigenes Bild. Es saß weiß gekleidet vor ihr auf einem Stuhle, während sie im Bette lag. Sie sah lange das Bild an, wollte schreien, aber konnte nicht. Endlich tat sie einen Schrei nach ihrem Mann, und das Bild verschwand.“ Hamanaka vermutet als Gemütszustand während der Erscheinung eine „Einengung des Bewußtseinsfeldes“, wie er bei Hysterie und Epilepsien auftritt sowie eine starke emotionale Spannung. (90)

Neben dem Treffen Guy de Maupassants mit seinem Doppelgänger, der ihm eine Passage diktieren soll, ist Goethes Erlebnis die bekannteste Erfahrung dieser Art.

„In solchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friederiken noch einmal zu sehn. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zumute. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleid, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Weg fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elsaß, mit allem, was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohn, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder.“ (91)

Goethe sah „nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes“ - er macht einen Unterschied, er beobachtet scharf und weiß augenblicklich, daß es keine authentisch sinnliche Wahrnehmung ist; er hatte in diesen Sekunden ein scheinbar präkognitives Erlebnis und sieht sich acht Jahre später, als habe sich eine Falte der Zeit aufgeworfen. Doch bei aller Hochachtung vor Goethe: „Dichtung und Wahrheit“ ist ein Alterswerk, und die Episode hatte sich fünfzig Jahre vor der Niederschrift zugetragen. Das Erlebnis hatte eine Funktion: Es sollte ihm helfen, seinen Trennungsschmerz lindern. Das wurde erreicht.

Es gibt ein ähnliches Erlebnis, erzählt von John Goodwin. Die kalifornische Künstlerin Catherine Reinhardt hatte wiederholt Doppelgänger-Erfahrungen. Als sie 20 Jahre alt war, sah sie ihr Double bei einer Cocktail-Party. Das Double war ein wenig älter und hinkte. „Vier Jahre später wurde Catherine Reinhardt in einen schweren Autounfall verwickelt. Ihr Ehemann wurde getötet, und ihr Bein wurde schwer verletzt. Sie erholte sich nie ganz von der Verletzung und fuhr fort, sich

leicht hinkend fortzubewegen, genauso, wie es ihr Double getan hatte.“ (92) Um diese (präkognitive) Geschichte glauben zu können, müßte man aber doch eine Bestätigung von Dritten haben; an der mangelnden Nachprüfbarkeit scheitert fast immer die Glaubwürdigkeit von Berichten, die zunächst überzeugend klingen.

In der Literatur seit der Romantik steht das Auftretens des Doppelgängers für Schwierigkeiten mit der Identität und schlägt meist einen düsteren Ton an. Hillel Schwartz hat in einem Buch die Kultur der Kopie untersucht (93). Warum das Auftauchen des Doppelgängers den eigenen nahenden Tod ankündigen soll, wird in dem Buch „Der eigene Doppelgänger“ von Erich Menninger-Lerchenthal aus Wien beschrieben: „Wie andere Halluzinationen kann auch die der eigenen Person vor dem Tode auftreten, zumal bei noch klarem Bewußtsein die gesteigerte Tendenz zur Selbstbetrachtung wirksam wird.“ (94) Eidetiker, Menschen eines bestimmten Konstitutionstypus und meist auch bestimmten Lebensalters, könnten optische Vorstellungsbilder sinnlich lebhaft vor sich hin projizieren. Von Halluzinationen seien diese Bilder kaum zu unterscheiden.

Die These, daß Menschen mit lebhafter bildlicher Vorstellungswelt zu Halluzinationen neigten, wird seit Ende des neunzehnten Jahrhunderts diskutiert und muß letztlich verworfen werden. Es scheint keinen einfachen Zusammenhang zwischen der Klarheit und Anschaulichkeit einer Szene zu geben (etwa eines Tagtraums) und dem Glauben daran, sie sei real. Auch die vielen Facetten der „Duplizierung“ des Menschen sind noch nicht in eine Theorie zusammengefaßt worden, wie Brugger, Regard und Landis beklagen.

Aus der Zeit vor 1910 hat Peter Brugger eine Geschichte mit dem Doppelgänger entdeckt, in der ein vorausschauendes Element eine Rolle spielen könnte. Am 10. Juli 1904 stürzte ein 21-jähriger vom Berg Salève bei Genf. Sechs Tage später starb er im Krankenhaus. Der junge Mann hatte häufig autoskopische Halluzinationen gehabt, die scheinbar in die Zukunft wiesen. Drei Jahre vor seinem Tod (am 8. August 1901) sah er sich plötzlich im wachen Zustand, als er sich auf eine Fensterbank aufstützte, „an den Fuß des Berges transportiert, und ich hatte das Gefühl, daß ich mich zerstören wollte und mich von einem Felsen herabstürzte. Meine Knochen waren zerquetscht, zertrümmert; ich sah und fühlte mein Blut fließen, und ich wurde immer schwächer.“ Der Gedanke an den Tod verfolgte ihn: Er sagte voraus, er werde mit 21 Jahren sterben; am Abend zuvor hatte er im Leichenschauhaus zum erstenmal Leichen gesehen, gleich drei an der Zahl; und er begeisterte sich für Spiritismus und Magnetismus.

Seinen Doppelgänger sah der junge Mann meistens, wenn er irgendwo saß; dann überkam ihn die Vision. Der Autor des Beitrags, ein Aug. Lemaître, hatte den Abgestürzten zuvor acht Jahre gekannt. Er folgerte, er sei wohl unbewußt hinabgestürzt, aus der sitzenden Position heraus, in einer seiner autoskopischen Halluzinationen befangen, erschöpft, vom Gedanken an den Tod durchtränkt. So wäre dieser Fall wohl unter die Rubrik „sich selbst erfüllende Prophezeiung“ einzuordnen. (95)

Der Mensch, ein phantombildendes Wesen

Max Mikorey definiert: „Doppelgängerphantome sind totale Körperprojektionen in die Umwelt.“ Er will damit auch erklären, wie Dämonen und Götter entstanden und reißt den Vorhang auf zur Urwelt. Der Mensch strahle „fortlaufend menschliche Doppelgängerphantome in seine Umwelt“ aus. „Diese Phantome suchen gleichsam in der Umwelt nach Materie, in der sie sich verkörpern können. ... So bevölkert die mythologische Phantasie die ganze Umwelt mit Dämonen, Nymphen und Göttern, die alle nach dem menschlichen Schema geformt sind und mit Hilfe des Doppelgänger-Phänomens ausgestreut werden ... In jedem Ding steckt der Schatten eines ‘alter ego’.“ Dann bemerkt Mikorey noch: „Der Mensch ist ein phantombildendes Wesen.“ (96) Auch das „Anmelden“ Sterbender könnte man durchaus als Doppelgänger-Phänomen, als Bilokation verbuchen.

Die Schweizer Spukforscherin Fanny Moser teilt Geister in die Phantome Verstorbener und die Doppelgänger ein; unter letzteren versteht sie ganz pauschal Erscheinungen von Lebenden. Es gibt tatsächlich Berichte - freilich unbestätigte -, daß ein Liebender sich ans Bett seiner Geliebten zu denken vermochte; und sie sah ihn dort, in derselben Minute. „Tulpa“ heißt bei den alten Tibetern eine Phantomform des eigenen Körpers, die so mit psychischen Kräften versorgt und „vitalisiert“ wird, daß sie für andere Menschen sichtbar wird. Doch Beweise dafür liegen nicht vor und sind ohnehin knapp auf diesem Gebiet.

Der italienische Parapsychologe Ernesto Bozzano (1862-1943) nennt Sichtungen des eigenen Körpers „autoskopische Bilokation“ (etwa: sich selbst betrachtende Doppelt-Anwesenheit) und weist ausdrücklich auf etwas hin: Vom „psychologischen Standpunkt existiert ein unüberwindbarer Abgrund zwischen dem Gefühl, sein eigenes Double zu sehen und jenem, sich bewußt außerhalb des Körpers zu befinden und den Körper zu beobachten“. (97) Wenn man sich selbst sieht, geschieht dies oft im Halbschlaf oder in extremen Umständen; aber die „Tatsache, sich persönlich, in der Fülle seiner empfindenden und bewußten Fähigkeiten, außerhalb des Körpers zu fühlen und den Körper zu betrachten“, gebe zu tiefen Meditationen Anlaß.

Im Gegensatz zu den seltenen Doppelgänger-Erfahrungen im Zusammenhang mit den Bergen gibt es eine Fülle von Erfahrungen des Aus-dem-Leib-Tretens (Kapitel II, 1.) und des Gefühls einer Gegenwart.

5. Phantomgefährten: eine rudimentäre Halluzination

Das Gefühl einer Gegenwart oder „Feeling of a Presence“ (FOP) ist auch ein autoskopisches Phänomen. Es ist das „deutliche Bewußtsein der physischen Anwesenheit von jemandem im nahen außerkörperlichen Raum“. In der Neurologie spricht man gerne auch vom „somästhetischen Doppelgänger“ (Grüsser und Landis, 1991); man hält das Gefühl für eine illusorische Duplikation des eigenen Selbst. Im Falle des einsamen Bergsteigers springt das der Erklärung bei. Das Gefühl, nicht allein zu sein, wäre bei ihm also die Erfüllung eines Bedürfnisses vermittelt einer Halluzination, bei der er sozusagen ein Gefühl von sich selbst nach außen projiziert. (98)

William James, der große amerikanische Psychologe (1842-1910), widmete sich vor etwa hundert Jahren dem „Gefühl einer objektiven Präsenz, einer Wahrnehmung ‘etwas Daseienden’“, und er bezeichnete es als eine „Halluzination, die nicht perfekt entwickelt ist“. (99) Er schreibt an anderer Stelle, es sei „ein extrem klar erkenntlicher und positiver Geisteszustand, gepaart mit einem so starken Glauben an die Wahrhaftigkeit seines Objekts, wie ihn jeder direkte Sinneseindruck zu spenden vermag. Und dennoch scheint überhaupt kein Sinneseindruck damit verbunden zu sein.“ Er führt näher aus, die Erfahrung sei mit einer Art von „schlagender Dringlichkeit gesättigt“, wie nur echte Wahrnehmungen es mit sich brächten. (100)

Der Amerikaner Greg Child legte davon Zeugnis ab. Er hat mit vielen anderen Bergsteigern gesprochen, die eine Gegenwart verspürten, und schildert: „Aber jene, die der ‘anderen Gegenwart‘ begegnet sind, beschreiben es in ernstem Ton. Sie sprechen nicht von einer imaginären Gegenwart, sie sprechen von einem Wesen aus Fleisch und Blut.“ Child selbst absolvierte 1983 seine zweite Himalaya-Expedition, die ihn mit seinem Begleiter Peter Thexton auf den Broad Peak führte. Sie hatten wegen seiner ersten Halluzinationen und Kopfschmerzen auf den Gipfel verzichtet und noch zweitausend Höhenmeter zum Zelt vor sich. Thexton sieht nichts mehr und kann um Mitternacht nur noch kriechen. „Vorher, in Gipfelnähe, hatte ich ein ungewöhnliches Gefühl der Loslösung von mir selbst gehabt, als ob ich außerhalb meines Körpers wäre und ihm zusähe“, schreibt Child. „Aber da war auch eine starke Empfindung, daß jemand über meine Schulter schaute. Weiter unten spürte ich, während ich mich durch blindmachenden Nebel und Dunkelheit kämpfte, daß jemand voranging.“

In seinem Tagebuch habe er hinterher vermerkt: „Ich drehte mich immer wieder um und erwartete, jemanden zu sehen.“ Er sei zuversichtlich gewesen, daß Peter und er zum Zelt geführt werden würden. Um zwei Uhr morgens erreichten sie ihr Ziel, diese „Nadel im Heuhaufen“. Doch Thexton starb bei Tagesanbruch. Seither habe Child mit vielen Bergsteigern gesprochen, und die Zeugen sprachen von diesem erwähnten „Wesen aus Fleisch und Blut“. (101)

Hermann Buhl, der Erstbesteiger des Nanga Parbat, sagte von seinem unsichtbaren Begleiter, daß er ihm „so vertraut ist“. „In diesen Stunden höchster Anspannung erfaßt mich ein eigenartiges Gefühl. Ich bin nicht mehr allein! - Da ist ein Gefährte, der mich behütet, bewacht, sichert ... jeder Meter muß vorsichtig abgeklettert werden ... Ich steige wieder zurück, will wieder meine Handschuhe anziehen. Sie sind fort. Erschreckt frage ich den rätselhaften Begleiter: ‘Hast du meine Handschuhe gesehen?’ - ‘Die hast du doch verloren.’ Deutlich höre ich die Antwort. ... Und während des ganzen Ganges begleitet mich der Gefährte, den ich nie sehe und der doch so vertraut ist.“ (102)

Von kleine Geräuschen zu Gesprächen mit Phantomen

„Halluzinationen des niedrigsten oder rudimentärsten Grades“ nannten die Organisatoren des Halluzinations-Zensus den Phantomgefährten. Sie haben keinen diesbezüglichen Fall aufgenommen; man könne es eben nicht als eine Halluzination der Sinne werten, entschied Sir Henry Sidgwick, der von einer „Quasi-Wahrnehmung“ spricht, die „eine Besetzung des Raums in der Nachbarschaft des Zeugen“ darstelle. Er versorgt uns noch mit einer wichtigen Information: Manchmal könne das Gefühl von geringfügigen Geräuschen, Bewegungen der Luft oder anderem hervorgerufen werden, deren Ursprung unentdeckt bleibt, und die womöglich unbewußt wahrgenommen würden. (103)

Man kann sich gut vorstellen, daß Geräusche als Zeichen eines Menschen interpretiert werden. In der „Insel des vorigen Tages“ von Umberto Eco meint der Erzähler, jemand anderer außer ihm sei noch auf dem Schiff „Daphne“. „Während jedes winzige Vorkommnis wahrscheinlich war - der Modergeruch und das leise Knarzen der Schiffsplanken ebenso wie der frische Duft der Pflanzen und das Gezitscher der Vögel -, erzeugte alles zusammen den Eindruck einer Präsenz, der vielleicht nichts anderes war als der Effekt einer bloß vom Geist weggenommenen Phantasmagorie, ganz so wie das Lachen der Wiesen und die Tränen des Taus? Demnach wäre das Phantasma eines verborgenen Eindringlings nur die Kombination von Handlungsatomen ...“ (104)

Es ist nur allzu verständlich, daß man mit einer „Anwesenheit“ zu sprechen beginnt. Der 1987 verstorbene Bergsteiger Herbert Tichy hat den Begriff „Phantom-Gefährten“ dafür gefunden. Ein solcher soll Doug Scott und Nick Estcourt auf deren Expedition 1975 auf den Mount Everest begleitet haben: „Scott erklärte, er habe das Gefühl gehabt, als sie die sehr gefährliche Flanke von überhängenden Eiswächten angingen, von einer anderen Person begleitet zu werden, die sie mit einer Art geistigen Sprache leitete und sie vor den Wächten etc., die gefährlich waren, warnte. Er schreibt: ‘Zwanglos plauderte ich mit ihr auf geistiger Ebene ... es schien, als dehnte sich mein Bewußtsein über meinen Schädel hinaus aus. Im Biwak auf einer Höhe von 8.750 Metern bei unserem Abstieg spürte ich auch

diese Gegenwart - es war genau das gleiche - ich antwortete ihr, sie mir. Damals schien es ziemlich vernünftig ... heute allerdings ein wenig sonderbar.“ (105)

Auch hierzu gibt es eine klassische Geschichte: vom langen Marsch des britischen Eroberers und Marinekapitän Ernest Shackleton im Jahre 1915. Sein Schiff, die „Endurance“, war vom Packeis zerdrückt worden, und die Mannschaft würde nur überleben, wenn Shackleton und zwei Expeditionsmitglieder die Walfangstation über unbekannte Berge und Gletscher erreichten. Die drei marschierten 36 Stunden ohne Pause. Nach der glücklichen Ankunft soll Worsley seinem Expeditionsleiter gesagt haben: „Chef, ich hatte das komische Gefühl, daß ein anderer bei uns dabei war.“ Auch Shackleton und Crean, der Dritte, gaben zu, daß sie das unbezwingliche Gefühl eines „vierten Mannes“ gehabt hätten. Diese kollektive Halluzination - ein seltenes Vorkommnis - inspirierte T. S. Eliot zu seinem Gedicht „The Wasteland“ (Es beginnt: „Who is the third who walks always beside you? ...“). Es beeindruckte Shackleton tief; er soll ungerne davon berichtet und es als religiöse Erfahrung genommen haben. (106) So tiefgreifend kann diese Erfahrung eines Phantomgefährten sein. Diese Erfahrung kann bis ins Ekstatische gehen.

Gefühl einer Gegenwart als religiöse Ekstase

Die Anwesenheit wird manchmal als nichts weniger als Gott wahrgenommen. James hat in seinem Buch „Die Vielfalt der religiösen Erfahrung“ eine Episode mystischer Erweckung im Gebirge wiedergegeben.

„Ich stand da allein mit Ihm, der mich und alle Schönheit der Welt und Liebe und Schmerz gemacht hatte, und auch Versuchung. Ich suchte Ihn nicht, fühlte aber den vollkommenen Einklang meines Geistes mit seinem. Die gewöhnliche Empfindung für die Dinge um mich herum verblaßte. Für den Augenblick blieb nichts als unaussprechliche Freude und Jubel. Es ist unmöglich, die Erfahrung voll zu beschreiben.“ (107)

Ein anderer wird von dem Gefühl völlig überrascht.

„Ich war bei völliger Gesundheit. Wir waren den sechsten Tag auf unserer Wanderung und in guter Übung. Am Tage vorher waren wir von Sixt über Buet nach Trient gekommen. Ich fühlte weder Müdigkeit, Hunger noch Durst, und der Zustand meines Geistes war ebenso gesund. (...) Da, auf einmal, erfuhr ich ein Gefühl, als würde ich über mich selbst erhoben, ich fühlte die Gegenwart Gottes - ich erzähle die Sache gerade so, wie sie mir zu Bewußtsein kam -, als wenn seine Güte und Macht mich ganz und gar durchdrängen. Die hämmernde Emotion war so heftig, daß ich den Jungen nur sagen konnte, sie sollten weitergehen und nicht auf mich warten. Dann setzte ich mich auf einen Stein, unfähig, länger stehen zu bleiben, und meine Augen flossen über vor Tränen.“ (108)

Das sind Erfahrungen, die eng mit der persönlichen Biographie zusammenhängen; irgendwann ist die Erfahrung „dran“, wird im religiösen Rahmen gesehen, und ein Aufenthalt im Gebirge liefert die passende Szenerie dazu. Es sind mystische Erfahrungen des Einsseins mit dem Göttlichen, also weitaus mehr als das bloße Gefühl einer Gegenwart. Die Grenze zum Krankhaften ist bei Ekstasen und Erweckungserlebnissen allerdings nicht leicht zu ziehen.

Es muß angemerkt werden, daß auch die Empfindung, nicht allein zu sein, bei psychisch Kranken auftritt: bei Schizophrenen und Hysterikern. Auch bei Epileptikern und bei Patienten mit Gehirnschädigungen ist sie nicht selten. Peter Brugger hat eine Studie die Fälle von 31 Menschen mit Gehirnerkrankungen (Infarkte oder Gehirntumore) im Alter von 15 bis 72 Jahren herangezogen, die das Gefühl hatten, von einem unsichtbaren Wesen begleitet zu werden. In 61 Prozent der Fälle wurde die Gegenwart auf der rechten Seite des Körpers wahrgenommen. Wenn eine angebbare Schädigung in einer bestimmten Gehirnhemisphäre vorliegt, taucht der geheimnisvolle Doppelgänger dieser gegenüber auf. Das „Feeling of a Presence“ (FOP) hängt oft mit einem Außer-Takt-Geräten im Gefühl des Selbst (der „Neuromatrix“) zusammen, das nach dem Glauben der Neurowissenschaften über ein weit verstreutes neuronales Netzwerk seinen Sitz im Gehirn hat. (109)

Das Gefühl, nicht alleine, ja: in der Nähe des geliebten Menschen zu sein, tritt oftmals bei Menschen auf, deren „Ich-Schranke“ durchlässiger ist als beim Durchschnitt der Bevölkerung. Bei Borderline-Patienten verschwimmt die Grenze zwischen ihnen und dem Partner, es kann ebenso zur Übertragung von Haßgefühlen wie zur Empfindung eines Einsseins kommen. Wenn sie intensiv lieben, kommt es zu einer nicht selten einseitigen, starken Bindung, die einer Fixierung nahekommt. Der Verliebte spürt dann seine Angebetete bei sich, obwohl sie 300 Kilometer entfernt lebt; die Patientin weiß den Arzt oder Heiler in ihrer unmittelbaren Nähe, wobei meist ein erotisches Moment mitspielt; das kann soweit gehen, daß sogar Berührungen gespürt werden. (110)

Ich möchte aber ganz deutlich der Vermutung entgegentreten, dieses Gefühl einer Gegenwart sei etwas Krankhaftes; unter gewissen Bedingungen kann jeder so etwas empfinden. Diese Anerkenntnis könnte, schreiben Suedfeld und Mocellin, „das Stigma von denen nehmen, die eine gespürte Gegenwart empfunden haben, und von denen - vielleicht eine wachsende Zahl, wenn man die Trends in der Gesellschaft berücksichtigt -, die sie in der Zukunft empfinden werden.“ (111)

Gefühl einer Anwesenheit nach Witwe(r)nschaft

Oft ist jemandem ein nahestehender Mensch gestorben, der dann als anwesend erfahren wird; hierbei entsteht das Gefühl einer Präsenz, weil dieser Mensch vermisst wird: eine Kausalbeziehung, könnte man sagen.

Der britische Arzt W. Dewi Rees hat 1971 in einer eng umgrenzten Region in Mittelwales 81 Prozent aller Witwen und Witwer befragt, im ganzen 293 Personen, und ermittelt, daß 50 Prozent der Männer und 46 Prozent der Frauen über halluzinatorische Erlebnisse mit ihren verstorbenen Ehepartnern berichteten. Am häufigsten kam das Gefühl vor, den oder die Verstorbene in seiner Nähe zu fühlen. 39 Prozent der Befragten hatten so etwas erlebt. Rees schloß, daß solche Erfahrungen als normal zu werten und „hilfreiche Begleitumstände der Witwe(r)schaft“ seien.

73 Prozent derer, die die Anwesenheit spürten, nannten das Phänomen „hilfreich“; nicht verwunderlich, daß elf Witwen, die ihre Ehe als unglücklich bezeichneten, kein Erlebnis dieser Art hatten. Jede zweite von 72 interviewten jungen Witwen im Londoner Südosten hatten ähnliche Halluzinationen (1958), und 18 von 20 befragten Witwen in Tokio erzählten, ihr verstorbener Gatte sei ihnen nah (1969), ohne das beunruhigend zu finden. (112) Auch in einer Studie an zwei amerikanischen Privatkliniken kannten 28 von 46 Frauen solche Erlebnisse. Die Waliser Betroffenen hatten wie auch die Amerikanerinnen nie zuvor davon erzählt - aus Angst, der Lächerlichkeit preisgegeben zu werden. Der englische Autor Andrew Mackenzie meint: „Ich bin überzeugt, daß dieses Gefühl einer Anwesenheit weitaus häufiger erfahren wird, als es berichtet wird.“ (113) Diese Aussage dürfte auch auf Bergsteiger zutreffen.

Man ißt am liebsten in Gesellschaft

Ein Bergsteiger nimmt auf dem Weg zum Fudschijama in ausgeglichenerem Gemütszustand einen Begleiter wahr: „Aber - und das stellte ich beruhigt, verwundert, realistisch fest - ich hatte keinen Moment Angst, das Gefühl der Verlassenheit, der Sorge. Ich stieg einfach weiter. Zwischendurch hatte ich mal Brotzeit gemacht, kurz, aber nicht hastig, ich trank eine Dose Tomatensaft und wunderte mich, daß da keiner war, mit dem ich das Getränk hätte teilen können. Seltsam! Dieses Gefühl des unsichtbaren Begleiters verstärkte sich so, daß ich beim Abstieg, später, eine Saftbüchse, mich umwendend, zum Trinken anbot, aber feststellen mußte, daß da wirklich keiner stand. So trank ich sie allein. (...) Und bedachtsam und vorsichtig, ruhig steigend und ohne Beklemmung suchte ich meinen nächtlichen Weg den Berg hinab. Gegen halb elf Uhr begann der Schnee feucht zu werden. Nochmals machte ich Rast hinter einer Hüttenmauer und vermisse den ungesehenen Begleiter, den ich bei mir spürte.“ (114)

Kam dieses Wohlbefinden („Und war - bei aller Unbill - so ruhig und gelöst, wie ich es nicht kannte und als einzelner an diesem großen Berg in der Ferne auch

nicht vermutet hätte“) auch aus dem Gefühl, nicht alleine zu sein? Es ist gewiß ein wohleingerichteter Mechanismus, daß wir zuweilen uns nicht alleine fühlen, wenn wir es sind. Manche Alpinisten haben offenbar gerade bei der Nahrungsaufnahme das Gefühl, sie müßten teilen; beim Essen ist niemand gern alleine, und so scheint die Phantom-Gegenwart sich genau da bemerkbar zu machen.

Der englische Bergsteiger Frank Smythe bewegte sich 1933 auf dem Nordgrat des Everest und blickte über den Rongbuk-Gletscher zu den tibetanischen Bergen hinüber. „Die ganze Zeit, während der ich alleine kletterte, hatte ich das starke Gefühl, daß ich von einer zweiten Person begleitet wurde. Dieses Gefühl war so stark, daß es die ganze Einsamkeit auslöschte, die ich andernfalls empfunden hätte. Es schien mir sogar, daß ich mit meinem ‘Gefährten‘ durch ein Seil verbunden sei, und daß es mich, wenn ich ausrutschen würde, halten könnte. Ich erinnere mich, daß ich unentwegt über meine Schulter schaute, und einmal, als ich, nachdem ich den höchsten Punkt erreicht hatte, anhielt, um ein Stück Minzkeks zu essen, teilte ich es sorgfältig und drehte mich mit der anderen Hälfte in der Hand um. Es war fast ein Schock, festzustellen, daß niemand da war, dem ich es geben hätte können.“ (115)

Am Makalu ging es Jerzy Kukuczka am 12. Oktober 1981 ähnlich. „Als ich an diesem Abend das Abendessen vorbereitete, hatte ich das deutliche Gefühl, es für zwei machen zu müssen. Und dann nahm ich auch im Zelt die Gegenwart von jemand anderem wahr, und ich bin nicht sicher, ob ich nicht das Wort an ihn richtete. Trotzdem fühlte ich mich in Form, ich hatte keine Beschwerden. Woher kamen diese Gespenster? Vielleicht war es nur das Zeichen eines magischen Augenblicks. Diese Fragen quälten mich mehr als die Erscheinung selbst; zusammen mit dem Zweifel, ob ich gut daran tat, weiter zu steigen. Am Morgen, als ich zum Gipfel aufbrach, hatte ich von neuem das Gefühl, in Gesellschaft zu sein. Plötzlich wurde mir bewußt, daß ich stehenblieb, um auf den anderen zu warten, und von Zeit zu Zeit ließ ich ihn vorbei, damit er mich beim Vorausgehen abwechselte.“ (116)

Ohne es sich bewußt zu sein, scheut man im Alltag die Stille; man überdeckt etwaige Mini-Geräusche, die zu Besorgnis Anlaß geben könnten, indem man ein Lied pfeift oder summt, wenn man alleine ist. Der Anomalistik-Experte Graham Reed erläutert: „Es mag sein, daß solche Begleitung Sicherheit gibt, weil es zwei Funktionen erfüllt. Erstens maskiert es kleine Geräusche, die falsch interpretiert werden könnten. Zweitens sorgt es für einen gewohnten Fokus der Aufmerksamkeit. (...)“ Kinder durchleben eine Phase, in der sie nur zu Bett gehen, wenn sie unten Licht wahrnehmen oder die Stimmen ihrer Eltern hören.

„Die Stille bietet ein unstrukturiertes Feld, das womöglich wie eine Leinwand wirkt, auf die man sein eigenes Unwohlsein projiziert, wodurch man zuläßt, daß diffuse Ängste bewußt werden.“ (117) Meine Schwester und ich mußten als Kinder zuweilen für Vater Bier aus dem Keller holen; wir rannten ganz schnell hinunter, denn wir stellten uns vor, da lauere eine Schlange oder ein Ungeheuer. Von

dort ist der Schritt nicht weit, eine Gegenwart auch zu spüren. Zwei rumänische Autoren berichten von einer Frau, die aus beruflichen Gründen immer spät durch eine unbelebte Gasse nachhause gehen mußte. Sie entwickelte in der Folge die Angst, sie könne von jemandem angegriffen werden; und in der Tat spürte sie bald, daß jemand hinter ihr ginge. Sie beschleunigte ihren Schritt und wandte sich nicht um aus Angst, sie könne wegen der Verzögerung gepackt werden.

Manchmal wirkt der Bericht einer Präsenz auf einem bestimmten Berg wie ein Katalysator. Durch weitergetragene Geschichten bilden sich Legenden. Menschen sind eine Spezies, die immer gemeinsam gelebt haben; sie lassen sich leicht anstecken (118). So dürfte es sich mit der Geschichte vom Ben Macdhu (1.432 Meter) verhalten, die den Leser auf diesen Seiten verfolgt wie dieser angebliche Riese den Bergsteiger. Manche wollen auch eine Anwesenheit gespürt haben. Anscheinend waren viele Formen der Halluzination vertreten.

Es gibt viele Spielarten von vagen, aber gleichwohl dräuenden Gefühlen. Etwa die „Waldangst“, wenn man sich in menschenleeren Gegenden nicht mehr zu orientieren weiß und in Panik gerät; und natürlich die „panische“ Angst, benannt nach dem Gott Pan, dessen Namen man nicht aussprechen sollte. Bei der Schlacht von Platea soll die Luft von einem fürchterlichen Schrei widerhallt haben, den die Athener dem Gott Pan zuschrieben; die Perser flüchteten ungeordnet. Man nimmt an, daß von daher der Begriff „panische Angst“ rührt. Gerade in Mittelmeergegenden kommt an heißen Sommermittagen oft das Gefühl bevorstehenden Unheils auf.

Der polnische Literaturnobelpreisträger Henryk Sienkiewicz (1846-1916) lag einmal im Tropenspital von Sansibar und wartete auf den Dampfer aus Europa: „Manchmal während des Tages wußte man gar nicht, woher den Atem schöpfen; gegen die Mittagszeit verfiel das Spital in Totenstille und traurige Ruhe; man hatte dann die sonderbare Empfindung, als schwebe eine Katastrophe über der Stadt - und wenn dann in dem allgemeinen Schweigen die Uhren zwölf schlugen, glaubte man, es müsse jetzt und jetzt etwas Schreckliches eintreten.“ (119) Jeder Mensch kennt Phasen von schwer zu definierender Unsicherheit und Angstgefühlen.

Gegenwart-Gefühl und das Überleben des Todes

Zuweilen spielt bei Gegenwart-Gefühlen ein Eindruck mit, den man als außersinnlich bezeichnen möchte; der isländische Psychologieprofessor Erlendur Haraldsson verfügt über Fälle, bei denen, als das Präsenz-Gefühl auftrat, der Perzipient sofort an den Großvater dachte, der auch tatsächlich zur selben Stunde verstorben war. Dabei handelt es sich wohl - wie angedeutet - um eine schwach ausgeprägte Abart des „Anmeldens“ Sterbender (wenngleich manchmal ein todkranker Angehöriger ohnehin die eigenen Phantasie beschäftigte). Der

Mechanismus ist auch heute noch alles andere als klar: Womöglich wird ein „außersinnlicher“ Eindruck in ein Bild, ein Gefühl umgewandelt.

Erlendur Haraldsson hat 1981 in Island erforscht, welcher Prozentsatz von Menschen angeblich Kontakt mit Verstorbenen hatte. Von 100 Zeugen berichteten 16 vom Gefühl einer Gegenwart. Manche spürten einen nahen Verwandten und hörten später, daß er in diesen Minuten gestorben war; aber 30 Prozent aller gespürten oder gehörten „Phantome“ konnten nicht identifiziert werden. Anfang der neunziger Jahre resümierte Erlendur Haraldsson, als er über 357 Fälle verfügte: „Jeder zehnte von den berichteten Fällen bestand lediglich aus einem lebhaften Gegenwartsempfinden und fällt somit nicht unter die Kategorie 'Erscheinungen'.“ (120) „Erscheinung wird nach Michael Thalbourne definiert als eine „visuelle Erfahrung, bei der eine Person oder ein Tier (verstorben oder noch am Leben) anwesend zu sein scheint, die tatsächlich außerhalb der Reichweite der Sinne des Zeugen ist.“ (121)

Von unserem Phänomen wird ja auch nicht selten in alten Häusern, in Gemäuern, an düsteren Orten berichtet; als Stichwort könnte man Spukhäuser anführen. Auch dazu hat Mackenzie etwas zu sagen: „Mir kommt es so vor, nachdem ich eine Menge Fälle von Spuk untersucht habe, daß eine subtile Interaktion zwischen einer Person, einer Familie und einem Haus oder einer Gegend vorliegt. Manche Orte sind mit Empfindungen und Atmosphäre aufgeladen - man mag es nennen, wie man will -, die von einem sensitiven Menschen erfahren werden mag, wenn auch nicht von anderen, und diese Interaktion zwischen Mensch und Ort kann zu Halluzinationen führen, bei denen Erscheinungen gesehen oder Schritte oder seltsame Geräusche gehört werden.“ (122)

Der britische Psychiater Arthur Guirdham, ebenfalls ein Experte der paranormalen Forschung, hat ebenfalls - diesmal in der Tat in den Bergen - plötzliche Angst verspürt. „Auf einer Bergtour hatte er unversehens ein starkes Gefühl von Abstoßung und Trauer. Später erfuhr er, daß sich diese Erfahrung eingestellt hatte, während er eine bergige Gegend überquerte, auf der vor Jahrhunderten ein höchst brutaler Mord stattgefunden hatte.“ (123)

Ob Guirdham nur im nachhinein eine Verbindung zwischen der Bluttat und seinem Gefühl konstruiert hat oder ob er tatsächlich wahrnahm, was der Landschaft „eingeschrieben“ war - es ist nicht zu klären.

Raymond Bayless aus Kalifornien, der 30 Jahre lang parapsychologische Forschung betrieben und mit D. Scott Rogo „Phone Calls from the Dead“ recherchiert hat, erlebte als Halbwüchsiger in einem Haus in Denver Bedrohliches. Niemand war zuhause, und mit seinem Bruder betrat er das Haus. Bayless ging nach oben.

„Plötzlich hatte ich aus keinem Grund, den ich mir erklären hätte können, den überwältigenden Eindruck, daß etwas Fürchterliches im Haus sei. So machtvoll war dieses Gefühl, daß ich zur Hintertür geradezu rannte.“ Als er dort ankam,

stieß er beinahe mit seinem Bruder zusammen, der gerade die Treppen hinuntergelaufen war und das ebengleiche Gefühl verspürt hatte. Raymond Bayless konnte sich nie erklären, was es gewesen war, dieses Gefühl einer Anwesenheit - eine Person, das paranormale Wissen um eine Bluttat oder ein Geist. (124)

Noch ein Beispiel aus dem Buch von William James. Ein Informant spricht sie wieder aus, diese seltsame Angst in der Stille, etwas Schreckliches könne geschehen.

„Ziemlich früh in der Nacht wurde ich wach. ... Ich fühlte mich absichtlich geweckt und dachte zuerst, jemand bräche ins Haus ein, ... dann legte ich mich auf die Seite, um wieder zu schlafen und sofort fühlte ich ein Bewußtsein von einer Gegenwart im Raum, und, merkwürdige Feststellung, es war nicht das Bewußtsein einer lebendigen Person, sondern einer spirituellen Gegenwart. Das mag ein Lächeln hervorrufen, aber ich kann Ihnen nur die Fakten berichten, wie sie mir begegneten. Ich weiß meine Empfindungen nicht besser zu beschreiben, als einfach festzustellen, daß ich das Bewußtsein einer spirituellen Gegenwart fühlte ... gleichzeitig hatte ich das starke Gefühl einer abergläubischen Furcht, als wenn jeden Augenblick etwas Fremdes und Gefährliches geschehen würde.“ (125)

Wenn in solchen Fällen sich ichfremde Faktoren bemerkbar machen, kann nur der Gemütszustand des Zeugen verantwortlich gemacht werden. Doch bevor man paranormale Erklärungen heranzieht, sollte man immer alle rationalen Möglichkeiten ausschließen. Für spukhafte Erscheinungen in Gebäuden können verantwortlich sein: Geräusche in Wasserrohren, elektrische Defekte, seismische Aktivität oder elektromagnetische Wellen. Der englische Ingenieur Vic Tandy hat in einem Aufsatz 1998 eine neue Spielart hinzugefügt. Er arbeitete in einem Raum, in dem er sich deprimiert fühlte und sogar eine graue Gestalt zu sehen meinte. Tandy forschte nach und ermittelte, daß er inmitten von niederfrequenten Geräuschen gearbeitet hatte. Im Raum befand sich eine stehende Welle von 18 Hertz, mit einem Energiezentrum in der Mitte. Dieser Infraschall könne auf das Auge einwirken. Lange schlauchartige Räume und Korridore seien ideal für stehende Wellen. Er riet, Forscher sollten künftig darauf ihr Augenmerk richten. (126)

6. Literatur

zu I.1 *Barmann und Buddha:
die optische Halluzination*

- (1) Fuller, Curtis: I Read By the Papers. In: Fate, August 1971, Vol. 24, Nr. 8, Ausg. Nr. 257; S. 24-26
- (2) Dodds, Eric Robertson: Die Griechen und das Irrationale. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1970; S. 68
- (3) Nach: Slade, Peter D./Bentall, Richard P.: Sensory Deception. London: Croom Helm, 1988; S. 7
- (4) Evans, Hilary: Visions, Apparitions, Alien Visitors. Wellingborough: Aquarian, 1984; S. 168
- (5) Posner, Michael I., Raichle, Marcus E.: Bilder des Geistes. Heidelberg, Berlin, Oxford: Spektrum Verlag, 1994; S. 90
- (6) Zitiert in: Gooch, Stan: Creatures from Inner Space. London: Rider, 1984; S. 1
- (7) Evans, wie (4); S. 28
- (8) Slade, Bentall, wie (2); S. 23
- (9) Hallucinations, Ed. Ronald K. Siegel. New York: Willey, 1975; S. 6
- (10) Vernon, McGill und Schiffman (1958), zitiert in: Kempe, P., Reimer, Ch.: Halluzinatorische Phänomene bei Reizentzug. In: Der Nervenarzt. Berlin, Heidelberg, New York, 47. Jg., 1976; S. 701 - 707
- (11) Savage, C. Wade: The Continuity of Perceptual and Cognitive Experiences, S. 257-286, in: Siegel, R. K., West, L. J. (Eds.): Hallucinations. New York: John Wiley & Sons, 1975; S. 262
- (12) Proceedings of the Society for Psychical Research, Vol. X, London 1894, General Results, S. 39
- (13) Nach: Slade, Bentall; S. 70
- (14) West, D. J.: A Pilot Census of Hallucinations, S. 163-207, in: Proceedings of the Society for Psychical Research, Vol. 57, Part 215, April 1990; S. 167
- (15) Papò, Alessandro: Fantasmi in Sabina, in: Quaderni di Parapsicologia, Vol. XXVII., Oct. 1996, Nr. 2; S. 17-32
- (16) Slade, Bentall; S. 4
- (17) Nach: G. N. M. Tyrrell: Erscheinungen und Visionen im Psi-Feld. Olten/Freiburg i. Br.: Walter, 1979 (Orig.: Apparitions, London: Society for Psychical Research, 1943/ 1971)
- (18) West, D. J., wie (14); S. 169
- (19) Mackenzie, Andrew: Apparitions. SPR Fact Sheet No. 1, London

- (20) Ausführlich in: Poser, Manfred: *Phantome der Berge*. Freiburg: Eulen Verlag, 1998, S. 26-28
- (21) Underwood, Peter: *A Gazetteer of Scottish and Irish Ghosts*. London: Pan Books, 1973; S. 35-37
- (22) Zenker, Tina-Katrin: *Halluzinationen bei alten Menschen*. Münster, New York: Waxmann, 1993; S. 41
- (23) Slade, Bentall; S. 34 ff.
- (24) Suedfeld, Peter, Mocellin, Jane S. P.: The „Sensed“ Presence in unusual Environments. In: *Environment and Behavior*, Vol. 19. No. 1; S. 42
- (25) Slocum, Joshua: *Allein um die Welt*. Frankfurt/Berlin: Ullstein, 1993; S. 45/46
- (26) Lindbergh, Charles: *Mein Flug über den Atlantik*. Berlin: Fischer, 1955; S. 442
- (27) Lindemann, Hannes: *Allein über den Ozean*. Frankfurt: Ullstein, 1957; S. 200
- (28) Siegel, wie (9); S. 6
- (29) Jeffrey, Francis, Lilly, John C.: *John Lilly ... so far*. Los Angeles: Tarcher, 1990; S. 80 ff.
- (30) Siegel, Ronald K.: *Halluzinationen*. (Orig.: *Fire in the Brain*, New York 1992) Frankfurt: Eichborn, 1995; S. 11
- (31) Kempe/Reimer, wie (4)
- (32) Siegel, wie (30), Kapitel „Sheila und die Hakenkreuze“; S. 122-140
- (33) Messner, Reinhold: *Grenzbereich Todeszone*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1978; S. 178
- (34) Suedfeld, Mocellin, wie (24)
- (35) Child, Greg: *The Other Presence*. In: *The Backpacker*, 1989, Vol. 17; S. 70
- (36) Ebd.
- (37) Ebd., S. 71
- (38) Suedfeld, Mocellin, wie (11); S. 41
- (39) Von H. Evans; Kopie des (englisch geschriebenen) Briefes beim Verfasser, 1993
- (40) Ebd.
- (41) Rizzi, Walter: *Begegnung der dritten Art in den Dolomiten*. Bern: Jupiter-Verlag Schneider, 2. Aufl., 1992

- (42) Anecdote by the Lady, Boston Budget, 31. Aug. 1890, Society for Psychical Research, VIII, S. 345. In: Andrew Lang: The Book of Dreams and Ghosts, London: Longmans, Green & Co, 1897; S. 82
- (43) Zitiert in Evans, wie (4)
- (44) Slade, Bentall, S. 214
- (45) West, Louis Jolyon: A Clinical and Theoretical Overview of Hallucinatory Phenomena, S. 287-311, in: Siegel, wie (9); S. 303

zu I.2 *Stimmen und Schritte:*
die akustische Halluzination

- (46) Haraldsson, Erlendur: Begegnungen mit Verstorbenen. In: Aspekte der Paranormologie, Innsbruck: Resch, 1992; S. 469-482
- (47) Allein am Nanga Parbat. Innsbruck: Steiger-Verlag, 1984; S. 185
- (48) Stillings, Dennis: Voices: A Small Cyberbiological Effect, S. 61/62. In: Archaeus 5 (1989); S. 61
- (49) Löwy, Max: Über eine Unruheerscheinung: Die Halluzination des Anrufes mit dem eigenen Namen (ohne und mit Beachtungswahn). In: Jahrbücher für Psychiatrie und Neurologie: Dr. F. Hartmann (Hrsg.), 33. Band, Leipzig/Wien, 1912, S. 1-132.
- (50) Ebd.; S. 12
- (51) In: Moody, Raymond, mit Perry, Paul: Blick hinter den Spiegel. München: Wilhelm Goldmann Verlag, 1994; S. 12
- (52) Abgewandelt in: Bender, Hans: Zukunftsvisionen, Kriegsprophezeiungen, Sterbeerlebnisse. München: Piper, 1986, 2. Aufl.; S. 11
- (53) Zeugin: 42 Jahre, weiblich. In: I Fantasma Dei Morenti, Piccinini, Graziella, Rinaldi, Gian Marco. Viareggio: Ed. Il Cardo, 1990; S. 44
- (54) Apostelgeschichte, 9, 1-9. Die Bibel, Ausgabe Herder, Freiburg, 1980; S. 1237
- (55) Mc Kellar, Peter: Abnormal Psychology. London: Routledge, 1989; S. 136/137
- (56) Simpson, Joe: Sturz ins Leere. Zürich: Schweizer Verl.-Haus, 1989; S. 170/171
- (57) Ebd.; S. 167
- (58) Kukuczka, Jerzy: Im vierzehnten Himmel. München: Berg 1990; S. 190/191

- (59) Suedfeld, Mocellin, wie (11); S. 43
- (60) Langer, Freddy: Im Labyrinth des gefrorenen Irrsinns, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2. Juli 1998, S. R 2
- (61) Mosaik einer Bergtragödie. In: Pause, Walter (Hrsg.): Der Tod als Weggefährte. München/Bern/Wien: BLV-Verlagsgesellschaft, 1977; S. 40
- (62) London, AFP; in: FAZ, 10.1.1998
- (63) Child, wie (35); S. 71
- (64) Fraenkel, Hermann: Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums. München: C. H. Beck, 1962; S. 71
- (65) Jaynes, Julian: Der Ursprung des Bewußtseins. Reinbek: Rowohlt, 1993; S. 97
- (66) Slade, Bentall, wie (3); S. 129 - 131
- (67) Cutomo, Carola: Medialität, Besessenheit, Wahnsinn. Flensburg: Flensburger-Hefte-Verlag 1989; S. 100/118
- (68) Underwood, wie (39); S. 35 - 38
- (69) Nachtgespenst in Skistiefeln. In: Zeitschrift der Jugend des Deutschen Alpenvereins, 16. Jg., Heft 6; S. 252
- (70) White, Rhea, Murphy, Michael: Psi im Sport. München: Hugendubel, 1983; S. 106
- (71) Di Nicastro, Michele: Indagine su due castelli infestati in Scandinavia, S. 57-66, In: Quaderni di Parapsicologia, Vol. XXIX, März 1998, N. 1; S. 62

zu I.3 *Eine Berührung spüren:
die taktile Halluzination*

- (72) Les caractéristiques des apparitions. In: La Parapsychologie: Les Transparents, Paris: Tchou/Laffont, 1978; S. 39
- (73) Briere de Boismont, Alexandre J.: Des Hallucinations ou Histoire raisonnée. Paris: Baillière, 1862, 3. Aufl.; S. 58
- (74) Proceedings of the S.P.R., 1894; S. 258/259
- (75) Sizemore, Chris Costner: A Mind of my Own. New York: Morrow, 1989; S. 247
- (76) Moolenburgh, H. C.: Engel - Helfer auf leisen Sohlen. Freiburg: Bauer, 1993; S. 38/39
- (77) Krippner, Stanley, zitiert in: Sizemore, (64), S. 247
- (78) Slade, Bentall, wie (11); S. 221

- (79) Lechler, Alfred: Das Rätsel von Konnersreuth im Lichte eines neuen Falles. Elberfeld: Licht-und-Leben-Verlag, 1933; S. 14 - 16
- (80) Hufford, David J.: The Terror that Comes in the Night. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 1982; S. 59
- (81) Gooch, Stan: Creatures from Inner Space. London: Rider, 1984; S. 27
- (82) Moser, Fanny: Spuk, Teil II. Tatsachen und Täuschungen (unveröff. Manuskript), Zürich, 1952
- (83) Zitiert in: Hufford, wie (79); S. 100
- (84) Merz, Blanche: Die Seele des Ortes. München: Herold-Verlag, 1988; S. 148-151
- (85) Moolenburgh, wie (65); S. 40/41

zu I.4 *Doppelgänger:*
die autoskopische Halluzination

- (86) Cohen, Daniel: The Encyclopedia of Ghosts. New York: Dodd, Mead & Co, 1984; S. 216
- (87) Brugger, Peter, Regard, Marianne, Landis, Theodor: Illusory Reduplication of One's Own Body: Phenomenology and Classification of Autosopic Phenomena. In: Cognitive Neuropsychiatry, 1997, 2 (1), 19-38; S. 20/21
- (88) Ebd., S. 22
- (89) Hamanaka, Toshihiko: Justinus Kerners Beitrag zur Psychopathologie des Doppelgängers. In: Schott, Heinz (Hrsg.): Justinus Kerner: Jubiläumsband zum 200. Geburtstag. Weinsberg: Verlag Nachrichtenblatt der Stadt Weinsberg, 1986; S. 379
- (90) Ebd., S. 387/388
- (91) Goethe, Johann Wolfgang von: Dichtung und Wahrheit; dritter Teil, elftes Buch. Stuttgart: J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1952; S. 585
- (92) Cohen, wie (86), S. 217)
- (93) The Culture of the Copy, New York, 1996
- (94) Menninger-Lerchenthal, Erich: Der eigene Doppelgänger. Bern: Huber, 1946; S. 44
- (95) Lemaître, Aug.: Un Accident Mortel imputable à l'Autoskopie. In: Archives de Psychologie de la Suisse Romande, 4/1905, S. 84 - 86

- (96) Mikorey, Max: Phantome und Doppelgänger. München: Lehmann, 1952; S. 45/67
- (97) Bozzano, Ernesto: Discarnate Influence in Human Life. London: International Institut For Psychical Research, 1938; S. 105

zu I.5 *Phantomgefährten:*
die rudimentäre Halluzination

- (97) Brugger, Peter, Regard, Marianne, Landis, Theodor: Unilaterally Felt „Presences“: The neuropsychiatry of one's invisible doppelgänger. In: Neuropsychiatry, Neuropsychology & Behavioral Neurology, Vol. 19 (2), Apr. 1996, S. 114-122
- (98) Zitiert in: Andrew Mackenzie: The Seen and the Unseen. London: Weidenfeld and Nicolson, 1987; S. 69
- (99) Principles of Psychology, Vol. II, S. 322; zitiert in: Proceedings of the S.P.R., London, Band 10, 1894; S. 86
- (100) Child, wie (35), S. 69
- (101) Achttausender drüber und drunter. Zitiert in: Messner, R.: Grenzbereich Todeszone, S. 175
- (102) Report on the Census of Hallucinations, in: Proceedings, Band 10; S. 85/86
- (103) Eco, Umberto: Die Insel des vorigen Tages. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag, 1994; S. 111
- (104) White, Rhea; Murphy, Mike, wie (60), S. 107 ff.
- (105) bei: Child, wie (35), S.70
- (106) James, William: Die Vielfalt religiöser Erfahrung. Olten/Freiburg i. Brsg.: Walter, 1979 (Original 1901/1902); S. 75/76
- (107) Ebd., S. 77
- (108) Brugger, Regard, wie (97)
- (109) Vgl. auch Lucadou, Walter von, Poser, Manfred: Geister sind auch nur Menschen, Freiburg: Herder, 1997; S. 90 ff: Der psychische Parasit
- (110) Suedfeld/Mocellin, wie (24), S. 49
- (111) Rees, W. J.: The Hallucinations of Widowhood, British Medical Journal, 4, 1971; S. 37-41
- (112) Mackenzie, wie (98), S. 273

- (113) Welsch, Walter: Eine Besteigung des Fuji-san. In: Der Bayerländer. München, 71. Heft, 1985; S. 54-56
- (114) Zitiert in: Brugger et al, wie (86), S. 24
- (115) Kukuczka, Jerzy: Im vierzehnten Himmel. München: Berg, 1990; S. 84/85
- (116) Reed, Graham: The Psychology of Anomalous Experience. Buffalo (N.Y.): Prometheus, 1988; S. 45
- (117) Ich verweise auf das Buch „Emotional Contagion“ von Eleonore Hatfield, John T. Cacioppo und Richard L. Rapson (Cambridge:Cambridge University Press, 1994)
- (118) Zitiert in: Löwy, wie (43), S. 62
- (119) Haraldsson, Erlendur: Representative National Survey of Psychic Phenomena. Journal of the Society for Psychic Research, London, 53 (1985), S. 145-158; und: Begegnungen mit Verstorbenen. In: Aspekte der Paranormologie. Innsbruck: Resch, 1992, S. 469-482
- (120) Zitiert in: Mackenzie, Andrew: Apparitions, SPR Fact Sheet, London, No. 1
- (121) Mackenzie, Andrew: Hauntings and Apparitions. London: Heinemann, 1982; S. 130
- (122) Rogo, Scott D.: An Experience of Phantoms. New York: Taplinger, 1974; S. 49
- (123) Ebd., S. 50
- (124) James, William, wie (99), S. 72/73
- (125) Tandy, Vic, Lawrence, Tony R.: The Ghost in the Machine, S. 360-364, In: Journal of the Society for Psychical Research, Vol. 62, Nr. 851, April 1998

II. Erlebnisse in Lebensgefahr

In diesem Kapitel geht es um Phänomene, die mit bedrohlichen Situationen in Verbindung gebracht werden. Man kann sie auch als Halluzinationen beschreiben, doch ist ihre Einwirkung auf das Leben des einzelnen stärker, darum haben diese Phänomene auch eigene Namen bekommen. Die außerkörperliche Erfahrung, mit der das Kapitel beginnt, zeigt einem ein Bild von sich selbst; man sieht sich selbst von außen zu. Diese Erfahrung ist auch meistens Bestandteil der Nah-Tod-Erfahrung, das als weitere Kernelemente den Flug durch einen Tunnel, den Eintritt in ein Licht, Gespräch mit Lichtwesen und die Rückkehr besitzt. Rational betrachtet ist die außerkörperliche Erfahrung eine Rechenleistung des Gehirns, da das Selbst keinen zuverlässigen Bezugspunkt mehr besitzt, und die Nah-Tod-Erfahrung eine eindruckliche Visionssequenz des absterbenden Gehirns, das - vielleicht erst nach der Rettung - eine Vision ausarbeitet. Im dritten Teil des Kapitels geht es um die Erfahrung von Bergsteigern bei Stürzen.

1. Austreten aus dem Körper

Die außerkörperliche Erfahrung oder „Out-of-Body-Experience“ (OBE) ist mit dem Sehen des Doppelgängers verwandt. Allerdings sieht der Beobachter sich selbst von einem Punkt außerhalb. Er hat sich scheinbar von seinem Körper getrennt, sieht meist auf ihn nieder, hat das Gefühl, zu schweben und ein Gefühl der Leichtigkeit, bevor er wieder in seinen Körper „zurückkehrt“. Die Gefühle dabei sind meist positiv; die Erfahrung wird als persönlich bedeutsam erlebt. (1) „Außerkörperliche Erlebnisse sind unerwartet und werden nicht herbeigewünscht“, behauptet die englische Psychologin Susan Blackmore, die mit „Beyond the Body“ das bislang umfassendste Buch über außerkörperliche Erfahrungen geschrieben hat. (2) Das Gehirn reagiert dabei wie bei einer echten Wahrnehmung, und ebenso verhält sich das bei Träumen (im REM-Schlaf) und bei Halluzinationen: Die entsprechende Region im Cortex, diesen beiden Gehirnlappen aus Nervenzellen zu beiden Seiten des Kopfes, ist angeregt.

Es müssen immer wieder Abgrenzungen vorgenommen werden, um ein Phänomen nicht mit einem anderen zu verwechseln. In der psychologischen Literatur stößt man immer wieder auf die „Depersonalisierung“. Auch dabei kann der Betroffene das vage Gefühl haben, er beobachte sich; sein Körper kann sich taub und fremd anfühlen; Teile der Anatomie können wie Fremdkörper wirken. Daß jemand sich von seiner Persönlichkeit distanziert, ist zuweilen in der persönlichen Geschichte begründet: Jemand hat Verlustängste und verleugnet, indem er „Abstand nimmt“, das drohende Weggehen einer geliebten Person. Deperso-

nalisation ist auch eine Erscheinung bei Lampenfieber. Vortragende haben berichtet, sich plötzlich teilweise „außer sich“ befunden zu haben. Auch bei Unglücken kommt es vor, daß ein Mensch willenlos und scheinbar unbeteiligt hinnimmt, was geschieht. Russell Noyes und Roy Kletti (1976) haben in einem Aufsatz den Vorzug dessen hervorgehoben. Der Bergsteiger, der abstürze, könne sich mittels Depersonalisation einen breiteren Handlungsrahmen bewahren und - da er sich nicht unmittelbar betroffen fühlt - in letzter Sekunde den rettenden Griff finden. (3)

Doch mit der Depersonalisation ist nicht das deutliche Gefühl verbunden, eine Beobachterposition außerhalb des eigenen Körpers einzunehmen. Mit der „Ausleibigkeit“, wie man früher für die außerkörperliche Erfahrung gesagt hat, ist jedoch oft etwas Positives verbunden: ein Gefühl des Schwebens, des Wohlbefindens, des Sich-Wunderns. Hier ein Beispiel aus Blackmores Sammlung:

„Ich überquerte die Straße und ging in einen hell erleuchteten Wald. Meine Sicht in die Ferne wurde verschwommen, und innerhalb fünf oder zehn Sekunden konnte ich nur auf eine Entfernung von ein bis zwei Metern sehen, der Rest war ‘Nebel’. Plötzlich wurde meine Sicht klar, und ich schaute auf meinen Rücken und die Hunde aus einer Position rund drei Meter hinter mir und etwa dreißig Zentimeter höher als meine eigene Größe. Mein physisches Selbst besaß kein Sehorgan und keine anderen Sinne mehr, und es war genau so, als würde ich hinter jemandem hergehen, nur daß dieser ‘jemand’ ich war.“ (4)

Das Koordinatensystem löst sich auf

Es reicht die Erschöpfung aus und die Fortbewegung in einem ununterscheidbaren Weiß. Der Mensch geht träumerisch dahin, und das Gehirn, das sonst immer weiß, wo die Körperteile sich befinden, kann keinen Bezugspunkt mehr finden. Das Koordinatensystem löst sich auf, und dann sieht man sich plötzlich von außen, und das ist eine „Rechenleistung des Gehirns“. (5) Dieses Phänomen ist nicht oft untersucht worden; Psychologen wollen lieber psychologische als situative Variablen entdecken, etwa: Was sind das für Menschen, die öfter außerkörperliche Erfahrungen machen? Was haben sie gemeinsam? Der Amerikaner Robert Monroe war einer von ihnen (6), auch die Südtalienerin Natuzza Evolo.

Der Bergsteiger in seinem allem enthobenen Tun wird auf sich selber zurückgeworfen, er ist einsam und verlassen, keiner schaut ihm zu. Man braucht Zuschauer; die Lust am Spektakel, an die der Philosoph Baudrillard erinnert und die stärker als der Selbsterhaltungstrieb sein kann, mag da mitwirken; und zuweilen weiß man einfach nicht mehr, „wo einem der Kopf steht“, wie gerade beschrieben, und so im folgenden Fall:

„Am Morgen des 28. Juni 1970, nach einem Biwak in der Merkelscharte am Nanga Parbat (ca. 8.000 Meter Meereshöhe; starker Wind, ohne Schlafsack und Zelt, verausgabt und unterkühlt), verlor ich eine Zeitlang den Gleichgewichts-, Orientierungs- und Zeitsinn. Ich fiel hin und rollte etwa 10 Meter weit über den Schnee. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als runde, durchsichtige Wolke hinter mir herzuschweben, mich selbst von außen zu beobachten. Ich konnte dieses Bündel vor mir, von dem ich wußte, daß es verzweifelt war, nicht angreifen. Ich war völlig schwerelos, aber trotzdem irgendwie körperhaft.“ (7)

Reinhold Messner hat da eine außerkörperliche Erfahrung gemacht, im Eis, unter extremen Bedingungen. Doch möchte man diese Erfahrung wiederum lieber eine Doppelgänger-Erfahrung nennen (Scott D. Rogo hat etwa Fälle beschrieben, in denen der Zeuge sich selbst in einem Lichtball oder in unbestimmten Energieformen wahrnahm). Es gibt wohl so viele verschiedene Ausprägungen der Erfahrungen, wie es Menschen und Situationen gibt.

Messner läßt in „Grenzbereich Todeszone“ Norbert Baumgärtner zu Wort kommen, der bei einem Sturz am 2.522 Meter hohen Maldongrat „sich zusah“ beim Fallen: „Der Sturz selber ist mir anders bewußt. ... Nicht ich falle, stürze, schürfe, sondern ich sehe jemanden fallen. Jemanden, der mir aufs Haar gleicht. Jemanden, der ich sein könnte und doch nicht bin, weil ich ihn doch sehe ... Der da liegt immer noch. Komisch, es ist das erste Mal, daß ich einem Sturz zusehe! Ob ihm wohl etwas passiert ist?“ (8)

An einem Experiment mit dem Namen „Akrobatensprung“ und dem Ziel, 80 Stunden ohne Schlaf durchzuhalten, nahmen 64 Soldaten teil. Der israelische Schlaf-Forscher Peretz Lavie erfuhr dabei ein Vorkommnis aus der dritten Nacht: „Ein Soldat beschrieb ein unheimliches Erlebnis, das er wenige Minuten vor unserem Treffen hatte. Während er zusammen mit seinen Kameraden marschierte, hatte er sich plötzlich vor sich selbst marschieren sehen. Er sagte, das sei so gewesen, als hätte er sich in zwei verschiedene Menschen geteilt, wobei einer den anderen beobachtete!“ (9)

Ist die außerkörperliche Erfahrung nur eine Halluzination?

Es liegt nahe, eine Empfindung, die so eng mit dem Blick auf den Doppelgänger verwandt ist, als Halluzination zu bezeichnen. Das Objekt, das der Mensch, der „außer sich“ ist, sieht, existiert aber doch! Schon, aber vielleicht handelt es sich nur um eine Vorstellung. Susan Blackmore schlägt vor, der Leser - auch dieser Zeilen, in diesem Augenblick - möge sich vorstellen, wie er aussähe, von einem Meter oberhalb betrachtet. Man kann es sich vorstellen, das Gedankenexperiment kann gelingen. (10) Wenn man an den letzten Urlaub denkt, „sieht man sich selbst“ auch, in der Vorstellung, beim Sprung in den Swimming-Pool des Hotels. Die ausserkörperliche Erfahrung ist vermutlich eine

Halluzination von sich selbst, da der Standort des Beobachters in Wirklichkeit nicht „dort oben“ ist. Wenn man nämlich in der Realität einen Standpunkt außerhalb einnehmen könnte, müßte man Dinge sehen können, die andere nicht sehen.

Um diese Ansicht zu widerlegen, müßte es möglich sein, auf „paranormale“ Art Informationen zu erwerben. Lassen wir uns darum auf einen fantastisch klingenden Bericht ein, der vor mehreren Jahrzehnten von G. N. M. Tyrrell in seine Fallsammlung aufgenommen wurde.

„Der nächste Fall ist unbestätigt, aber der Erzähler, der Reverend L. J. Bertrand, ein Hugenotten-Geistlicher, gab diesen Bericht Dr. Richard Hodgson mündlich und schickte Professor William James einen schriftlichen Bericht, aus dem das Folgende entnommen ist. Die Details mögen ungenau sein, aber es ist wahrscheinlich, daß er sich der wichtigsten Tatsachen richtig erinnerte. Mr. Bertrand war seit Jahren daran gewöhnt, in den Alpen und den Pyrenäen zu klettern. Bei dieser Gelegenheit beschlossen er und seine Begleiter entgegen dem Rat der Bergführer, den Titlis auf der schwierigen Seite von der Engstlenalp aus zu erklettern, und als sie die höchste Stelle des steil abfallenden und gefährlichsten Teils erreichten, wunderten sich alle, daß sie nicht abgestürzt waren, und Mr. Bertrand war zu müde, um weiterzugehen. Er beschloß deshalb, zu bleiben, wo er war und ließ sich von den anderen versprechen, links auf- und rechts abzusteiigen.“

Der Erzähler setzt sich gemütlich hin, läßt seine Beine baumeln und zündet sich eine Zigarre an. „Plötzlich fühlte ich mich wie vom Schlag gerührt, und obwohl das Zündholz mir die Finger verbrannte, konnte ich es nicht wegwerfen. Mein Kopf war völlig klar und gesund, aber mein Körper war kraft- und bewegungslos wie ein Fels.“ Er beschreibt dann, wie Todeskälte von den Füßen aufwärts kroch, wie er akute Schmerzen verspürte und zu sterben glaubte.

„Dann dachte er: ‘Nun, jetzt bin ich also schließlich das, was man einen toten Mann nennt, da bin ich, eine Luftkugel inmitten der Luft, ein Fesselballon, der noch mit der Erde durch eine Art elastischer Schnur verbunden ist und höher und höher schwebt. Wie seltsam, ich sehe besser denn je, dabei bin ich tot - nur ein Räumchen ohne Körper im Raum!’ Er schien dann imstande zu sein, die Bewegungen der Klettergemeinschaft zu verfolgen. Er sah den Führer anstatt wie versprochen zur Rechten zur Linken aufsteigen, und er sah ihn zurückbleiben, seine Flasche Madeira austrinken und einen Hühnerschlegel stehlen. Als die Gesellschaft zurückkehrte, gelang es ihr, ihn ins Leben zurückzuholen, dann beschuldigte er den Mann dieses Vergehen, worauf dieser floh und das Gerücht ausstreute, er sei ein Teufel und kein Mensch!“ (11)

Auch das war eine außerkörperliche Erfahrung, die vielleicht der früher erwähnten „Traveling Clairvoyance“ gleicht, dem „wandernden Hellsehen“. Die Griechen glaubten an einen zweiten Körper. Herodot berichtete vom Philosophen Aristeas, dessen Seele zuweilen aus dem Körper heraustrat, Plinius vom Clazomenier Harmonius, dessen Seele aus dem Körper tretend umherschweifte,

und Snidas von Epimenides, dem Propheten der Kreter, daß seine Seele, solange er es wollte, den Leib verließ und wieder zurückkehrte. (12)

Außerkörperliche Erfahrungen sind nicht selten: Von 1.500 Menschen, die zwischen 1954 und 1980 danach gefragt wurden, berichteten 18 Prozent von einer OBE (13). Die Kordel, von nur sieben Prozent beobachtet, beherrscht die Ansicht der Theosophie: Der Astralleib ist durch sie mit dem sterblichen verbunden, und der astrale sieht auf der astralen Ebene astrale Gegenstände; es ist die Ebene der Gedanken.

Es gilt John Palmers Ansicht: „Die OBE ist weder potentiell noch tatsächlich ein paranormales (psychical) Phänomen.“ (14) Wir wissen ja nicht, ob der gute Mr. Bertrand nicht einen lebhaften Traum hatte oder auf andere Weise Kenntnis von dem Fortgang der Expedition erlangte. Manche Menschen können mit Meditation oder großer Konzentration sich von ihrem Körper entfernen - aber alle Versuche, zu beweisen, daß sie tatsächlich woanders waren und etwas sahen, schlugen fehl. Emilio Tiberi aus Verona hat in einem Beitrag dargelegt, daß nichts Paranormales in dieser „exosomatischen“ Erfahrung (außerhalb des Körpers zu sein) liegen muß. Die Psyche vermag, das Bild von sich selbst unter sich zu konstruieren. (15) Auch Susan Blackmore nennt die angeblichen Beweise für paranormale Ereignisse während der außerkörperlichen Erfahrung „begrenzt und nicht überzeugend“. (16)

Eine Probe aufs Exempel. Kenneth Ring und seine Kollegin Madelaine Lawrence erwähnen im „Journal of Near-Death Studies“ drei Fälle von angeblicher paranormaler Wahrnehmung durch OBE. In Fall eins läßt Ring Kathy Milne erzählen, eine Krankenschwester. Sie hatte eine Patientin mit einem Nah-Tod-Erlebnis, das (später mehr davon) in einer außerkörperlichen Erfahrung gipfelte. „Sie erzählte mir, wie sie über ihrem Körper schwebte, die Wiederbelebungsversuche eine kurze Zeit mit ansah, und dann sich emporgezogen fühlte, mehrere Stockwerke durch das Klinikgebäude. Dann spürte sie sich über dem Haus schweben und auf die Skyline von Hartford blicken. Sie war übergelukkig über die wunderbare Aussicht, und aus einer Ecke ihres Auges sah sie ein rotes Objekt. Es erwies sich als ein Schuh. ... Sie dachte über den Schuh nach ... und plötzlich fühlte sie sich von einem schwarzen Loch aufgesaugt. Der Rest ihres Nahtodes-Erlebnisses war ziemlich typisch, soweit ich mich erinnern kann. Ich erzählte das einem (skeptischen) Bewohner, der in ironischer Haltung davonging. Offensichtlich holte er den Hausmeister, der ihn auf das Dach ließ. Als ich ihn später sah, hatte er einen roten Schuh und wurde zum Gläubigen.“ (17) Vielleicht aber hat die Frau auf einem früheren Exkurs aufs Dach den Schuh registriert.

Und es gibt Marias Geschichte, einer Frau, die im dritten Stock des Harborview Hospital einen Tennisschuh erspäht haben soll - Kimberley Clark berichtete davon 1984. Der Schuh war da, und von ihrem Krankenbett aus soll Maria ihn zwar mit dem geistigen Auge gesehen, aber Einzelheiten nicht wahrgenommen haben. (18) Drei Mitarbeiter des „Skeptical Inquirer“ (eine

Zeitschrift der amerikanischen Skeptiker, die nach strengen Kriterien ungewöhnliche Behauptungen überprüfen) nahmen später den Schauplatz in Augenschein und wiesen nach, daß Marias Erzählung Ungereimtheiten enthielt und die Frau Informationen auf gewöhnlichem Wege bekommen haben konnte. Die Autoren zeigen sich erstaunt darüber, wie ein „auf so schwachen Beinen stehender Fall“ so bekannt werden konnte. (19)

Ähnlich zwiespältig verlief das einfallreiche Experiment des amerikanischen Bewußtseinsforschers Charles Tart, der im Jahr 1965 bei „Miss Z.“, einer jungen Frau von kaum mehr als 20 Jahren, die Gehirnströme während des Schlafs maß. Zuoberst auf ein Regal legte er einen Zettel mit einer fünfstelligen Zahl, die er jede Nacht aufs neue zufällig auswählte. Sie sollte versuchen, im außerkörperlichen Zustand in Richtung Zimmerdecke zu schweben und am nächsten Tag die Zahl wiederzugeben. Miss Z. hatte in vier Labornächten drei Erlebnisse des „Schwebens“, und in zwei Fällen fühlte sie sich außerhalb ihres Körpers. In der dritten Nacht nannte sie die richtige Zahl - 25.132.

„Ein parapsychologisches Element“, vermerkte Tart, der danach genau den Schlafräum untersuchte. Die Zahl spiegelte sich jedoch, leider, kaum nennenswert in der Zifferblattscheibe der Uhr - aber schon die vage Möglichkeit einer Täuschung ließ Charles Tart zu dem Schluß kommen: nicht zwingend. Beweis abgelehnt. Ein Versuch ist normalerweise dann unbrauchbar, wenn ein Kritiker darlegt, daß die Versuchsperson die Information sich auf gewöhnlichem Weg hätte beschaffen können. (20)

Zur Wahrnehmung wird ein Auge benötigt

Wenden wir uns noch einmal Susan Blackmores Buch zu, das den Kenntnisstand zusammenfaßt. Der Unterschied zur Doppelgänger-Erfahrung ist, daß „es das Double ist, das das ‘echtere’ der beiden wird“. Der oder die Erlebende verläßt anscheinend seinen Körper und kriecht in seine andere Hülle, sieht sich selbst da liegen als lebloses Ding. Damit verbunden ist die Bilokation - wenn ein Mensch an einem anderen Ort auftaucht: an einem andern Ort zu sein scheint und angeblich etwas wahrnehmen kann. Doch Blackmore schreibt: „Für die Wahrnehmung wird ein Auge gebraucht.“ Es ist unwahrscheinlich, daß dieser ominöse zweite Körper - auch wenn es nur ein rollender Ball ist wie in Messners Fall - über das gleiche von uns so geschätzte komplizierte Wahrnehmungsorgan verfügt, wie es das Auge darstellt. Die Autorin versucht einen Ausweg: „Wenn wir eine Seele haben, dann denke ich nicht, daß sie es ist, die in einer Out-of-Body-Experience auf Reisen geht. Eher gibt es da schon andeutungsweise Belege dafür, daß, was in einer OBE gesehen wird, nicht und auf keinen Fall die physische Welt ist.“ (21) Die Ansicht, ein Auge sei nötig, ist freilich ein Einwand von Skeptikern; wer an paranormalen Informationserwerb glaubt, läßt sich davon nicht überzeugen.

D. Scott Rogo schlägt anderes vor: Die außerkörperliche Erfahrung könnte sich in einer metaphysischen Duplikat-Welt abspielen, die dem OBEr (dem OBE-Reisenden) genauso „wirklich“ vorkommt wie unsere Welt uns. Wäre demnach die OBE „Imagination plus außersinnliche Wahrnehmung“ oder, wie Charles Tart es ausdrückt, „Halluzination plus Psi“? Das ist vielleicht allzu abenteuerlich.

Plausibler klingt, daß sich das Körperschema ändert, weil die Stimulation von außen fehlt. Diese Änderung bedroht das Selbst-Konzept, und diese Bedrohung aktiviert tief unbewußte Prozesse. Susan Blackmore: „Nach Palmer ist es der Versuch, die Identität zurückzubekommen, aus der unsere außerkörperliche Erfahrung besteht. Das erklärt auf sinnvolle Weise, warum die Erfahrung zuzeiten so wirklich erscheint, da die unbewußte Psyche das Ich von der neuen Identität überzeugen muß, um dadurch die Bedrohung aufzuheben.“ (22)

Die Begriffe Ich, Selbst und Bewußtsein müssen immer wieder verwendet werden, obschon sie immer noch nicht zureichend scharf definiert werden können. Man kann sich mit dem Vorschlag der Neuropsychologin Patricia Churchland behelfen, die Bewußtsein in Bestandteile wie „Aufmerksamkeit“, „Gedächtnis“ und „Entscheidungsfähigkeit“ aufteilt, um diese als Areale im Gehirn zu suchen. Der Philosoph Thomas Metzinger erklärt die Stabilität des Selbst damit, daß unterschiedliche Hirnprozesse gut zusammenspielen. Defekte von Hirnfunktionen führen zu Ich-Störungen. (23)

Alles hier Gesagte gilt also auf dem Boden der „Identitätstheorie“, die nicht mehr zwischen Geist und Gehirn unterscheidet. Geistige (mentale) Prozesse sind ihr Gehirnprozesse. Die amerikanischen Neurologen Michael Posner und Marcus Raichle schreiben: „Wissenschaftler in Forschungseinrichtungen der ganzen Welt bewegen sich heute mühelos zwischen der Beschreibung des Geistes und der Anatomie des Gehirns hin und her, als ob es die jahrhundertelangen philosophischen Kontroversen, ob dies überhaupt möglich ist, gar nicht gegeben hätte.“ (24).

Die Naturwissenschaftler machen es sich damit aber zu leicht. Die wahre Natur des Geistes ist längst nicht erkannt. Denn zwar laufen Denken und neuronale Prozesse parallel, „geht“ es mit solchen „einher“ - doch wer würde allen Ernstes behaupten wollen, Denken und Gedanken seien identisch mit der Arbeit der Zellen im Gehirn? Dieses Dilemma ruft immer wieder „duale Interaktionisten“ auf den Plan wie den religiösen Sir John Eccles (1904-1997), der in den vergangenen Jahrzehnten Geist oder Seele - „mind“ ist der englische Ausdruck - als nichtmaterielles Feld betrachtete, das aus Materie (dem Gehirn) entstanden sei und wieder auf Materie (das Gehirn) einwirke. (25)

2. Die Nah-Tod-Erfahrungen

Ich hatte schon erwähnt, daß die außerkörperliche Erfahrung auch zu einem Nah-Tod-Erlebnis (NDE - Near-Death Experience) überleiten kann. 1975 erschien „Life after Life“ (dt. 1977: „Leben nach dem Tod“) des Amerikaners Raymond Moody, der noch nicht einmal sein Medizinstudium beendet hatte. Niemand rechnete damit, daß es in fünfzehn Sprachen übersetzt und zehn Millionen Mal verkauft werden würde (bis 1993). Moodys Schlußfolgerung war, daß Glücksgefühle den Sterbenden überkämen; er zitiert Menschen, die meinen, die dünne Linie in der Tat überschritten zu haben und in eine andere Welt eingedrungen zu sein. Kenneth Ring, ein prominenter Experte der Nahtod-Forschung, hat fünf Kern-Erlebnisse festgelegt: Der Sterbende fühlt die Seligkeit (i), verläßt seinen Körper (ii), tritt in einen Tunnel oder eine Dunkelheit ein (iii), nimmt ein helles Licht wahr (iv) und geht in das Licht ein (v).(26) Häufige Szenen sind Gespräche mit „Lichtwesen“ oder geliebten Verstorbenen und die Anweisung, jetzt müsse man aber zurückkehren.

Die Amerikaner Kenneth Ring, Bruce Greyson und Michael Sabom sind nur drei der vielen Forscher, die sich des Themas annahmen, Bücher schrieben und einen Forschungszweig entstehen ließen mit einer eigenen Zeitschrift („Journal of Near-Death Studies“). Besonders Ärzte ließen sich faszinieren. Dies alles aber war erst möglich, als Mikroprozessoren die Aktivitäten des Herzens dem Pflegepersonal in Echtzeit übermitteln konnten. Bei einem Herzstillstand kann sofort wiederbelebt werden. Unter den Überlebenden fanden sich genügend Zeugen für eine Nah-Tod-Erfahrung.

Woran mag es liegen, daß Bergsteiger nicht von „reinen“ Nahtodes-Erlebnissen berichten, mit Tunnel, Licht, ätherischen Wesen und der erzwungenen Rückkehr (zumindest sind mir aus dem Alpin-Schrifttum keine bekannt)? Es mag sein, daß die echten Alpinisten die Gefahr kennen, in die sie sich begeben; auch bei Stürzen bleiben sie verblüffend ruhig und handeln folgerichtig, wie wir im nächsten Kapitel erfahren werden. In der Todeszone und deren Nähe ist es meist zu spät, wenn ein Biwakierender hinüberdämmert in den Tod; niemand holt ihn zurück. Freilich ist solch eine Seelenreise auch ein privates, sehr intimes Erlebnis, das viele für sich behalten. Andere wollen, missionierend, die Welt zum Beispiel in Talkshows von ihrem Glück überzeugen, doch dann fehlen ihnen die Worte. Schon die mittelalterlichen Mystiker hatten Mühe, die „Süße“ ihrer christlichen Visionen zu vermitteln.

Eine „psychologisch nützliche Phantasie“?

Die Schilderungen von wunderbaren Landschaften und lichterfüllten Gestalten wurden von vielen bereitwillig als Blick ins Paradies und Beweis für ein Leben nach dem Tod gedeutet. Ronald K. Siegel indessen nennt die Nah-Tod-Erfahrung eine „neurophysiologische Halluzination“, deren Wurzeln in der Biochemie des

Gehirns lägen. Dasselbe könnte man über alle anderen Arten von Halluzinationen sagen. Wichtig seien die Situation und die Erwartungen des Menschen. Siegel zog Parallelen zu Halluzinationen durch Drogen und zu Forschungen aus dem vergangenen Jahrhundert, als die Anregung des zentralen Nervensystems zu Wahrnehmungsstörungen führte. (27)

Berühmt geworden sind die Versuche des kanadischen Neurologen Wilder Penfield, der in den fünfziger Jahren bei Patienten Bezirke des Temporallappens - der Teil des Cortex am Hinterhaupt - elektrisch stimulierte, worauf die Betroffenen spontan meinten, ihren Körper zu verlassen und Gestalten zu sehen. (Solche Experimente würde man heute aus ethischen Gründen unterlassen) (28). Doch auch ohne solche Hypothesen, die den Menschen zum Anhängsel seines Gehirns herabwürdigen, hat der Mensch in Todesnähe ein verändertes Verhältnis zu seinem Körper, er mag von blitzartigen Gedanken an sein Leben durchdrungen werden und ist völlig hilflos.

Mit der Injektion von 50 bis 100 Milliliter eines Anästhetikums, des Ketamin, konnten bereits nahtodähnliche Erfahrungen simuliert werden. Ketamin ist kein Opiat und hat auch nichts mit LSD zu tun; es ist ein kurz anhaltendes, halluzinogen und dissoziativ wirkendes Mittel. Seine Wirkung ist ein klares Zeichen dafür, daß das Phänomen ein biochemisches ist und kein metaphysisches. Die anderen Vermutungen Siegels sind uns bekannt: Endorphine werden während Streßperioden ausgeschüttet, und einer deren Effekte ist, daß sie die Schwelle für Krämpfe im limbischen System und im Temporallappen herabsetzen. Die ungewöhnlich hohe Erregung des Temporallappens läßt die Rückblicke und das Gefühl des Vertrautseins entstehen, läßt einen vielleicht auch die toten Freunde abrufen. (29)

Susan Blackmore hat sich hierbei die Frage gestellt: warum der Tunnel? Die Vermutung, er könne ein erneutes Durchleben der Geburt sein, überzeugte sie nicht. Blackmore erwähnt, eine größere Zahl Nervenzellen sei mit dem Zentrum des Gesichtsfelds verbunden. Wenn immer mehr Zellen feuern, wird es in der Mitte heller, und da mit dieser immer stärkeren Erleuchtung könnte das Gehirn eine Bewegung verbinden. Schließlich herrscht nur noch das Licht. (30) Die Form des Tunnels haben Menschen unter Mescaline-Einfluß häufig als Halluzinationen berichtet, und die mexikanischen Huichol-Indianer stellen den *Peyote*-Kaktus, ihre heilige Droge, auf Bildern als konzentrische Tunnel-Arrangements oder Spiralen dar.

Für den Psychologen Robert Kastenbaum sind Nah-Tod-Erfahrungen eine „psychologisch nützliche Phantasie“ und eine „Depersonalisation als Antwort auf Gefahr“. (31) Doch sie sind nicht nur das Privileg weniger Glücklicher. Sterbende, die ihr nahes Ende akzeptiert haben, gehen diesem meist in gehobener Stimmung entgegen. Die Schweizerin Elisabeth Kübler-Ross (sie entdeckte übrigens schon vor Raymond Moody die Nah-Tod-Erfahrungen) hat die Phase geschildert, wenn Menschen ihren „Frieden mit der Welt“ gemacht haben. In einer Studie über Erscheinungen bei Sterbenden („Death-Bed Visions“) heißt es: „Im

Fall der Visionen am Totenbett ereigneten sich die meisten dieser Stimmungsaufhellungen kurz vor der Zeit des Sterbens. 41 Prozent der Patienten starben innerhalb von zehn Minuten nach diesem emotionalen Aufschwung, mehr als die Hälfte starb innerhalb einer Stunde nach dem Beginn des plötzlichen Anstiegs ihrer Laune hin zu Gelassenheit und Frieden.“ (32) Oft erzählten sie von Begegnungen mit geliebten Verstorbenen. Ein Arzt sagte in einem Anfall von Zynismus dazu, die Erscheinung habe „ganze Arbeit geleistet (did the job) und das Ende beschleunigt (and hastened death)“.

Warum haben die Menschen speziell nach der Nahtod-Erfahrung das Gefühl, daß sie ihr Leben verändern müßten, daß sie sich auf Liebe und Wissen konzentrieren müßten? Susan Blackmore erklärt das damit, daß die Erfahrung - wenn auch nur für einen kurzen Augenblick - das Modell des Selbst aufbricht; das Selbst war demnach nur ein mentales Modell. (33) Ohnehin steigert überstandene Lebensgefahr die Lust am Leben, und die Nah-Tod-Erfahrung trägt obendrein noch spirituelle Züge, kann also zu einer Lebenswende werden.

Der Panorama-Lebensrückblick

Bei Bergsteigern treten allenfalls einige Elemente der Nahtoderfahrung auf. Meistens ist es ein Sturz, der den Menschen in Lebensgefahr bringt. Dann (im folgenden Abschnitt hören wir mehr davon) tritt ein Zustand der Seligkeit und des Entrücktseins ein, den man durchaus mit den erwähnten Gefühlen von Menschen auf dem Totenbett vergleichen kann. Die Psychologen Russell Noyes und Roy Kletti haben in den siebziger Jahren 114 Berichte von Bergsteigern gesammelt, die dem Tod ins Auge gesehen hatte. Einer stürzte 700 Meter tief und erzählte davon: „Ich spürte intensive Angst; meine Gedanken wurden beschleunigt; die Zeit wurde langsamer; und meine Aufmerksamkeit wurde auf das mögliche Überleben und Erinnerungen tief in mir umdirigiert.“ (34)

In der Ausbildung als „Panorama-Lebensrückblick“ wird die Konzentration auf das Gedächtnis oft geschildert. Bruce Greyson, der in einer Studie überlebende Selbstmörder befragt hat, meint, daß der Lebensrückblick nur auftritt, wenn der Tod jemanden plötzlich bedrohe - jemand, der lange leide, habe sein Leben längst durchdacht (35); Kenneth Ring konnte aus 102 Befragungen schließen: „Der berühmte Panorama-Lebensrückblick wird oft von Menschen berichtet, die in schlimme Unfälle verwickelt waren, ist unter anderen Umständen aber überraschend selten.“ (36); Susan Blackmore hat ermittelt, daß diese Rückschau etwa in einem Drittel aller Fälle vorkommt, am häufigsten aber bei Ertrinkenden: dabei manchmal schnell, manchmal langsam und auch in Farbe. (37)

„Lebensfilm“ nannte Mathias „Hias“ Rebitsch, Bergsteiger und Anden-Pionier Jahrgang 1911, der vor einigen Jahren gestorben ist, seine Erzählung eines Sturzes, die einer Nahtod-Erfahrung eines Alpinisten am nächsten kommt. Er hört in der Goldkappel-Südwand ein Knistern, spürt ein Nachgeben des Griffes.

„Er bricht? Wie ein elektrischer Schlag durchzuckt es mich - Absturz, das Ende ... nicht stürzen! Blitzschnell tappe ich nach einer winzigen Schuppe über mir - sie splittert ab. Die nächste, die dritte - alle brechen ... Meine Füße stützen sich noch auf die Tritte unter dem Knick des Überhanges, doch die Hände greifen schon keinen Fels mehr. Der Oberkörper wird von einer Riesenfaust hintenüber, nach abwärts gerissen. ... Ich schnelle mit den Beinen weg von der Wand, in die Luft, in den gnadenlosen, furchtbaren Abgrund hinaus ... Die rasende, grauenhafte Höllenfahrt beginnt. ... Aber weiter, unaufhaltsam, schleudert mich eine Urgewalt in die Tiefe. Verloren. Aus ... Und nun fühle ich keine Angst mehr; die Todesfurcht ist von mir gewichen, jede Gefühlsregung und Sinneswahrnehmung ausgelöscht. Nur mehr Leere, völlige Ergebenheit in mir und Nacht um mich. Ich 'stürze auch nicht mehr, ich schwebe bloß sanft auf einer Wolke durch den Raum, befreit von Erdbundensein, erlöst. Nirwana ...?‘“

„Habe ich das dunkle Tor zum Totenreich schon durchschritten? In die Finsternis um mich kommt plötzlich Helligkeit und Bewegung. Aus dem Ineinanderwogen von Licht und Schatten lösen sich Linien heraus, erst schemenhaft verschwommen, nehmen sie erkennbare Formen an. Naturalistisch-menschliche Gestalten und Gesichter, eine altvertraute Umgebung. Wie auf einem inneren Bildschirm flimmert ein Stummfilm, in Schwarzweiß. Ich sehe mich darin - als Zuschauer ihm gegenüber - wie ich, kaum an die drei Jahre alt, zum Krämer nebenan tipple. In der kleinen Hand den Kreuzer fest umschlossen, den mir meine Mutter gegeben hat, damit ich mir ein paar Zuckerln kaufe.“ (38)

Er sieht eine weitere Begebenheit als Kind, noch andere Episoden, sieht sich selbst als Knappe, dann ein Schlachtgetümmel ... Natürlich fragt er sich, woher diese Bilder kommen. Vermutlich war es nur das blinde Feuern der Neuronen, es waren zufällige Bilder eines, der sich mit dem Sterben noch nicht abgefunden hatte.

1871 fiel Albert Heim in 1.800 Meter Höhe am Säntis beim Anstieg zur Seealp. Er wollte nach seinem Hut greifen, trat fehl ... “ Ich trieb mit Windeseile an den linksseitigen Felskopf, prallte am Felsbord hinauf, fuhr dann auf dem Rücken, mit dem Kopf nach unten, über den Fels und flog schließlich noch circa 20 Meter frei durch die Luft, bis ich auf der Schneekante unter der Wand liegen blieb.“

Heim schildert: „Während dem Fall stellte sich die erwähnte Gedankenfluth ein. Was ich in fünf bis zehn Secunden gedacht und gefühlt habe, läßt sich in zehnmal mehr Minuten nicht erzählen. Alle Gedanken und Vorstellungen waren zusammenhängend und sehr klar, keineswegs traumhaft verwischt.“ (39) Er überlegt scharf, wie seine Überlebenschance ist und denkt an die Zukunft. „Ich dachte daran, daß ich nun meine auf fünf Tage später angekündigte Antrittsvorlesung als Privatdocent jedenfalls nicht halten könne. Ich übersah, wie die Nachricht meines Todes bei den Meinigen eintraf, und tröstete sie in

Gedanken. Dann sah ich, wie auf einer Bühne aus einiger Entfernung, mein ganzes vergangenes Leben in zahlreichen Bildern sich abspielen.“

„Ich sah mich selbst als die spielende Hauptperson. Alles war wie verklärt von einem himmlischen Lichte und Alles war schön und ohne Schmerz, ohne Angst, ohne Pein. Auch die Erinnerung an sehr traurige Erlebnisse war klar, aber dennoch nicht traurig. Kein Kampf und Streit, auch der Kampf war Liebe geworden. Erhabene und versöhnende Gedanken beherrschten und verbanden die Einzelbilder, und eine göttliche Ruhe zog wie herrliche Musik durch meine Seele. Mehr und mehr umgab mich ein herrlich blauer Himmel mit rosigen und besonders mit zart violetten Wölklein - ich schwebte peinlos und sanft in denselben hinaus, während ich sah, daß ich nun frei durch die Luft flog, und daß unter mir noch ein Schneefeld folgte. Objectives Beobachten, Denken und subjectives Fühlen gingen gleichzeitig nebeneinander vor sich. Dann hörte ich mein dumpfes Aufschlagen, und mein Sturz war zu Ende. In dem Momente war mir, es husche ein schwarzer Gegenstand vor meinen Augen vorüber, und ich rief aus Leibeskräften drei bis vier Mal nacheinander: ‘Es hat mir gar nichts gethan!’“ (40)

Über alle Kontinente, Kulturen und die Jahrhunderte haben Autoren von Zeitgenossen berichtet, die aus dem Totenreich wiederkamen - angefangen von dem griechischen Philosophen Platon, der im “Staat” von “einem gar wackeren Manne” berichtet, „nämlich Er, dem Sohn des Armenios, dem Geschlecht nach ein Pamphylier, welcher einst im Krieg tot geblieben war, und als nach zehn Tagen die Gebliebenen schon verwest aufgenommen wurden, ward er unversehrt aufgenommen und nach Hause gebracht, um bestattet zu werden. Als er aber am zwölften Tage auf dem Scheiterhaufen lag, lebte er wieder auf und berichtete sodann, was er dort gesehen.“ Was er aber sah, wurde in den folgenden Jahrhunderten nur mehr variiert.

„Er sagte aber, nachdem seine Seele ausgefahren, sei sie mit vielen anderen gewandelt und sie wären an einen wunderbaren Ort gekommen, wo in der Erde zwei aneinandergrenzende Spalten gewesen und am Himmel gleichfalls zwei andere ihnen gegenüber. Zwischen diesen hätten Richter gesessen, welche, nachdem sie die Seelen durch ihren Richterspruch geschieden, den Gerechten befohlen hätten, den Weg rechts nach oben durch den Himmel einzuschlagen, nachdem sie ihnen Zeichen dessen, worüber sie gerichtet worden, vorne angehängt, den Ungerechten aber den Weg links nach unten, und auch diese hätten hinten Zeichen gehabt von allem, was sie getan.“ (41)

Von den Wassern des Flusses Lethe zu trinken vermied er, das hätte ihn alle Erinnerungen vergessen lassen. Er kam zurück. Pionier Moody gab in einem nachfolgenden Buch zu: „Streng genommen waren Rückkehrer aus Todesnähe also niemals tot, doch sie sind dem Tod näher gekommen als die meisten von uns.“

Nach der Euphorie kam die Gegenbewegung: Die negativen NDEs wurden entdeckt. Margot Grey meint, daß 12 Prozent aller NDEs negativ sind: höllisch. Ihr Muster liest sich so: Angst und Panik; außerkörperliche Erfahrung; Eintritt in eine schwarze Leere; das Gefühl der Gegenwart einer bösen Macht; Eindringen in eine höllenartige Umgebung; die Rückkehr. (42) Maurice S. Rawlings geht so weit, zu behaupten, schöne und schreckliche Erlebnisse hielten sich die Waage. Der amerikanische Forscher Charles Garfield war der erste, der von diesem Verhältnis sprach.

Thomas Welch, ein Holzarbeiter, stürzte einmal 50 Kilometer östlich von Portland einen Steg hinunter. Er fand sich in einer Art Hölle wieder. „Ich stand in einiger Entfernung von dieser brennenden, bewegten und schwappenden Masse aus blauem Feuer. So weit meine Augen sehen konnten, ein See aus Feuer und Schwefel! Es war niemand in dem See ... Alle starrten und schienen tief in Gedanken versunken zu sein, als könnten sie nicht glauben, was sie sahen.“ Dann ging Jesus vorbei und sah ihn an. Die Rettung - Welch schlüpfte nach eigenen Angaben wieder zurück in den Körper. Ein anderer Mann, der einen beinahe tödlichen Sturz hinter sich hatte, erzählt: „Ich sah meinen Vater, der einige Jahre vorher gestorben war. Es war genau so, als ob ich ihn letzte Woche gesehen hätte.“ (43)

Von Höllen-Erfahrungen berichtet man ungern: Es könnte ja sein, daß andere falsche Schlüsse über das eigene Vorleben ziehen. Rawlings ist der Ansicht, man müsse die Wiederbelebten auf der Stelle befragen; bald schon treibe die Erinnerung an die Hölle ins Vergessen. Die negativen oder „höllischen“ Nah-Tod-Erfahrungen passen natürlich nicht in das Konzept des friedlichen Übergangs. Also werden sie von manchen Autoren des „Journal of Near-Death Studies“, vornehmlich Psychologen, zu „unvollständigen“ Nah-Todes-Erlebnissen gemacht, die der Therapeut mit Sinn füllen könne. Vorherrschend ist die Tendenz, die negative Qualität des Erlebnisses zu leugnen oder „niedere Geister“ dafür ins Feld zu führen. Der Fachmann Bruce Greyson meint, bei den negativen Erlebnissen sei die Forschung noch am Anfang. (44)

Eigentlich müßte - wenn wir das christliche Modell „Himmel und Hölle“ abschließen - jeder Zeuge dasselbe berichten. In zwei Befragungen meldeten sich jeweils 22 Prozent mit einer Nah-Tod-Erfahrung, die in den Worten von Robert Kastenbaum nicht einmal alle „Moody-artig“ gewesen seien (45), und Bruce Greyson kam in einer groß angelegten Untersuchung (die er im Oktober 1996 vorstellte) auf 9 Prozent. Und: Menschen, die objektiv gesehen in geringer Gefahr waren, berichten oft anschaulichere Erlebnisse als andere, die „wirklich gestorben“ waren. Bei der Nah-Tod-Erfahrung handelt es sich wohl eher um eine Phänomengruppe mit so vielen Ausprägungen, wie es Menschen gibt, und wenigen Konstanten. Vielleicht müßte man wirklich, wie der Soziologe Hubert Knoblauch von der Universität Konstanz meint, einen anderen Begriff finden.

3. Der Sturz

Albert Heims Untersuchung

Manche Artikel und Untersuchungen bleiben länger als ein Jahrhundert Standard. Mit den „Phantasms of the Livings“ und dem Halluzinations-Zensus, diesen gigantischen Fallsammlungen, von der Society for Psychical Research in London in jahrelanger Arbeit zusammengestellt, verhält es sich so; und auch mit der Arbeit „Notizen über den Tod durch Absturz“ aus dem Jahrbuch 1892 des Schweizer Alpenclubs (SAC).

Heim sprach über dieses Thema vor der Sektion Uto am 26. Februar 1892 und schloß seine als Artikel vorliegende Rede mit den Sätzen: „Als ich aber einst einer Mutter, deren zwei vortreffliche Söhne todtgestürzt waren, meine Ueberzeugung und meine Beobachtungen dieser Art mittheilte, da war ihr das doch ein Trost - sie wußte jetzt: der Tod war für die Abgestürzten ein schöner Tod! Versöhnung und seliger Friede war die letzte Empfindung, mit der sie von der Welt Abschied nahmen und gewissermaßen in ihren Himmel hineinfliegen. Legen wir, liebe Clubgenossen, im Geiste einen Kranz auf die Gräber der Abgestürzten!“ (46)

Albert Heim mußte damals, um Überlebende eines Absturzes zu finden, viele Menschen fragen. „Angstlähmung tritt nicht ein, die Gedankenthätigkeit erscheint enorm gesteigert, die Zeit im gleichen Verhältniß verlängert. Das Urtheil bleibt klar objectiv, und soweit es die äußeren Umstände gestatten, bleibt der Stürzende blitzschnell handlungsfähig.“ - „In Fällen, wo eine rettende That möglich ist, geschieht sie.“ - „Bei dem höchsten Grad von Ueberraschung steigert sich die Geistesgegenwart, bei einem geringeren Grade wird sie bei Vielen eher gelähmt.“ Der Abstürzende handelt „auf Grundlage und in Folge ... einer in Theilen vorher klar, wenn auch sehr schnell, aber völlig bewußt durchgeführten complicirten Gedankenreihe“. (47) Wir sind also hier mit einer Reaktion des bei vollem Bewußtsein Scheiternden auf die Gefahr konfrontiert.

Am Anfang ist der Schreck

Ist der Tod durch den Sturz wirklich ein schöner Tod? Auch wenn Heim diese These vertritt - sie muß relativiert werden, andernfalls macht man denselben Fehler wie die Nah-Todes-Forscher, die in ihrer Begeisterung die „negativen“ Erlebnisse erst einmal beiseite schoben. Ohne Frage ist ein Sturz kein Erlebnis, das man sich wünschen sollte. Manchmal wird man überrascht, dann ist zuerst die Verwunderung und dann der Schreck. Ein mir bekannter Amateur-Sportkletterer

gab zu, er habe bei seinem gefährlichsten Sturz „Scheißangst“ und „Heidenpanik“ gehabt. Andere bleiben mit gebrochenen Knochen liegen und müssen mit dem Hubschrauber abtransportiert werden.

Die Berichte, die später erwähnt werden, stammen aus einer anderen, alten Epoche. Bei einem tiefen Fall mußte man auf sein Glück hoffen oder sich aufgeben. Im heutigen Sportklettern dehnen sich die Kunststoffseile etwa um zehn Prozent und federn den Fall ab. Es gibt „Sturzschulen“, in denen man sich bewußt in eine gefährliche Situation begibt um zu lernen, richtig zu fallen. „Die Sicherungskette ist bombenfest, das Material hervorragend“, sagt ein Sportkletterer; und: „Ohne Stürze wirst du heute nicht besser in den Alpen.“ Das gelte freilich nur für Stürze in senkrechtem Gelände, bei gestuftem werde es ernst. Das Seil müsse gut durchlaufen und dürfe einem nicht zwischen die Beine kommen. Der „Thrill des Sturzes“ sei heute weitaus kontrollierter als früher. (48)

Ein Beispiel, wie es mancher kennt: „Ein gutes Stück des Vierzigerseiles bin ich schon ausgegangen, als ich - entgegen jeder Bergsteigerregel - mit beiden Händen auf eine Rippe greife, die sich in Brusthöhe vor mir aufbaut. Kaum habe ich sie berührt, da fühle ich auch schon, wie sie nachgibt. Meine Hände suchen fieberhaft nach einem neuen Halt - aber vergebens, es ist alles glatt, ich presse die Handflächen flach auf den Fels, denn millimeterweise schiebt mir die ausbrechende Platte die Füße aus dem Stand ... Ich sah nicht den Film meines Lebens vor dem inneren Auge abrollen, wie der und jener in gleicher Situation, ich dachte gar nichts - aber mir war, als berühre meine Schulter eine eiskalte Hand, das Blut schoß mir heiß zum Herzen. - ‘Achtung!’ schrie ich noch, dann fuhr die Rippe zwischen meinen Füßen in die Tiefe. Die äußersten Zehenspitzen auf Reibung, die Hände flach angepreßt, hing ich am Fels ... Ich blieb hängen, flog nicht.“ (49)

Wenn sich der Sturz vollzieht, heißt es zuweilen auch, „... daß ich beim Sturze selbst nicht die geringste unangenehme, schmerzliche oder beängstigende Empfindung hatte“ (Böhmischer Postmeister, der als Achtjähriger 1871 eine 22 Meter hohe Wand hinunterfiel) oder: „... ich glaubte mich schwebend auf die angenehmste Weise nach unten getragen und hatte vollstes Bewußtsein während des Falles.“ (J. Sigrist, ein Klubkamerad Heims, der rücklings vom Gipfel des Kärpfstockes fiel)

Gesteigerte Gedankentätigkeit

Es ist faszinierend, daß Kletterer, die später von ihrem Sturz berichteten, minutiös beschreiben konnten, was in ihnen vorging. Rudolf Peters schildert seinen Sturz:

„Plötzlich bin ich schwerelos und falle ... Ja, ‘schwerelos’, das war auch mein erstes Gefühl, ich glaubte plötzlich kein Gewicht mehr zu haben. Angenehm war

das sogar, allerdings nur für den Bruchteil einer Sekunde lang, bis ich die Situation erfaßt hatte. Aber auch dann kein Schreck, keine Angst, nur nüchternes Abwägen. Der erste Gedanke war, mich auf den Ruck am Seil vorzubereiten, weil ich ja eineinhalb Meter unter mir den nächsten Haken wußte. Ich spürte dann einen leichten Ruck, der aber nur ausreichte, mich um die eigene Achse zu drehen., Nun stürzte ich mit dem Kopf nach unten, Gesicht zur Wand und erwartete den zweiten Stopp, sah aber plötzlich meinen Begleiter sitzen, besser gesagt: durch mein Blickfeld rasen.“

„Auweh - die Haken sind raus - hoffentlich kann er mich halten! das waren meine Gedanken. Das Kar unten sah ich auf mich zukommen, in meiner Flugrichtung war eine mäßig geneigte Platte. Ich wußte, ungefähr dort, wo sich die Wand herauswölbt, mußte der rettende Ruck kommen, und ich hatte nur mehr den einen Gedanken: Nur nicht mit dem Kopf aufschlagen - lieber die Hände kaputt! Wenige Meter oberhalb aber kam ein furchtbarer Ruck am Seil, ich schlug frei in der Luft noch einen Salto und pendelte rückwärts in die Wand, den Aufprall mit Beinen und Händen abfangend. Nun suchte meine Brille das Weite. Instinktiv griff ich nach ihr und - hatte ihr äußerstes Ende mit Daumen und Zeigefinger noch erhascht.“

Peters schiebt noch eine Erläuterung nach: „Das folgerichtige Handeln während eines Sturzes ist meines Erachtens relativ leicht zu erklären. Ich persönlich habe mir beim Klettern an schweren Stellen immer überlegt, wie ich mich bei einem Sturz verhalten würde. Es gibt viele Beispiele, die beweisen, daß dieses Überlegen im Ernstfall von sehr großer Bedeutung sein kann. Man handelt zwar während des Sturzes selbst nicht mit Überlegung, dazu hat man keine Zeit, aber auf Grund der jahrelangen ‘Schulung’, wenn ich so sagen darf, handelt man intuitiv richtig, selbst dann, wenn man völlig unvorbereitet ‘fliegt’. - Etwa fünfundzwanzig Meter hatte mich der Berg hinabgeschleudert, mir aber nicht die kleinste Schramme geschlagen. Gerettet!“ (50) Immer wieder lesen wir mit Rührung in kleinen Meldungen auf den vermischten Seiten der Tageszeitungen von Menschen, die Stürze aus großer Höhe unbeschadet überlebten. Im Februar 1998 überstand in Freiburg ein eineinhalb Jahre altes Mädchen einen Sturz aus 35 Metern Höhe fast unverletzt.

Man findet wenige Berichte, in denen Panik eintritt oder Todesangst. Alles wirkt eher verblüffend als bedrohlich - auch wenn eingewandt werden kann, daß nur die Davongekommenen davon erzählen können und man negative Gefühle ohnedies gern vergißt. Thomas Küpper, der in der österreichischen Gesellschaft für Alpin- und Höhenmedizin für Unfallforschung zuständig ist und das Buch „Survival alpin“ geschrieben hat, berichtete mir brieflich von einem Sturz: „Als klar war, daß ich ca. 8 Meter über dem letzten Verhauer festhing, ohne zurückklettern zu können, folgte eine kurze Kampfphase, dann ein bewußtes und erstaunlich emotionsloses Aufgeben, das Gefühl ‘das war’s’ und Loslassen. Das Folgende war eher beeindruckend denn beängstigend, wie die Landschaft über mich wegkippte, wie das Steinernes Meer und der Königssee ins Blickfeld kamen

und ich dann die riesige graue Wand an mir vorbeischießen sah. Das nächste, an was ich mich erinnern kann, war, daß ich überrascht war, daß ich nach einem 'Flug aus dem sechsten Stockwerk' (ca. 15-18 Meter) keinerlei Blessuren davongetragen hatte (das Gelände, das ich staunend von unten betrachtete, war überhängend) und daß mir das besorgte Rufen der Kameraden auf die Nerven ging, während ich in Anbetracht eines vermutlich extrem hohen Endomorphinspiegels - daran dachte ich wörtlich! - nach schmerzfreien Blessuren suchte.“ (51)

Edward Whymper, Erstbesteiger des Matterhorn, kann ebenfalls aus eigenem leidvollen Erleben einen Bericht beisteuern. Er allerdings mußte mit dem Tod rechnen, was zu Panik führen kann:

„Da es selten vorkommt, daß jemand einen solchen Fall überlebt, so hört er vielleicht gern, was ich während meines Sturzes empfand. Ich wußte vollständig, was geschah, und fühlte jeden Schlag, hatte aber wie ein chloroformirter Kranker keine Schmerzen. Jeder Schlag war natürlich stärker als der vorhergehende, und ich erinnere mich genau, daß ich dachte: 'Ist der nächste noch stärker, dann ist es vorbei.' Wie bei Personen, die vom Ertrinken gerettet worden sind, schossen mir eine Menge Dinge durch den Kopf, häufig bloße Kleinigkeiten oder Dummheiten, die ich längst vergessen hatte. Noch merkwürdiger ist, daß dieses Springen durch den leeren Raum mir nicht unangenehm war. Ich denke mir, daß ich nicht tief mehr zu fallen brauchte, um Bewußtsein und Empfindung gänzlich zu verlieren, und darauf stütze ich meine Behauptung, die Vielen als unhaltbar erscheinen mag, daß der Tod durch einen Fall von großer Höhe ein so schmerzloses Ende ist, wie es nur eines geben kann.“ (52)

Es wird aber nicht nur folgerichtiges, sondern instinktives Handeln erwähnt, das sich zuerst verrückt darbietet, jedoch goldrichtig ist.

„... da - ein Schrei - und schon sauste mir das Seil durch die Hände, das Fleisch verbrennend und zerfetzend. Wie ein Blitz durchfuhr mich der Gedanke, daß, würde ich nun durch die Stürzende hinabgerissen, ich mich in der Wand überschlagen und zu Tode stürzen müsse. In diesem Augenblick höchster Gefahr ließ mich mein Instinkt etwas Seltsames, etwas gewiß völlig Unglaubliches tun, mir selbst nie mehr Verständliches - ich sprang mit einem Satz in den Abgrund hinaus und segelte, wie vom Skispringen gewohnt, mit den Armen kräftig rudern der Tiefe zu: Wie nach dem Absprung vom Schanzentisch wuchs sie mir entgegen, ich sah die Felswand nach oben stürzen, sah mich in rasender Geschwindigkeit den Bäumen nähern. Ich blieb unmittelbar vor dem Aufschlag vollkommen bei Bewußtsein und weiß genau den einzigen Gedanken, der mich erfüllte: 'Schad, schad - so jung noch ...'“

„Im Augenblick des Aufschlagens aus fast vierzig Metern Fallhöhe müssen mir für einen flüchtigen Moment die Sinne geschwunden sein, denn ich weiß nichts vom Aufprall - aber die Sinne kehrten sofort zurück, kehrten mit einem grauenhaften Gedanken wieder: 'Jetzt kommen die anderen zwei, jetzt müssen sie

über mich hinausfallen ...? Denn ich selbst kauerte auf dem zerfetzten steilen Rasenpolster eines schmalen Bandes in der Wand, und unter mir ging es noch hundert Meter hinab. Ich muß mit Händen und Füßen, wie eine Katze, auf das steile Graspolster gefallen sein, gehemmt durch ein zunächst unerklärliches Wunder. Ich handelte weiter wie ein Tier, handelte nur nach dem Instinkt, sprang auf einen jungen Lärchenstamm zu, der gerade an der richtigen Stelle aus der Wand ragte, schwang mich zweimal darum und hatte meine Sicherung fertig. ... Groteskerweise blickte ich nicht nach oben, die Gefährtin, um derentwillen ich doch so handelte, stürzen zu sehen, froh der gewonnenen Sicherung - nein, groteskerweise sah ich jetzt auf meine Uhr, um meine Todesminute festzustellen!“ (53)

Verändertes Zeitempfinden

„Zeitverdichtung und Zeitausdehnung sind zwei Themen von ungebrochener Faszination für die AE-Völker“ (die amerikanisch-europäischen Völker), schreibt Edward T. Hall in seinem Buch „The Dance of Life“. Zahlreich sind die Artikel von Physikern und Philosophen über Wesen und Wirkung der Zeit, und die Zeitreise dürfte in der Science-Fiction das beliebteste Sujet sein.

In Grenzsituationen, wenn es ums Überleben geht, denkt der Mensch schneller als gewöhnlich. Wenn er handeln muß und dem Tod ins Auge schaut, schießen ihm tausend Gedanken durchs Hirn; wenn er abstürzt als Bergsteiger, erfährt er bisweilen den Panorama-Rückblick. Unser Phänomen - das der Zeitdilatation (der subjektiven Zeitausdehnung) zeigt sich häufig in Risikosportarten wie dem Bergsteigen, dem Automobilrennsport, der Fliegerei.

„Ein Beispiel wäre der Fall von Major Russ Stromberg, einem Testpiloten der Marine, der den Carrier AV-8C ausprobierte. Stromberg war gerade vom Deck des Flugzeugträgers Tarawa katapultiert worden, als er bemerkte, daß sein Flugzeug keinen Schub bekam. Dieses Acht-Sekunden-Szenario mit dem Inhalt, wie er mit der Situation klarkam und überlebte, nahm in der Darstellung 45 Minuten ein. (...) Stromberg schoß sich heraus und verfehlte den Schauplatz des Absturzes glücklich um einige Fuß. Diese knappe Beschreibung kann unmöglich alle möglichen Alternativen zu jeder Entscheidung abdecken, die Stromberg schließlich zu treffen hatte - zur rechten Zeit, in der richtigen Reihenfolge, und ohne Panik. Hätte er das im normalen zeitlichen Rahmen getan, hätte er nichts davon geschafft. Wäre diese Fähigkeit, die Zeit auszudehnen - in diesem Beispiel auf etwa 300 Prozent der gewöhnlichen Zeit -, nicht in die menschliche Spezies eingebaut: Es ist fraglich, ob die menschliche Rasse überlebt hätte.“ (54)

Clay Regazzoni, der Schweizer Formel-1-Pilot, hat auch auf eindruckliche Weise beschrieben, wie alles in Zeitlupe abläuft - und viele Menschen, die Opfer eines Autounfalls wurden, dürften Ähnliches erlebt haben:

„Ich erinnere mich an den Unfall auf der Targa Florio mit einem Alfa Romeo, als ich von der Straße abkam und eine etwa 20 Meter tiefe Böschung hinunterfuhr. Ich habe alles in Zeitlupe gesehen. Ein Schlag, dann eine seltsame Stille, ein weiterer Schlag, dann nochmals Stille. Inzwischen dachte ich: ‘Irgendwo muß du dir doch wehgetan haben!’ Zwischen Schlägen und Stille, alles wiederholte sich etwa drei- oder viermal, während das Auto bei jedem Aufschlag zusammengestaucht wurde. Schließlich lag ich unter dem Wagen, unverletzt.“ (55)

Dann folgte der schwere Unfall in Long Beach, am 30. März 1980, bei dem er mit dem Leben davonkam, aber gelähmt wurde. Der Lotus Ensign von Regazzoni war mit Titan-Pedalen ausgerüstet worden, um den Wagen noch leichter zu machen, und das Bremspedal war gebrochen.

„Automatisch drückte ich noch einmal aufs Pedal und wartete auf Widerstand. Nichts. Ich hatte nicht einen Moment Angst. Es überrascht mich, daß ich völlig normal reagiert hatte, ich überließ mich meinem Instinkt und meinen Gedanken, um mich zu retten. Ein Bruchteil eines Augenblickes, der allerdings viel Platz benötigt, um erzählt und beschrieben zu werden, in Wirklichkeit aber nur zwei, drei Atemzüge lang dauerte.“ (56)

Der brasilianische Formel-1-Rennfahrer Ayrton Senna hat einmal gesagt: „Unser Leben spielt sich in Sekunden ab, sogar in Tausendstelsekunden.“ (57) In dieser Tausendstelsekunde das Richtige zu tun, ist eine Sache der Intuition - das ist die Erfahrung aus Jahren -, aber das ist wohl ebenfalls durch die Evolution dem Menschen zugekommen. In Gefahr rasch zu handeln, war von Anbeginn an wichtig.

Das Schiff des französischen Weltumseglers Bernard Moitessier wurde von einer Yacht gerammt, und der Mast brach: „Oft ist es eine Nichtigkeit, die mich in Aufregung bringen und umwerfen kann. Aber bei einem wirklich harten Schicksalsschlag ist es, als verwandelte ich mich zu einem eiskalten, klarsichtigen Beobachter von einem anderen Stern. Ich habe mir nicht einmal Zeit genug genommen, den Namen dieses Schiffes zu lesen und mich vielmehr ausschließlich dem Vordringlichsten zugewandt: der Rettung des Mastes. Darüber hinaus gibt es nichts von Wichtigkeit.“ (58)

Der „Beobachter von einem anderen Stern“: Das erinnert uns wieder an die Dissoziation, an das Nebenherlaufen. Es ist klar, daß auch da das Zeiterleben anders ist; man hat sich distanziert und erlebt die eigene Zeit, die subjektive. Das hat in den vergangenen Jahren Wissenschaftler interessiert. John McCrone stellt in einem Überblicksartikel die Ausgangsfrage: „Wird das Zeitempfinden von einem spezialisierten Uhrenmechanismus im Gehirn gesteuert, oder ist es das Nebenprodukt von allgemeineren Fähigkeiten, etwa des Gedächtnisses oder der visuellen Wahrnehmung?“ (59) Nach der Aussage von Russel Church, einem Neurowissenschaftler an der Brown-Universität in Rhode Island, „ist klar, daß ein

Zeitsinn etwas ist, das das Gehirn aktiv konstruieren muß ...“ Menschen verlassen sich auf eine einzige innere Referenz-Uhr.

In den visuellen Zentren des Gehirns feuern manche Zellen zum Beispiel nur, wenn sich ein Objekt bewegt oder sich auf irgendeine Weise verändert. ... Das Dopaminsystem - Dopamin wirkt als „Schmiermittel“ zwischen den Neuronen im Gehirn - ist dabei, meint McCrone, eher der Uhrenwächter des Gehirns und nicht die Uhr selbst. Was ist nun bei Unfällen? Wenn unsere innere Uhr exzessiv schnell laufe, würden wir „bemerken, daß wir die Dinge in Zeitlupe erleben. Oder vielleicht hat diese Art Bewußtsein mehr damit zu tun, daß das Gehirn die Fähigkeit verliert, die Gedanken zu kontrollieren und sie in Handlung umzusetzen. Im gewöhnlichen Bewußtsein ist jeder Augenblick mit der Möglichkeit gefüllt, seine Aufmerksamkeit auf etwas zu richten. Aber vielleicht verschwindet das, wenn der Frontalkortex kein Dopamin hat, um ihn zu schmieren (wie es nach allgemeiner Ansicht in der starren Trance, der „Katatonie“ der Fall ist), oder wenn das Gehirn einer lähmenden Flut von Gefühlen ausgesetzt ist (wie in einem Autounfall oder in einem LSD- „Trip“)? Und wenn die Fähigkeit zu handeln verschwindet, fühlen wir uns vielleicht einfach nicht mehr in jedem Moment beteiligt. Wissenschaftler haben dieses Problem noch nicht gelöst.“ (60)

Entweder also ist in der Trance kein Dopamin vorhanden, oder - das trifft auf Stürze zu - in großer Angst wird zuviel Dopamin ausgeschüttet, zu viel Schmiermittel. Eine ungeheure Zahl von Prozessen läuft ab, was die oft willkürlich erscheinende Häufung von Assoziationen und Erinnerungen erklären könnte. Auch Künstler haben versucht, diesen chaotischen Prozeß abzubilden.

Die Schweizer Gruppe „Kadash“ hat im Mai 1996 auf einer Tournee durch neun Schweizer Städte und abschließend in Frankfurt ihr Stück „Am Berg“ aufgeführt, dem sie den Untertitel „ein lyrisch-delirisches Wortkonzert“ gab. Das Stück geht auf „bergfahrt - ein dramatisches Gedicht“ aus der Sammlung „das meer ist leer“ von Roland Heer zurück (Frauenfeld, 1993, Verlag Im Waldgut).

In einem Informationsblatt der Gruppe hieß es: „'Am Berg' ist die sprachlich-musikalische Darstellung des Absturzes eines Kletterers in den Bergen, schon die Textvorlage will das Unglück nicht bloß erzählen, sondern vor allem auch die Vorgänge im Bewußtsein des Stürzenden möglichst adäquat gestalten. Das Resultat des Zusammenwirkens von Sprache und Musik ist eine mögliche Annäherung ans wirkliche, d. h. wörtliche und emotionale Erlebnis einer solchen Grenz-Erfahrung.“

„Bei einem Absturz handelt es sich bekanntlich um eine höchst unkontrollierte, chaotisch strukturierte Bewegungsfolge mit unklarem Ausgang; um so erstaunlicher ist es aber, wie sehr sich viele Berichte von Überlebenden in der Abfolge der geschilderten Gefühle, der Erlebensstruktur ähneln. Angesichts des unausweichlichen Todes macht auch der Bergsteiger K. in den wenigen zwanzig dreißig Sekunden vielleicht, die ihm verbleiben - und die der Text zeitlupenhaft

bis zur Kenntlichkeit auswalzt - einen deutlichen Prozeß durch: vom Angstschrei, dem maßlosen Erschrecken, der anfänglich verzweifelten Gegenwehr, dem hilflosen Aufbegehren über das augenweitende Erstaunen zum ersten zögerlichen Zulassen dessen, was ihm geschieht ...“ (61)

Auch der englische Regisseur Peter Greenaway (geboren 1942) hat sich künstlerisch immer wieder mit der Vertikalen befaßt, mit der Sehnsucht des Menschen, zu fliegen und der Schwerkraft zu trotzen. Architektur und Skulptur stehen im Zentrum seiner Filme - Kunstrichtungen mithin, die Ordnungsstrukturen gegen die Erdanziehung entwickeln. „The Falls“ heißt sein dreistündiger Experimentalfilm von 1980, der in fünf Jahren als Mosaik entstanden ist. 92 Kurzbiographien von Menschen werden vorgestellt, die Opfer eines „gewalttätigen, unbekanntes Ereignisses“ (V.U.E. - Violent unknown event) wurden, das aber nicht unbedingt ein Sturz gewesen sein muß; die Menschen weisen in ihren fingierten Interviews plötzlich einen veränderten Körperbau auf und reden in anderen Sprachen. Thematisiert wird die verändernde Kraft einer einschneidenden Erfahrung. (62)

Gedächtnisverlust

Häufig ist beim Absturz die Amnesie (Gedächtnisverlust). 1871 am Säntis habe Heim erst eine halbe Stunde nach seinem Sturz - sagte man ihm - gerufen: „Es hat mir garnichts gethan!“ In den Kitzbühler Alpen hatte ein wenige Meter hoher Steilhang einen Mann begraben. „Seine Kameraden hatten sofort den Kopf freigelegt, er war kaum eine Minute verschüttet gewesen. Wir halfen natürlich sofort mit und hatten ihn bald ganz aus den Schneemassen geborgen. Er war bei Bewußtsein, doch sehr taumelig (...) nachmittags vermochte er allein abzufahren und abends nach München zu reisen. Das Interessanteste an dem Fall aber ist dies: Anderntags, in München, konnte sich der Mann an nichts mehr erinnern, er fragte in der Tat seinen Freund, ob sie denn gestern Skilaufen gewesen wären, er wisse gar nicht mehr, was gestern losgewesen sei! ... Eine Gehirnerschütterung, bei der diese Erscheinung zum Krankheitsbild gehört, lag bestimmt nicht vor, denn er konnte in dem weichen Schnee nirgends hart aufgefallen sein.“ (63)

Oft berichten Menschen nach einem Unfall, sie erinnerten sich an „nichts mehr“. Bei schweren Kopfverletzungen oder nach schweren Unglücken kann diese „retrograde Amnesie“ sich über Jahre erstrecken. Nach und nach tauchen Inseln der Erinnerung auf, und typischerweise bleibt nur noch eine kleine Erinnerungslücke, die die kurze Zeitspanne vor dem Unfall umfaßt. An diese wenigen Momente erinnert man sich fast nie mehr, was daran liegen mag, daß sie durch einen Aufprall oder Schock nicht dauerhaft als Gedächtnisspur eingepägt werden konnten.

Das zeigte eine amerikanische Studie, die der „Oxford Companion of the Mind“ anführt: Amerikanische Footballspieler, die zu Boden gerammt wurden

(„dinged“) und benommen den Platz verlassen mußten, wurden dabei gefragt, wie das Spiel geheißen habe, in dem sie zu Boden gegangen waren. Die allermeisten konnten die richtige Antwort geben, etwa „thirty-two pop“, doch zwanzig bis dreißig Minuten später war den Spielern diese Information entfallen. Eine Folgestudie zeigte, daß dieses Phänomen weder auf normales Vergessen noch „auf die schwache Gedächtnisleistung von amerikanischen Footballspielern“ zurückzuführen war, sondern vermutlich darauf, daß sich die Gedächtnisspuren durch die Wucht des Aufpralls nicht konsolidieren konnten. (64)

Unter Hypnose und beharrlicher Arbeit kann man noch einige Informationen hervorholen, doch auch der Leibwächter Rees-Jones wußte nicht mehr, was unmittelbar vor dem schweren Autounfall Ende August 1997 in Paris geschehen war, der Prinzessin Diana, ihren Freund und den Fahrer das Leben kostete.

Körperlos

Ist der Tod beim Absturz nun ein schöner Tod? Gewiß nur, wenn er unverzüglich. Ein kurzer Abschnitt, beruhend auf Schilderungen des Bergsteigers Klaus Mohrmann, faßt noch einmal die Phasen zusammen und betont die selbige Distanziertheit des Bewußtseins vom Körper, der freilich nicht nur ein hilfreicher Mechanismus ist, sondern durch den Akt des Schwebens auf natürliche Weise zustandekommt.

„... am Anfang wird man sich der Gefahr bewußt und versucht, auf irgendeine Weise den Sturz aufzuhalten, was manchmal gelingen kann, manchmal aber auch nicht. Wenn es nicht gelingt, tritt Resignation ein. Der dritte und letzte Schritt ist das Bewußtwerden des sicheren Todes. Dies rufe, bestätigt Mohrmann, eine Art Distanziertheit von der Realität hervor, begleitet von Halluzinationen. In seinem persönlichen Fall registrierte Mohrmann eine wahre und unverkennbare ‘Trennung der Seele vom Körper.’ Er sagt: ‘Der sogenannte Körpersinn ist fast völlig verschwunden, wir sind außerhalb unseres Körpers, wir fühlen uns ohne Körper, befreit von allen irdischen Bindungen. Es hat keinen Sinn, weiterhin darüber zu reden, ob dieser Zustand in der Tat möglich ist ...‘ (65)

Der französische Bergsteiger Lionel Terray schilderte seinen Absturz an den Grandes Jorasses als ein Glück, als „Trunkenheit“. „Das Erregende meiner Lage kommt mir dabei gar nicht mehr zu Bewußtsein. Ich sage mir einfach: Lasse ich los, dann reißen die Seile, und in freiem Fall geht es 400 Meter hinab. Dabei ist mir, als handle es sich gar nicht um mich, sondern um irgendeinen leblosen Gegenstand. Ich bin nicht mehr derselbe Mensch, der mit tausend Banden an die Erde gefesselt ist. Meine Persönlichkeit hat mich verlassen. Was mich an die Erde bindet, ist gerissen: keine Furcht ist mehr da, und keine Müdigkeit. Ich scheine zu schweben. Ich bin unbesiegbar. Nichts vermag mich zu halten. Ich habe jenen Zustand der Trunkenheit, jene Befreiung von allem Stofflichen erreicht, die der

Skiläufer auf den Schneehängen, der Flieger in den Lüften sucht.“ (66) Das war wohl die „Depersonalisation als Antwort auf die Gefahr“, wie Robert Kastenbaum formulierte.

Albert Heim faßte seine Meinung über die Wirkung tödlicher Stürze zusammen: „Unsere im Gebirge todgestürzten Freunde haben im letzten Momente ihre eigene Vergangenheit in Verklärung geschaut. Sie haben der Ihrigen noch liebend gedacht, sie waren schon erhaben über körperlichen Schmerz, reine, große Gedanken, himmlische Musik, das Gefühl des Friedens und der Versöhnung beherrschte sie, sie fielen in einen blauen und rosigen, herrlichen Himmel hinein so sanft, so weich, so selig - und dann war plötzlich Alles still. Die Bewußtlosigkeit tritt plötzlich ein, ohne Qual, sie selbst enthält keine Qualen, gleich lang und gleich kurz; sie sind ein Nichts für uns. Der Tod kann für den Bewußtlosen keine Veränderung mehr bedingen, die absolute Ruhe, das schmerzlose Ausgelöschtsein bleiben unverändert.“

Er schließt: „Wir sind zu dem Resultate gelangt, daß der Tod durch Absturz subjectiv ein schöner Tod ist. Ohne vorangegangene Krankheit erfolgt er bei klarem Bewußtsein, bei gesteigerter Sinnes- und Gedankenthätigkeit, ohne Angst und ohne Pein.“ (67) Das klang damals schön und tut es immer noch. Für die Angehörigen von Absturzopfern mag es immerhin ein Trost gewesen sein.

4. Literatur

zu II.1 Austreten aus dem Körper

- (1) Brugger, Peter, Regard, Marianne, Landis, Theodor: wie (87), Kap. I/4., S. 24/25
- (2) Blackmore, Susan: *Beyond the Body*. Chicago:Academy Chicago Publishers, 1992
- (3) Gabbard, Glen O., Twemlow, Stuart: *With the Eyes of the Mind*. New York u. a.: Praeger Publishers, 1984; S. 46/47
- (4) Blackmore, wie (2), S. 9
- (5) Begriff von Bernhard Reuter, Neurologe, Allensbach, persönliche Mitteilung
- (6) Bücher auf deutsch: *Über die Schwelle des Irdischen hinaus*. München, Wien: Ansata-Verlag, 1979; *Der zweite Körper*. Interlaken: Ansata-Verlag, 1987

- (7) Messner, Reinhold: Grenzbereich Todeszone. Köln: Kiepenheuer, 1978; S. 30
- (8) Ebd., S. 129
- (9) Lavie, Peretz: Die wundersame Welt des Schlafes. Berlin: Links, 1997; S. 153
- (10) Blackmore, wie (2), S. 167
- (11) Tyrrell, G. N. M.: Erscheinungen und Visionen im Psi-Feld. Olten/Freiburg i. Brsg., Neuausgabe 1979; S. 199/200.
- (12) Menninger-Lerchenthal, Erich: Der eigene Doppelgänger. Bern: Huber, 1946; S. 45/46
- (13) Blackmore, wie (2), S. 69
- (14) Ebd., S. 15
- (15) Tiberi, Emilio: Extrasomatic Emotions. In: Journal of Near-Death Studies, 11 (3), Spring 1993, S. 149 - 170; hier 163 ff.
- (16) Blackmore, S. 241
- (17) Ring, Kenneth, Lawrence, Madelaine: Further Evidence for Veridical Perception During Near-Death Experiences. In: Journal of Near-Death Studies, Vol. 11. No. 4, Sommer 1993, S. 226/227
- (18) Ebd., S. 227/228
- (19) Ebborn, Hayden, Mulligan, Sean, Beyerstein, Barry L.: Maria's Near Death Experience: Waiting for the other Shoe to Drop. In: Skeptical Inquirer, July/Aug. 1996, Vol. 20, Nr. 4, S. 27 - 33
- (20) Tart, Charles T.: A Psychophysiological Study of Out-of-the-Body Experiences in a Selected Subject. In: Journal of the American Society of Psychological Research, New York, Vol. 62, 1968; S. 3 - 27.
- (21) Blackmore, S. 231
- (22) Ebd., S. 241
- (23) Das Selbst als neuronales Hintergrundrauschen, Wolfgang Kruschke, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.7.1998. Die Tagung „Neural Correlates of Consciousness“ in Bremen
- (24) Posner, Michael I., Raichle, Marcus E.: Bilder des Geistes. Heidelberg u. a.: 1994, Spektrum Verlag; S. 265
- (25) Eccles, John C.: Wie das Selbst sein Gehirn steuert. München: Piper, 1994; etwa: S. 264/265

zu II.2 Die Nah-Tod-Erfahrungen

- (26) Rogo, D. Scott: *The Return from Silence*. Wellingborough: Aquarian, 1989; S. 25
- (27) Penfield, Wilder: *The Mystery of the Mind*. Princeton, New Jersey: Princeton University Press, 1975
- (28) Nach: Kastenbaum, Robert: *Is there Life after Death?* London: Prion, 1995; S. 30
- (29) Etwa: *Journal of Near-Death Studies*, Vol. 16, Nr. 1, Fall 1997
- (30) Blackmore, Susan: *Dying to Live*. London: Grafton, 1993; S. 84 ff.
- (31) Kastenbaum, wie (27), S. 28
- (32) Haraldsson, Erlendur, Osis, Karlis: *At the Hour of Death*. New York: Hastings House Publications, 1986; S. 123
- (33) Blackmore, wie (29), S. 253
- (34) Ebd., S. 61
- (35) Ebd., S. 57
- (36) In: Rogo, wie (26), S. 83
- (37) Blackmore, S. 182
- (38) Rebitsch, Mathias: *Lebensfilm*, in: *Grenzgebiete der Wissenschaft* (37) 1988, S. 68/69
- (39) Heim, Albert: *Notizen über den Tod durch Absturz*, *Jahrbuch des Schweizer Alpenclub (SAC)*, 27. Jg., 1892, S. 327-338; hier: S. 334
- (40) Ebd., S. 335
- (41) Platon: *Werke*. Band 10, *Politeia (Der Staat)*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1990; S. 853
- (42) Grey, Margot: *Return from Death*. London: Arkana, 1985; S. 57
- (43) Rawlings, Maurice: *Jenseits der Todeslinie*. Baden: Vlg. Christliche Buchhandlung, 1989; S. 129
- (44) Greyson, Bruce: *Editor's Foreword*. In: *Journal of Near-Death Studies*, Vol. 15, Nr. 2, Winter 1996, S. 81
- (45) Kastenbaum, wie (28), S. 16

zu II.3 *Der Sturz*

- (46) Heim, wie (39)
- (47) Ebd., S. 229-231, alles kursiv
- (48) Persönliche Mitteilung von Christian Scheer, Freiburg
- (49) Kohlhammer, Hans: In der Gelben Wand. In: Pause, Walter (Hrsg.): Der Tod als Seilgefährte. München, Berlin, Wien: BLV-Verlagsgesellschaft, 1977; S. 150
- (50) Peters, Rudolf, An einem 13. Juli, S. 166/167, in: Pause
- (51) Küpper, Thomas, persönliche Mitteilung (Email), Sept. 1997
- (52) Whymper, Edward: Berg- und Gletscherfahrten, 1872, Neuausgabe Pforzheim: Carta-Verlag, 1982; S. 145/146
- (53) Aschauer, Josef: Der verschwundene Standhaken. In: Pause, a.a.O., S. 142/143; natürlich überleben die beiden, die von oben kamen.
- (54) Hall, Edward T.: The Dance of Life. N.Y./Garden City: Doubleday, 1983; S. 125
- (55) Regazzoni, Clay: Der Unzerstörbare. Pfäffikon, 1982; S. 26
- (56) Ebd., S. 35/36
- (57) Sturm, Karin: Ayrton Senna. Berlin: Sportverlag, 1994; S. 134
- (58) Moitessier, Bernard: Der verschenkte Sieg. Bielefeld: Delius Klasing, 1992; S. 58
- (59) When Seconds last forever, New Scientist, London, 1. November 1997; S. 53
- (60) Ebd., S. 56
- (61) *Kadash* waren im Mai 1996: Co Streiff, Tommy Meier (beide Saxophon, Baßklarinetten), Martin Schumacher (Saxophon, Blechklarinetten), Ben Jeger (Akkordeon, Farfisa), Christian Kuntner (Kontrabaß), Fredi Flükiger (Schlagzeug).
- (62) Lüdeke, Jean: Die Schönheit des Schrecklichen. Bergisch-Gladbach: Bastei-Lübbe, 1995; S. 203
- (63) Allwein, Eugen, in: Pause, S. 213-215
- (64) Gregory, Richard L. (Hrsg.): The Oxford Companion of the Mind. Oxford, New York: Oxford University Press, 1987, „Amnesia“, S. 20-22; hier: S. 21

- (65) Heintschel-Heinegg, Aglaja: Nella zona della morte. In: Gli arcani. Florenz, November 1980, anno IX, no.11
- (66) Terray, Lionel: Vor den Toren des Himmels. München: Nymphenburger Verlags-Handlung, 1965; S. 100
- (67) Heim, wie (39), S. 337

III. Außersinnlicher Fahndungserfolg?

Der Erwerb von Informationen über einen anderen als unsere fünf Sinne bleibt eine unbestätigte Hypothese. Es gibt zwar reichhaltiges anekdotisches Material, aus Jahrhunderten zumal, dem indessen keine Beweiskraft zukommt, wenn es nicht überhaupt in Zweifel gezogen werden muß. Dennoch sollen hier in einem Exkurs - und zur Erholung - einige spannende Fälle mit angeblicher Psi-Komponente am Berg vorgestellt werden. In Fall eins war ein junger Schotte in den zwanziger Jahren abgestürzt und wurde gesucht. Ein anonymes Briefschreiber aus einem Ort zweihundert Meilen entfernt beschreibt die Stelle, an der der Bergsteiger liegt. Diese Episode gibt Anlaß, zu diskutieren, ob es etwas wie „Fernwahrnehmung“ gibt und wie sie funktionieren könnte. In Fall zwei spürt ein Mann mit der Wünschelrute (über der Landkarte) den Fundort eines Vermißten auf. Das Rutengehen, ebenfalls eine rätselhafte Art der Wahrnehmung, soll in diesem Zusammenhang näher beleuchtet werden.

1. Verschollen an einem schottischen Eintausender

Wenn kein Zweifel möglich ist, daß ein Bergsteiger vermißt wird, herrscht höchste Alarmstufe. Solidarität und Hilfsbereitschaft gebieten es, daß Retter aus Fernsehsesseln und vom angefangenen Abendessen aufstehen, daß sie alles stehen- und liegenlassen, um zu helfen. Ein Menschenleben ist kostbar - auch wenn es noch so leichtsinnig aufs Spiel gesetzt wurde. Zu berichten ist nun von Fahndungsaktionen, von Suchtrupps und Visionen.

Der Ben Achallader in der Grampian-Berggruppe Schottlands zählt mit 1.056 Metern nicht zu den Riesen. Dennoch darf er und dürfen seine „Kollegen“ in den Highlands nicht unterschätzt werden. Alasdair Alpin MacGregor („Alpin“ ist ein höchst angebrachter Zweit-Vorname), Beobachter und Chronist der Berggeschichte, weist mit vollem Recht in seinem Buch „Phantom Footsteps“ darauf hin, daß die „Grampians“ das Geschick, die Ausdauer und den Wagemut des Kletterers in kaum geringerem Maße herausforderten als Alpengipfel. „Nur die Wendigsten und Mutigsten“ versuchen, den Ben Achallader von seiner Nordwestflanke anzugehen, die im wesentlichen aus „losem Gestein und bemerkenswert schroffen Abhängen“ besteht. (1) Der „Ben“ (= Berg) Achallader liegt im Herzstück Schottlands. Rund 90 Kilometer sind es nach Westen zur Atlantikküste, 60 Kilometer nach Norden zur Südspitze von Loch Ness.

Drei junge Männer aus Glasgow stellten sich der Herausforderung. Es galt, noch einen Gipfel zu bezwingen, um dadurch die begehrte „Eintrittskarte“ in den

renommierten „Scottish Mountaineering Club“ zu ergattern. Das Wetter sah nicht berückend aus an jenem 22. März 1925, und manch ein erfahrener, auch harter Schotte hätte sich die Besteigung erspart - nicht aber die drei Freunde. Alexander Lawson Henderson, Douglas Ewing und Archibald McLay Thomson brachen auf, mit einer altbekannten Devise im Gepäck: Es wird schon klappen.

Zunächst sah es so aus, als würde die Wolkendecke aufreißen. Doch dann trieben neue Wolken heran. Henderson, Ewing und Thomson waren um fünf Uhr morgens losgegangen. Nach der Hälfte des Wegs pausierten sie für ein Frühstück, und bald waren drei Viertel der Strecke zurückgelegt. Die drei jungen Glaswegians - so nennt man die Einwohner Glasgows - langten alsdann an einer Kuppe an, und nun war guter Rat teuer: links herum oder rechts herum? Ewing und Thomson plädierten für den rechten Weg, Henderson entschied sich für die andere Route. Sie trennten sich. Die beiden Kameraden erwarteten natürlich, auf der anderen Seite den dritten wieder zu treffen - er aber kam nicht. Sie erstiegen den Gipfel, aber die Freude wollte sich nicht einstellen: Henderson blieb aus. MacGregor schreibt: „Alexander Lawson Henderson wurde lebend von keinem sterblichen Auge mehr gesehen.“ Auch unten im „Royal Hotel“ in Tyndrum fünfzehn Kilometer südlich tauchte Henderson nicht auf, was die beiden Freunde doch vage gehofft hatten. Hotelbesitzer Robert Stewart leitete eine Suchaktion ein. „Nie zuvor waren so viele menschliche Wesen am abweisenden Antlitz des Ben Achallader gesichtet worden“, berichtet Alasdair Alpin MacGregor. Zeitweise krochen und kraxelten um die siebzig Suchende am Ben Achallader herum. Alle schottischen Zeitungen berichteten.

Einer der ersten Berichterstatter am Schauplatz war der Chefreporter der Zeitung „The Scotsman“, J. W. Herries. Und bestürzend schnell traf ein erster Brief ein, dessen Verfasser auf geheimnisvolle Weise zugegen gewesen sein mußte am Ben Achallader: Er kannte Namen von Mitgliedern der Suchmannschaft; und mehr. Die Briefe waren abgestempelt in Peterhead, einer kleinen Stadt nördlich von Aberdeen, 200 Kilometer nordwestlich vom Berg entfernt: an der Nordseeküste. Herries, dem alle eintreffenden Briefe - denn es handelt sich um einen ganzen Packen - anvertraut wurden, gibt in seinem Buch „Otherworld People“ Auszüge wieder.

„Dies wird ein schwierig zu schreibender Brief“, beginnt der anonyme Verfasser. „Gestern (Dienstag) fiel uns ein, daß wir nützliche Informationen über den Verbleib des vermißten Mr. Henderson beschaffen könnten, und um die Mittagszeit kontaktierten wir die uns bekannte Informationsquelle.“ Abends seien Nachrichten angelangt: „Die Antwort trifft schleppend ein, aber unser Berichterstatter meldet jetzt, daß es regnet und ein Mann, ich glaube, er heißt Cameron, sich dem Plateau nähert, auf dem der Mann liegt ... Er ist warm, und wir lassen uns nicht erzählen, daß er schläft. Was ihr vom Tod sagt - es gibt keinen Tod ... Er ist noch nicht hinübergegangen, seine Bedürfnisse sind noch von dieser Welt.“ Unterzeichnet war der Brief mit großen Lettern: „BEGIERIG ZU HELFEN“. (2)

Die Tage verstreichen - und dann doch: auf 3.060 Fuß

Am 2. April, elf Tage nach dem Verschwinden Hendersons, wurde der nächste Brief zugestellt, wie immer adressiert an Robert Stewart. Der Autor betonte, er sei mit der Lokalität nicht vertraut; demgemäß waren auch die zwei beigelegten Skizzen kaum zu verstehen, und die Erwähnung des Bauernhauses Ford sorgte zusätzlich für Verwirrung, denn von dort aus sollten die Männer sich gen Osten wenden und dann den Einstieg zu ihrer Rechten wählen. Fast gleichzeitig traf ein weiterer Brief ein, in dem das Bauernhaus erneut genannt wurde und zum erstenmal die ominöse Zahl 3.060 Fuß (930 Meter): Die Suchenden würden in dieser Höhe, der Talkerbe folgend, dem Verschollenen „so nahe kommen, wie ich im Moment angeben kann“. MacGregor schreibt: „Der Brief bemerkte, daß viele Mitglieder des Suchteams recht nahe an dem vermißten Bergsteiger vorbeigekommen seien und Tauwetter nicht zu erwarten sei.“ 3. April 1925: wieder ein Brief. Von einer Blechbüchse ist die Rede, der Weg hinauf wird präzisiert, und von neuem die Zahl 3.060. Die Büchse stehe in Zusammenhang mit einem Stück Stoff.

Die Kletterer hatten die Hoffnung aufgegeben, Alex Henderson noch lebend zu finden. 14 Tage waren vergangen. Mit „IMMER NOCH BEGIERIG ZU HELFEN“ war der Brief vom 6. April 1925, einem Samstag, unterzeichnet. Nochmals beschrieben der Weg zum Platz, die Büchse, die Höhe, und eine Warnung: „Tretet nicht leichtfertig dort auf, wo der Schnee hoch liegt.“ Ein dunkler Grat sei in der Nähe, ein Abhang. In einem Brief vom darauffolgenden Montag diskutierte der Autor noch einmal die gegebene Skizze und lieferte auch einen Abriß der Unterhaltungen der Suchenden untereinander des Inhalts, wer der geheimnisvolle Absender sein könne. Auf ebenso geheimnisvolle Weise schien der Schreiber zu wissen, was 200 Kilometer von ihm entfernt passierte. In einem Brief behauptete er, ein „Mak Lairen“ würde ihn öffnen; in der Tat machte ihn Douglas MacLaren auf, wie Herries bestätigte. Und am 8. April stand in dem Brief, Stewart würde auf alle Spekulationen sagen: „Ich kenne niemanden in Peterhead.“ (Der Schreiber hatte erklärt, er sei bekannt mit Robert Stewart.) Und exakt das sagte nach Herries' Bericht der Adressat (was zu erraten jedoch nicht schwer gewesen sein mag).

Am Ostersonntag, 12. April 1925, nach einem langen Tag der Suche und drei Wochen nach Alexander Lawson Hendersons Verschwinden, stieß Duncan Smith auf dessen Leichnam. Er lag in einem nordwestlichen Tal, auf 3.060 Fuß Höhe. Der junge Angestellte aus Glasgow mußte ausgeglitten sein, war einen Abhang hinuntergestürzt und auf einem Felsen aufgeschlagen. Der Körper lag nach MacGregors Bericht auf dem Bauch, die Hände als Schutz abwehrend von sich gestreckt; eine Wunde fand sich in der Stirn, die Unterlippe war gespalten. Durch den jähen Sturz hatte eine kleine Dose den Rucksack durchschlagen, ein Stück Leinen herausgerissen und lag unweit von dem Toten. Smith und seine Mitkletterer brachten ihn zu Tal.

Die Briefe - die „Achallader Letters“ - sind verschwunden. Das Royal Hotel in Tyndrum brannte 1931 nieder, wurde 1933 wiederaufgebaut, und kurz darauf

starb Robert Stewart. Alasdair Alpin MacGregor fand keine Spur mehr von diesen wichtigen Beweisstücken für das rätselhafte Wissen. Absender der Briefe aus Peterhead war, wie Recherchen des „Dundee Advertiser“ ergaben, ein gewisser Norman MacDiarmid von der Buchan Ness Lodge in Boddam (Aberdeenshire). Zur Zeit des Geschehens war er Ende dreißig und ein „Gentleman of independent means“ - jemand, der es sich leisten konnte, seine Arbeit zu kündigen und sich aufs Land zurückzuziehen. Er kaufte ein früheres Jagdhaus der Earls of Aberdeen. Ein Korrespondent des „Advertiser“ besuchte ihn und fragte ihn aus; aber MacDiarmid, ein zwar gesprächiger, aber gleichwohl schüchterner Mensch, vermied gekonnt jeden Hinweis auf etwaige Briefe und Informationsquellen.

Nur das Zeugnis eines Freundes von MacDiarmid liegt vor. Demnach soll er mit fünf Bekannten eines Abends im Wohnzimmer gesessen haben. Auf seinem Knie lag ein Papier, und in seiner Hand der Bleistift fing plötzlich zu schreiben an: in Spiegelschrift. Auch während MacDiarmid sich unterhielt und seinen Freunden lauschte, schrieb seine Hand, als diktiere ihm ein unsichtbarer Autor. An jenem Abend traf gerade die Botschaft ein von der Böhse, durchmengt mit anderen Informationen - „manches davon dummes Zeug“, wie Norman MacDiarmid kommentiert haben soll. Das bestätigt die Theorie: Bei angeblicher außersinnlicher Wahrnehmung - Fernwahrnehmung, Psychometrie (einem Gegenstand Informationen „abfühlen“) und Telepathie - tritt viel „Rauschen“ auf, aus dem die wirklichen Informationen herausgefiltert werden müssen. Aber sind es auch „Informationen“? Eine schlichte Definition lautet, Information sei, was Information bewirke. Im Achallader-Fall hatte der so gut informierte Botschafter keinen Einfluß auf den Erfolg des Suchtrupps. Und wie immer gab es keine Beweise. Wir stehen also vor einer Geschichte, die nahelegt, daß „Psi“ am ehesten mit literarischen und psychologischen Kategorien zu fassen ist.

Diane Pike sah ihren vermißten Mann

Ohne Umschweife, bevor wir uns den theoretischen Hintergründen zuwenden, zu einem verwandten Begebnis. Diane Kennedy Pike und ihr Mann James A. Pike, Bischof der amerikanischen Episkopal-Kirche, verirren sich am 1. September 1969 in einer zerklüfteten, kaum zugänglichen Wildnis am Toten Meer, südwestlich von Bethlehem. Ihr Wagen bleibt in einem Loch stecken; beide gehen vermeintlich in Richtung Qumran, bis Bischof Pike nicht mehr kann. Seine Frau verabschiedet sich und wandert nachts ohne Wasser zehn fürchterliche Stunden, bis sie in einem Lager Rettung findet. Ihr Mann wurde nur tot aufgefunden, aber erst eine Woche nach ihrem Verschwinden. Er hatte sich selbst auf den Weg gemacht, war bald an einer Kante ausgeglitten, gestürzt und vor Erschöpfung gestorben.

Die Vision ergriff Besitz von Diane Kennedy Pike, als ihr Mann schon fünf Tage tot gewesen sein mußte. Wie im Zeitraffer und zeitversetzt erlebte sie alles mit. „Während der ersten paar Tage hatte ich das Gefühl, daß meine Energien aus mir herausgesaugt wurden und zu Jim gingen und von ihm empfangen wurden.“ Dann kommt der Samstag abend, der 6. September: der Vorabend des Auffindens des Leichnams. Ihr Bruder R. Scott Kennedy bringt von den Suchtrupps ein Paar Unterhosen mit, die in einer Wasserstelle getrieben hatten. Dieses Kleidungsstück war der erste Hinweis. Um Mitternacht ging sie zu Bett. „Um halb zwei morgens wurde ich durch zwei sehr laute Schläge an die Tür geweckt. ... Der erste Gedanke, den ich hatte, war: Jim stirbt.“ Gestalten ziehen vor ihr vorbei, eine Gruppe murmelt: „Alle Medien sagen, daß er stirbt.“

„Dann sah ich Jim. Er lag, wie ich ihn sah, auf seiner linken Seite auf einem Absatz unter einem sehr großen überhängenden Felsen. Sein Kopf ruhte ganz nah bei einer Spalte zwischen dem überhängenden Felsen und einem links davon, der sich auch vorwölbte, aber keinen Absatz unter sich hatte. Die Klippe, von der der linke Felsen ausging, schien zu mir herzuzeigen und war ein Hinweis darauf, daß ich in einem Winkel zu dem Absatz saß, auf dem er, wie ich wußte, starb.“ Diane Pike holt ihren Bruder und beschreibt ihm die Szenerie näher: „... unter einem großen, überhängenden Felsen. Es ist ein sehr glatter Felsen - sehr groß. Er ist auf seiner linken Seite. Ich kann nicht sagen, ob er ein Hemd anhat oder nicht, aber er trägt seine Hose und seine Schuhe. Ich kann sagen, daß er seine Schuhe anhat. Und er hat seine Brille auf.“

Im Rückblick, nachdem die Leiche gefunden worden war, stellt sie fest: „Es gab Verzerrungen, keine Frage, aber das ‘Bild’ war verblüffend akkurat für außersinnliche Wahrnehmung. ... Als Jims Körper gefunden wurde (und Scott hat Bilder gemacht, die das bestätigen), war die einzige Möglichkeit, ihn zu sehen, von jenseits des Canyon - der gleiche ‘Blick’, den ich in meiner Vision hatte. (...) Demnach entsprach das, was ich ‘sah’, tatsächlich ziemlich direkt der Wirklichkeit des Platzes, auf dem sich Jim befunden hatte.“ Von den vielen, vielen Hinweisen von professionellen Medien erwiesen sich bloß zwei als zutreffend; aber nicht annähernd so genau wie die Vision von Pikes nunmehriger Witwe. (3) Aber „genau“ ist ein ebenso relativ zu nehmender Begriff wie „verblüffend akkurat für außersinnliche Wahrnehmung“. Das klingt nach „etwas besser als ein zufällig gekritzelt Bild“, und überdies dürfte die Felsenwelt ziemlich einförmig aussehen.

Die Erlebnisse von Diane Pike müssen aber nicht bezweifelt werden, auch wenn uns der Mechanismus für Telepathie noch nicht bekannt ist und Todes-Koinzidenzen seltener auftreten als früher. Als Einschränkung muß jedoch gelten, daß sie um den Zustand ihres Mannes wissen mußte und Tag und Nacht an ihn dachte; da fließen womöglich Angstträume und „echte“ Informationen durcheinander, und bei der Niederschrift lange Zeit später kommen meist noch Verzerrungen hinzu.

Erklärungsversuche

Sir Arthur Conan Doyle, Schöpfer des Sherlock Holmes und später glühender Spiritualist, hat zu Herries' Buch das Vorwort geschrieben. Ein Wort in MacDiarmids Briefen - „gernadion“ - verführte ihn zu der Ansicht, der Schutzgeist oder Botschafter des Briefeschreibers sei ein Grieche gewesen, der Interesse daran gehabt habe, Henderson zu finden; jener habe Gehirn und Hand des Autors geführt. „Wenn es irgendeine bessere Erklärung gibt, die die Tatsachen nicht ignoriert“, schreibt Sir Arthur, „würde ich sie gerne hören“. (4) Ein hübscher Satz. „Es mag eine unbewußte Ausdehnung von Mr. MacDiarmids Persönlichkeit gewesen sein“, die die Informationen herangeschafft habe, argumentiert Sir Arthur und hält gleich dagegen: „Aber wir haben Beweise dafür, daß das Medium zu der Zeit (als es die Informationen erhielt) völlig normal war.“ (5)

Ein Medium oder ein sehr sensibler Mensch kann offenbar von Objekten in entfernten Gegenden und ihrer Lage im Raum Kenntnis erlangen. Voraussetzung ist, daß alle Ablenkungen ausgeschaltet werden. Die Versuche von Russell Targ und Harold Puthoff ab 1973 am „Stanford Research Institute“ (SRI) ergaben zum Erstaunen vieler Beteiligter, daß die Versuchspersonen ohne größere Vorkehrungen wiedergeben konnten, wie ein entfernter Ort aussah oder wo sich andere aufhielten. Keine Trance war nötig. Sie schlossen die Augen, konzentrierten sich auf die Bilder, die vor ihnen auftauchen mochten und sprachen darüber in ein bereitgehaltenes Mikrofon. Wie Targ und Puthoff berichteten, ließen sie Interessenten, die einem Versuch beiwohnen wollten, gleich selber die „Fernwahrnehmung“ (Remote Viewing) ausprobieren. (6) Keiner sei unzufrieden von dannen gegangen. Der Originalbeitrag von Targ und Puthoff war im übrigen einer der ganz wenigen pro-parapsychologischen Artikel, den das englische Wissenschaftsmagazin „Nature“ jemals veröffentlicht hat.

Wenn wir annehmen, daß Alexander Lawson Henderson noch ein, zwei Tage gelebt hat und MacDiarmid lebhaft Anteil nahm am Schicksal des jungen Mannes - dann ist es immerhin möglich, daß jener „gesehen“ hat, wo der Körper lag: über Fernwahrnehmung. Es ist verblüffend, die Protokolle der Versuche am Stanford Research Institute (SRI) (1973-1988) und danach von 1989 bis 1993 bei der „Science Applications International Corporation“ (SAIC) zu lesen und die dazugehörigen Zielbilder zu sehen; man meint fast, die Zurückgebliebenen hätten sich tatsächlich flüchtig umschaun und Informationen auf andere Weise als über die uns bekannten Sinneskanäle erhalten können.

Die Versuchsperson (der Agent) sitzt mit einem Versuchsleiter im Raum, den den Zielort nicht kennt. Ein anderer (der Sender) wählt aus zehn Umschlägen mit zehn Orten, die alle in 30 Minuten Fahrzeit vom Institut entfernt liegen, einen aus, öffnet ihn und fährt ans Ziel (das „Target“). Dort sieht er sich 15 Minuten lang um. Bald nach der Abfahrt schließt der Agent die Augen und vertraut einem Mikrofon seine Eindrücke an. Ein unabhängiger Gutachter versucht, eines von (meist) vier Bildern auszuwählen - jenes, das am besten mit den Angaben in Ein-

klang zu bringen ist. Eine richtige Zuordnung ist ein Treffer (ein Hit). Dieses Verfahren hat den Vorteil, daß die Hits gezählt und statistisch behandelt werden können. Leider gehen dabei schöne Einzelheiten verloren; eine Fußballmannschaft, die einen besonders schönen Sieg herausspielt, bekommt für ihn auch nur drei Punkte.

Targ und Puthoff hatten schon beobachtet, daß Skizzen besser trafen als verbale Beschreibungen; daß „die Fernwahrnehmung in erster Linie eine Übung im Erkennen von Strukturen und nicht im Analysieren ist“. (7) Der Agent bezieht Eindrücke, die aber umgeben sind von Rauschen; die Signale müssen herausgefiltert werden. Ein äußerst gelungener Versuch mit Schloß Urquhart ist 14 Stunden nach dem Eintreffen des Senders am Ziel aufgezeichnet worden, und das „Target“, das Ziel, lag runde 5.600 Kilometer entfernt. Die Versuchspersonen konnten das Ziel oft genug beschreiben, noch bevor der Agent es aufgesucht hatte; es konnte ebensogut im nachhinein geschehen, und ob es 10.000 Kilometer entfernt war oder hundert, spielte keine Rolle. Keine Rolle spielen Zeit und Raum auch in der Definition und dem Material für die „klassischen“ Phänomene Telepathie (definiert als Informationsübermittlung zwischen Lebewesen) und Präkognition (Vorauswissen). Hellsehen könnte man ohnehin als Fernwahrnehmung ohne Sender bezeichnen, da es sich laut Definition auf Informationen über Objekte und Ereignisse bezieht.

Laborexperimente und ein wenig parapsychologische Theorie

1995 wehte ein kräftiger Hauch „Glasnost“ (Offenheit) durch die Vereinigten Staaten. Geheimberichte wurden öffentlich gemacht, und im Zuge dessen wurde bekannt, daß die CIA (Central Intelligence Agency) 25 Jahre lang die Fernwahrnehmungsversuche unterstützt hatte. Sie hatte gehofft, Auskünfte über militärische Objekte zu erlangen. In einem Bericht spielte die CIA ihr Engagement herunter und äußerte, die Versuche hätten nicht viel gebracht - was naturgemäß Widerspruch bei den beteiligten Wissenschaftlern hervorrief.

Immerhin hielt ein Untersuchungskomitee der US-Regierung fest, die „Free-Response-Technik“ (der Perzipient sagt, was ihm einfällt) sei ertragreicher gewesen als die „Forced choice“ (es sind festgelegte Punkte anzukreuzen). Es sei besser, talentierte Individuen zu verwenden als neue Spezialisten auszubilden. Die besten „Remote Viewer“ in der Geschichte des Projekts waren Pat H. Pryce, Keith „Blue“ Harary und Ingo Swann. Den Perzipienten eine Rückmeldung zu geben sei hilfreich. Aufgrund der Ergebnisse schloß die Statistikerin Jessica Utts, daß „außersinnliche Wahrnehmung (anomalous cognition) möglich und demonstriert worden sei“. Sogar der bekannte amerikanische „Skeptiker“ Ray Hyman gestand zu, daß die „Effektstärken aus dem SAIC-Experiment und den jüngsten Ganzfeld-Experimenten vermutlich nicht nur als zufällig abgetan werden können.“ (8)

Die Laborversuche im „Ganzfeld“ (deutscher Begriff für, eben, „ganzes Feld“) laufen auf der Basis der Reduzierung störender Geräusche ab. Sender und Empfänger sind räumlich getrennt und voneinander abgeschirmt. Der Sender konzentriert sich auf eine zufällig ausgewählte, ihm vorgegebene Videosequenz oder ein Bild, der Empfänger malt seine Eindrücke auf oder schildert sie mündlich. Das Ergebnis wird mit einem standardisierten Verfahren ausgewertet. Es ist eine praktikable Abart der Fernwahrnehmung im Labor. Die seit 1975 eingesetzte Methode geht auf die Erfahrung von Seeleuten im Ausguck zurück: Sie sollen ja aus dem (im übertragenen Sinne gemeinten) „Rauschen“ - einer großen Menge einförmiger Eindrücke - etwas herausfiltern, sollen etwas sehen, das sich davon abhebt.

„Man kann es mit dem vergleichen, was Bergsteigern in der Einsamkeit erleben“, erläutert Professor Robert Morris, Inhaber des „Koestler“-Lehrstuhls für Parapsychologie an der Universität Edinburgh, des einzigen derartigen Lehrstuhls in Europa: „Man beraubt den Menschen der Außenreize, gibt dem Gehirn keine Informationen und läßt es irgendwohin wandern.“ Durch Verfahren wie das „Ganzfeld“ habe man in über zwanzig Jahren beeindruckendes Datenmaterial gesammelt, das aber noch nicht als Beweis für außersinnliche Wahrnehmung gelten könne. Nach einer gesammelten Auswertung vieler Versuche habe sich ein Resultat von rund 30 Prozent ergeben, wenn man von vier verschiedenen Zielbildern ausgeht; ein Zufallsergebnis hätte 25 Prozent erwarten lassen. Allerdings wurde zuweilen die lückenhafte Abschirmung Sender/Empfänger gerügt, und bei der statistischen Auswertung sind sich die Fachleute auch nicht immer einig.

Es gibt viele Einwände gegen die Experimente im Labor vorzubringen, auf die die wenigen Parapsychologen auf der Welt so stolz sind. Ihr Kollege Carlos Alvarado kritisiert, man versuche zu sehr, paranormale Informationsübertragung zu beweisen und vernachlässige darüber spontane Phänomene und den Zusammenhang, in dem sie sich ereignen. (9) Die Amerikanerin Rhea White (ich habe sie in der Einführung zitiert) hat 1984 bei ihrer Präsidentinnen-Ansprache vor der Parapsychological Association dazu aufgerufen, sich wieder mehr um die Erlebnisse von Menschen zu kümmern, wenngleich diese keine „hard data“ darstellen.

Die Laborexperimente gehen davon aus, daß jeder ein wenig Psi-Fähigkeiten besitzt. Die Addierung aller bescheidenen Erfolge ergibt einen kleinen, aber beständigen Effekt, mit dem man schon zufrieden ist. Doch mit Psi-Talenten zu arbeiten - wie früher Pryce, Harary, Swann - wäre packender. Man könnte es mit dem Volk auf einem fernen Planeten vergleichen, das zufällig ein Saxofon gefunden und durch Herumprobieren entdeckt hat, daß manche Tonfolgen „schön“ klingen. Lange Versuchsreihen, bei denen jedem Teilnehmer für Sekunden einmal ein harmonisches Bruchstück gelingt, ergeben einen „signifikanten“ Zusammenhang, und ein Gebirge aus Zahlen beweist, etwas wie „Musikalität“ existiere andeutungsweise. Wird mich ein guter „z-Wert“ überzeugen? Doch dann kommt der Norweger Jan Garbarek vorbei und bläst ein

wunderschönes Solo, und kein Zweifel ist möglich. Zahlen über Zahlen und statistisches Jonglieren überzeugen allenfalls andere Wissenschaftler (und bisweilen auch nur Nicht-Mathematiker).

Auch Professor Morris gesteht zu, daß man noch einer von allen anerkannten Theorie ermangele. In fast 120 Jahren parapsychologischer Forschung sind viele Erklärungsmodelle vorgeschlagen worden. Morris resümiert das salopp so: „Die einen Theorien führen alles auf Telepathie oder Hellsehen zurück und ziehen den Zustand des Gehirns heran. Andere halten alles für Präkognition, wieder andere alles für Psychokinese. Und dann gibt es noch die Synchronizitätstheorien, nach der wir uns in einem höchst komplexen System befinden, in dem zuweilen Dinge zusammenkommen.“ (10)

Eine angebliche Psi-Fähigkeit ist nach der Ansicht von Forschern in der rechten Gehirnhälfte zu suchen. Eine Gruppe von Theorien beruft sich auf das gute alte Signalsystem und hat sich bemüht, Teilchen oder Wellen als Überträger zu definieren; eine andere Gruppe denkt an die Sonderbarkeiten der Quantenphysik (Stichwort: Nichtlokalität) und behauptet, seltsame Phänomene kämen zustande, weil der Mensch durch seine bewußte Beobachtung unberechenbare Prozesse zusammenbrechen und einfrieren lasse. Der Amerikaner Douglas M. Stokes schrieb 1987 in einer 120-seitigen Zusammenfassung der Theorien, viele von ihnen stellten eher ein „Theorien-Umfeld“ dar, aus dem sich besser überprüfbare Theorien noch entwickeln könnten. (11) Diese Ansicht gilt immer noch.

2. Gerettet durch die Rute

Eine Art Fernwahrnehmung war wohl auch im Spiel bei einer Episode, die sich im Februar 1994 bei Oberammergau zutrug und zu einem glücklichen Ende kam. Diesmal heißt der Berg Laber und überragt, 1683 Meter hoch, Oberammergau. Und Norman MacDiarmid, jener sagenhafte “Gentleman of independent means”, heißt in dieser wahren Geschichte aus Bayern Georg Horak, damals 73 Jahre alt. Zwei Menschen sind in Bergnot; es sind Engländer, immerhin eine Parallele.

Karl Horaks „Riecher“

Aber warum weitschweifig umschreiben, was eine Meldung der Deutschen Presse-Agentur (dpa) mustergültig zusammenfaßt? 24. Februar 1994, 13 Uhr 30:

Bergsteiger rettete Skifahrer mit Pendel und Wünschelrute

Oberammergau (dpa) - Einem alten Bergsteiger und seiner Wünschelrute haben zwei junge Skifahrer aus England offensichtlich ihre Rettung aus Bergnot zu verdanken. Die beiden 24 und 27 Jahre alten Männer hatten sich vor einer Woche am 1.683 Meter hohen Laber bei Oberammergau verfahren und wurden bereits stundenlang gesucht, sagte Johannes Hohenleitner von der Skiwacht Oberammergau am Donnerstag. Es schneite jedoch so stark, daß die Männer von der Skiwacht keine Chance hatten. Der am Fuße des Labers lebende 73-jährige Bergsteiger und Wünschelrutengänger brachte die professionellen Retter auf die richtige Spur.

Über einer Landkarte pendelte er aus, in welcher Höhe sich die Vermißten befanden. Mit einer Wünschelrute ortete der „Bergfex“ die genaue Lage der beiden Skifahrer „zwischen dem ersten und dem zweiten Leitergraben“. „Es war verblüffend, wie genau er den späteren Fundort vorhersagen konnte“, betonte Hohenleitner. Alles habe sich später als korrekt erwiesen, selbst die Höhenangabe von genau 1.340 Metern. Wenig später fanden sie die völlig erschöpften Engländer, die sich für die Nacht bereits in einer Wurzelhöhle verkrochen hatten. Der Einheimische sagte auch voraus, daß auf alle Fälle „irgendetwas gebrochen“ sei. Als die Retter von der Skiwacht die Engländer fanden, war einer der Skier der Verunglückten kaputt. (12)

Die Rute war für den Experten das Instrument, das ihm die Höhe angab, und bei diesem „Muten“ kam ihm wohl auch die Ahnung an, etwas müsse gebrochen sein. „Fernmutung“ nennen es (auch) Geologen und Rutengänger, wenn sie auf der Landkarte nach Wasser suchen; eine Trockenübung gewissermaßen. Er habe jedenfalls die Rute genommen, sagte Georg Horak später bei einem Telefongespräch, in dem er das Geschehen im großen und ganzen bestätigte. Diese Gabe sei ihm eben gegeben; das sei „halt so“. Daß Horak durch seine gute Kenntnis des Bergs eine ungefähre Ahnung hatte, wo sich die beiden aufhalten könnten, lehnte dieser selbst im Gespräch kategorisch ab. (13) Also muß er etwas empfangen haben, was ihm die Wünschelrute verstärkt hat. Graf Carl von Klinckowstroem schrieb schon Anfang unseres Jahrhunderts: „Die Wünschelrute ist der Fühlhebel einer nervösen Erregung des Körpers.“ (14)

Erfolge und Mißerfolge

Auch die russische Literatur kennt Fälle von Fernmutung. Jewgeni Bondarenko, Jahrgang 1938, nimmt die Arbeit mit der Wünschelrute mit unter den Schirm des „Phänomens der außersinnlichen Wahrnehmung“. „Rutenarbeit über große Entfernung“ (Long-distance Dowsing) nennt Bondarenko, der sich seit über 20 Jahren mit der Rute auseinandersetzt, das Muten über Landkarten und Luftaufnahmen. Die „Experten des Übersinnlichen“ - er nennt sie so - konzentrieren sich auf die Landkarte und ihre Empfindungen. In den Jahren 1990

und 1991 habe die „Leningrader Rutensektion“ und die Leningrader Marinebasis Experimente gemacht. Nach elf Durchgängen seien sie zu dem Schluß gekommen, daß die Angaben der beiden Versuchspersonen (Bondarenko mit der Hand, N. Klimin mit der Rute) eine Genauigkeit von über 80 Prozent erzielt hätten; das heißt, was die beiden über den Aufenthaltsort der U-Boote „M. Krupski“, „Akademik Krylow“ und „Iwan Krusenschtern“ sagten, lag nicht weiter entfernt als drei Zentimeter auf dem - immerhin - 1:20 Millionen-Blatt.

Dabei ergab sich, daß das „Rauschen“ für Bewölkung sorgte: Die Signale kamen nicht so klar, und die Boote Krupski und Krylow wurden verwechselt; die Präzision erhöht sich, je detaillierter die Landkarte ist. Jessica Utts, die amerikanische Statistikerin, schrieb in ihrer Analyse der im vorigen Kapitel erwähnten „Remote-Viewing“-Experimente zur Frage, ob das Verfahren nützlich sei: „An unserem heutigen Anspruch an Verständlichkeit gemessen ist es selten zu hundert Prozent genau, und es gibt keinen verlässlichen Weg, herauszufinden, was richtig ist und was nicht.“ (15)

Die russischen Experimentatoren meinen auch, einen Beleg für Präkognition gefunden zu haben. Schwächere Signale hätten auf die Position eines Schiffes am Tag vorher oder zwei bis drei Tage später hingedeutet, das stärkste Signal auf die aktuelle Position. „So zeigten die Versuchspersonen, indem sie die Position der Unterseeboote genauer angaben, korrekt ihren genauen Kurs von ihrem Abfahrtsort bis zu den Koordinaten der Gegenwart.“ (16) Doch sollte man bei russischen Angaben, wie Erfahrungen mit Parapsychologen des Landes zeigen, etwas vorsichtig sein.

1973 probierte die norwegische Rot-Kreuz-Bergrettungskommission das Muten zur Suche von Lawinenopfern aus. 1977 wurde das Verfahren vom Roten Kreuz in Norwegen empfohlen. Bei einem Unglück am 5. März 1986, das 31 Soldaten in Vassdalen, einem engen Tal bei Narvik in Nordnorwegen, das Leben kostete, beteiligten sich auch Wünschelrutengänger. Ohne Erfolg. Im Mai 1987 sollten vier erfahrene Rutengänger und Soldatengruppen in einem Lawinenfeld von 50 auf 50 Meter versteckte „Opfer“ finden. Die Trefferquote lag bei 21 Prozent. Das norwegische Rote Kreuz nahm in der Folge davon Abstand, weiter für das Muten nach Lawinenunglücken Propaganda zu machen. Der Beitrag über den Einsatz von Wünschelruten bei der Suche am Berg war in einer Ausgabe der deutschen Zeitschrift „Der Skeptiker“ abgedruckt. (17) Die Skeptiker haben immer große Mühe darauf verwendet, die Wünschelrute in Mißkredit zu bringen.

Leider haben die Rutengänger bei Versuchen der Skeptiker meist schlecht abgeschnitten. Etwa wurden in einem Grundstück Wasserrohre vergraben, durch die nach einem zufällig eingestellten Programm Wasser lief oder eben nicht. Mag es an der Künstlichkeit der Bedingungen gelegen haben - doch das haben Versuche so an sich - oder daran, daß die Motivation nicht groß genug war, so gibt das Zufallsergebnis, das meist zutage trat, doch zu denken. Die Skeptiker reagierten mit ihren Widerlegungs-Experimenten vor allem auf das „Münchner

Forschungsprojekt“, bei dem 1987/88 von 43 Versuchspersonen 10 überdurchschnittliche Erfolge erzielten. Sie sollten versteckte Rohre aufspüren, die von Wasser durchflossen wurden. Es war ein „Doppelblindversuch“, das heißt, Versuchsleiter und Rutengänger waren beide nicht über die Lage der Rohre informiert. Die Fehlschläge der 33 anderen focht Physik-Professor Hans-Dieter Betz, mit seinem Kollegen Herbert König Versuchsleiter, nicht an: Man müsse mit besonders begabten Rutengängern weitermachen. (18)

Der Ingenieur Hans Schröter erreichte bei dem Versuch wiederholbare „signifikante“ Leistungen und erwies sich für die „Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit“ (GTZ) in Eschborn immer wieder als erfolgreich in Dürregebieten: in Sri Lanka, auf den Philippinen, im Kongo, in der Dominikanischen Republik. (19) Dabei kombinierte er das Rutengehen immer mit einer gründlichen Vorbereitung und Exploration. Schröter reiht sich ein in die Riege bekannter deutscher Rutengänger unseres Jahrhunderts wie Major Otto Edler von Graeve, der Landrat von Uslar, der von 1915 bis 1917 in offiziellem Auftrag in der Wüste Sinai Wasser suchte, und Georg Kitemann aus Nürnberg (1874-1952), ein Amtmann bei der Reichsbahn, der von den Behörden immer wieder Zertifikate über seine Erfolge ausgestellt bekam. (20)

Ein „magnetischer Supersinn“?

Wünschelrutengänger sind schon im fünfzehnten Jahrhundert im Bergbau eingesetzt worden, was Georg Agricola 1530 in seinem Werk „De re metallica“ erwähnt. Das weist darauf hin, daß es nicht immer nur um Wasser geht. Der englische „Dowser“ etwa sucht „Dooms“ - Gewölbe. „Der Radiästhet kann nur finden, was er weiß“, schreibt der Soziologe Hubert Knoblauch. Es sei „Veralltäglichung“ von Magie: Man orientiert sich an der Wissenschaft und wirke wie ein souveräner Techniker, wenngleich das Phänomen des Ausschlags - er scheint wie von außen zu kommen - wundersam erscheinen muß. Die Reaktion der Rute (in Y-Form oder L-Form, am kurzen Teil gehalten) setzt ein Zeichen, weist auf etwas hin, das aber nur durch Erfahrung und langes Lernen gedeutet werden kann. (21)

Der Engländer Tom Williamson meint auch: „Der Ausschlag der Rute in unseren Händen bedeutet wenig an sich; wir müssen unser Unterbewußtsein trainieren, um die Rute auf passende übersinnliche (supersensory) Hinweise im angemessenen Kontext reagieren zu lassen.“ (22) Das Wort „supersensory“ bedeutet hier tatsächlich „supersinnlich“: einen extrem feinen Sinn. Der Gänger reagiert auch nicht direkt auf Wasser, sondern auf sekundäre Effekte. Über Hans Schröter schreibt Betz, der Physiker: „Er war sich als erfahrener Ingenieur vollkommen darüber im klaren, daß eine Rute kein Zauberstab ist, sondern nur eine feine Reaktion des Rutengängers anzeigt, der auf einen nicht näher bekannten Umweltreiz reagiert.“ (23)

Der „anfängliche Impuls für den Rutenausschlag kommt eher vom Bewußtsein als vom Körper“, vermutet Williamson. Er glaubt an die Existenz eines „magnetischen Supersinns“, der auf die feinen Vibrationen des Erdbodens reagieren könnte, der mit infrasonischen Frequenzen um 20 Hertz schwingt. (24) Mikroschwingungen des Gesteins bringt Hans-Dieter Betz ins Spiel und vergißt nicht, darauf hinzuweisen, daß zum Beispiel Bienen und Wale extrem feine elektromagnetische Felder wahrnehmen können. Beim Menschen sollen Magnetfeldänderungen den Hormonhaushalt minimal beeinflussen. (25)

Sieben Milliarden auf magnetische Einflüsse reagierende Kristalle befänden sich im menschlichen Gehirn, behauptet in einer Untersuchung vom Mai 1992 Joseph Kirschvink. Überdies sollen solche Magnetitteilchen auch noch an den Fingerspitzen, den Ellenbogen und in den Knien vorhanden sein. Dazu paßt die Anfang 1998 veröffentlichte Erkenntnis zweier Biologen der Cornell-Universität, daß man durch die Beleuchtung der Kniekehlen die innere Uhr des Menschen weiterstellen könne. (26) Es seien Lichtrezeptoren an verschiedenen Stellen des Körpers verteilt. Warum nicht auch Teilchen, die auf Magnetfelder reagieren? Der französische Professor Yves Rocard meint, daß solche Teilchen dem Rutengänger erlaubten, „sensibel auf Veränderungen des magnetischen Feldes zu reagieren“. (27)

Für den englischen Autor Colin Wilson, der gerne in Cornwall mit der Rute unterwegs ist, nimmt sich der Fall einfacher aus: Die „Kräfte der Erde treten durch die Sohlen deiner Füße und dringen in deine rechte Gehirnhälfte ein, die Seite des Gehirns, die nicht dein alltägliches Selbst ist - das Unterbewußte, wenn man so will - , das die Kräfte aufnimmt und an die Muskeln weitergibt, die ihrerseits die Wünschelrute hüpfen lassen, während du, dein Alltags-Selbst, das in der linken Gehirnhälfte sitzt, mit Erstaunen zusiehst, was passiert!“ (28)

Georg Horak hat jedenfalls etwas empfangen. Ob Schwingungen, eine telepathische Übertragung - wir wissen es nicht. Die Rute, die er über die Landkarte hielt, hat ihm seine Ahnung, von der er nichts ahnte, objektiviert; er hat die Rute zum „Instrument“ seiner Psyche gemacht. Vielleicht hätte er aber auch wie bei den „Remote-Viewing“-Experimenten seine Eindrücke in ein Mikrofon sprechen können. Erfahrene Rutengänger meinen ja auch, die Wunschvorstellung sei, keine Rute mehr zu brauchen, mit den Händen zu spüren.

Die Parallelen vom Horak- zum Achallader-Fall sind deutlich: Die Höhenangabe stimmte genau. Nur war die soziale Situation im England der zwanziger Jahre eine andere: Automatisches Schreiben und spiritistische Praktiken waren akzeptiert und etwas Normales. In unserem technischen Zeitalter, das sich schon leicht erschöpft hat, ist die Wünschelrute als Instrument - vornehmlich auf dem Dorf - eher anerkannt. Hätte Horak gesagt, er habe einen Geist losgeschickt oder ein automatisches Diktat empfangen: Die Rettungsmannschaft hätte ihn nicht ernst genommen.

3. Literatur

zu III.1 *Verschollen an einem schottischen Eintausender*

- (1) MacGregor, Alasdair Alpin: Phantom Footsteps. London: Hale, 1959, S.70
- (2) Ebd., S. 73 -84
- (3) Pike, Diane Kennedy: Search. Garden City/New York: Doubleday, 1969. S. 124/125
- (4) Conan Doyle, Sir Arthur, in: Herries, J. W.: Otherworld People, Edinburgh: Hodge, 1926; Vorwort, S. XV.
- (5) Ebd., S. XIII.
- (6) Targ, Russell, und Puthoff, Harold: Jeder hat den 6. Sinn. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1977, 149/150
- (7) Ebd., S. 196
- (8) Radin, Dean I.: The Conscious Universe. San Francisco: HarperEdge, 1997; S. 98 ff; Utts: S. 102, Hyman: S. 103
- (9) Alvarado, Carlos: L'espansione degli orizzonti della parapsicologia: i fenomeni psi nel contesto, S. 58-69. In: luce e ombra, Anno 95, Nr. 1, Januar-März 1995; S. 58
- (10) Persönliche Mitteilung, April 1998
- (11) Stokes, Douglas M.: Theoretical Parapsychology, S. 77-189. In: Stanley Krippner, Jefferson (Hrsg.): Advances in Parapsychological Research 5, London: McFarlane, 1987; S. 189

zu III.2 *Gerettet durch die Rute*

- (12) Deutsche Presse-Agentur, Hamburg, 24.2.1994, dpa 0261. Die Überschrift hieß „Bergsteiger rettete Skifahrer mit Pendel und Wümschelroute“ (sic!). Ich habe im Text der Meldung „Wümschelroute“ durch die korrekte „Wümschelrute“ ersetzt.
- (13) Persönliche Mitteilung, März 1994
- (14) Zitiert in: Betz, Hans-Dieter: Geheimnis Wümschelrute. Frankfurt: Umschau-Verlag, 1990; S. 33

- (15) Utts, Jessica: An Assessment of the Evidence for Psychic Functioning. S. 3-30. In: Journal of the Society for Scientific Exploration, Vol. 10, Nr. 1; S. 22
- (16) Bondarenko, Jewgeni: Long-Distance Dowsing. In: Aura-Z, Leningrad, Nr. 2, Juli 1993, S. 66-69
- (17) Manne, Rolf: Wünschelrute und die Suche nach Lawinenopfern. S. 4-8. In: Der Skeptiker, Heft 4, 1989
- (18) Betz, wie (13), S. 193
- (19) Betz, Hans-Dieter: Unconventional Water Detection. Eschborn: Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ), 1993.
- (20) Betz, wie (14), S. 59 ff.
- (21) Knoblauch, Hubert: Die Welt der Wünschelrutengänger und Pendler. Frankfurt: Campus, 1992; S. 123
- (22) Williamson, Tom: Dowsing: New Light on an ancient Art. London: Hale, 1993, S. 138
- (23) Betz, wie (14), S. 106
- (24) Williamson, S. 112/113
- (25) Betz, wie (14), S. 230
- (26) Erleuchtung von unten. In: Der Spiegel 4/1998, S. 175
- (27) In: Landspurg, Adolphe: Orte der Kraft: Schwarzwald und Vogesen. Straßburg: DNA, 1994; S. 29
- (28) Dowsing in Cornwall, Kenneth Nickel, S. 26-29, in: Fate, August 1998; S. 28

IV. Psychologische Phänomene

Wenn wir von einem Gefühl übermannt werden, die Kontrolle zu verlieren drohen, ist die Grenze der Handlungsfreiheit erreicht. Was vorher leicht schien, wird sehr schwer. Jeder Bergsteiger hat schon die Angst erlebt, die hier zwar behandelt wird, aber nicht erschöpfend behandelt werden kann. Leichter ist dem zweiten Punkt beizukommen, der Höhenangst, die unter Alpinisten vielleicht einmal anfallsweise auftritt, sonst aber ein Leiden der „Normalbevölkerung“ ist. Syndrome unter Streß sind schwer einzugrenzen und eher nach Folterung und schweren Naturkatastrophen zu beobachten. Schließlich der Wahnsinn als situativ bedingtes „Durchdrehen“, wozu aber immer eine Disposition vorhanden sein muß. Bei allen bisher vorgestellten Themen sollte die nötige Abgrenzung von Symptomen, die normale Menschen betreffen können, von den Symptomen Kranker klar geworden sein.

1. Angst

Einen unerfahrenen Bergsteiger kann schon eine Dreißig-Meter-Wand, rückwärts abzuklettern, die Knie zittern und den heißen Wunsch aufkommen lassen, es möge ohne den Rückweg abgehen. Und doch muß man hinunter. Angst! Sie ist ein normales Gefühl und eine der häufigsten Emotionen. Doch man kann sie schlecht definieren, am besten noch über körperliche Merkmale. Darum schreibt Peter Dinzelbacher in der Einführung seines Buches „Angst im Mittelalter“: „Angst ist ein psychosomatischer Zustand, der für unsere Zwecke keiner einläßlicheren Definition bedarf, da er jedem von uns zweifelsfrei bekannt ist.“ (1) Der griechische Philosoph Plato hat Angst schlicht als die Erwartung von Schmerz bezeichnet. (2) Sie kann nur auftreten, weil man in der Lage ist, sich die Zukunft auszumalen. Der Alpinist hängt in der Wand und sucht einen Griff. Eine Sekunde lang mag ihn Angst beschleichen: Was ist, wenn ich keinen finde? Kann ich noch absteigen? Reicht die Kraft? Werde ich stürzen?

Angst ist „ein Gefühl, das für das Überleben des Individuums und der Art unverzichtbar ist“. (3) Sie ist auch ein segensreicher Mechanismus, der uns vor Gefahr warnt und uns obendrein davor bewahrt, Unsinniges zu riskieren. Über den argentinischen Autorennfahrer Juan Manuel Fangio schrieb ein Journalist: „Aber seine größte Leistung ist es, daß er Autorennfahrer in den wilden Zeiten des Motorsports gewesen und dennoch eines natürlichen Todes gestorben ist. Er sagte einmal, daß Angst keine Dummheit sei: ‘Es gab mutigere Männer als ich. Aber die meisten starben auf der Strecke.’“ (4) Der ehemalige Hochseilartist Lothar

Kastein, Mitbegründer des Zirkus Flic-Flac, meint: „Man muß Angst haben. Je mehr Angst, desto besser. - Wer nur mutig ist, macht Fehler.“ (5) Und im „Moby Dick“ steht: „’Ich werde keinen Mann auf meinem Schiff dulden’, sagte Starbuck, ‘der sich nicht vor einem Wal fürchtet.’ Damit schien er nicht nur zu meinen, daß der verlässlichste und nützlichste Mut jener sei, der aus der reellen Einschätzung der angetroffenen Gefahr erwachse, sondern daß ein extrem furchtloser Mann ein weitaus gefährlicherer Kamerad sei als ein Feigling.“ (6)

In seinem Film „Fearless - jenseits der Angst“ hat der australische Regisseur Peter Weir 1993 genau das thematisiert. Max Klein (Jeff Bridges) hat einen Flugzeugabsturz überlebt, dabei einige Menschen gerettet und empfindet nun keine Angst mehr. Er riskiert immer wieder sein Leben, und dieses Spiel ist seine Droge. Klein sagt: „Ich habe keine Angst vor einer Trennung“ und verläßt seine Frau (Isabella Rossellini). Er meint, seine Mit-Überlebende (Rosie Perez) retten zu können, doch es wird klar: Ein Leben ohne Angst - und auch ein Leben, das konstant darauf gerichtet ist, Angst zu überwinden - ist ein egoistisches Leben mit hoher Drehzahl, das man nicht lange durchhalten kann.

Angst ist wie der Schmerz keine einfach zu fassende Kategorie. Sie hat eine erlebnishafte und eine evolutionäre Komponente. Angst ist nach Allan Young ein Zustand, der das Gedächtnis - genauer: die Erinnerung an Schmerz; auch die Möglichkeit, sich Schmerz ausmalen zu können - mit dem Wunsch verbindet, ein Ziel zu erreichen (zielorientierte Anregung oder „Arousal“). Angst ist zudem ein Körperempfinden, das gegensätzlich zum Ärger und doch mit ihm verwandt zu denken ist. Der Ärger richtet sich auf den anderen und enthält die Phantasie, was man mit ihm tun würde; die Angst enthält die Fiktion, was mit einem selbst passieren könnte.

Ein verhaltenstheoretisches Modell der generalisierten Angst hebt die Pole Kontrolle und Hilflosigkeit heraus. Das gemeinsame Merkmal aller Aspekte von Angst, meint Mandler (1966), sei das Gefühl des Kontrollverlustes. In ihrem Lehrbuch „Klinische Psychologie“ beschreiben Gerald Davison und John Neale Angst als eine Konstruktion (ein „hypothetisches Konstrukt“), eine Fiktion oder einen Zustand, der „zwischen bedrohlicher Situation und dem beobachteten Verhalten eines Organismus vermittelt“. Dieses „Konstrukt“ ist (laut Maher und Lang) reich an Facetten und Dimensionen, wobei sich einzelne Facetten unterschiedlich bemerkbar machen.

Zur Messung wird die „Taylor Manifest Anxiety Scale“ (Taylor, 1953) verwendet, eine Skala der manifesten Angst, und die Addition der Antworten ergibt das Angstniveau. Für das Verhalten ist die „Timed Behavioral Checklist for Performance Anxiety“ (Pauls, 1966) zuständig. Man kann das Angstniveau auch physiologisch bestimmen, indem man die Aktivität des autonomen Nervensystems und bestimmter endokriner Drüsen mißt. (7)

Ulrich Aufmuth hat in seinem Buch „Die Psychologie des Bergsteigens“ der Angst auch einen Exkurs gewidmet. „Einen sehr aussagestarken Hinweis auf die

Existenz eines unterschweligen Angstpotentials in der Psyche der Extremen bildet die Tatsache, daß diese Männer ab und zu ganz unvermittelt von schweren Angstgefühlen heimgesucht werden, und zwar in Situationen, die aus den Augen der Normalmenschen wenig Furchterregendes an sich haben. Der Extrembergsteiger zeigen gewissermaßen deplazierte, 'verschobene Angstanfälle'.“ Einige Beispiele mögen diesen bemerkenswerten Sachverhalt untermauern.

„Der italienische Extrembergsteiger Andrea Oggioni (1930-1961, umgekommen an der Chandelle) verbrachte einmal mit einem Gefährten ein objektiv problemloses Biwak in einer Dolomitenwand. Als die Nacht hereinbrach, wurde Oggioni ohne erkennbaren Anlaß von einer bedrückenden, unbestimmten Angst erfaßt. Ihm wurde plötzlich alles unheimlich und erschreckend, wie einem verängstigten, alleingelassenen Kind: 'Das Wetter ist schön. Unser Biwakplatz ist einigermaßen bequem. Morgen werden wir absteigen. Somit können die Schwierigkeiten der Wand meine Moral nicht belasten. Trotzdem habe ich Angst ... Obschon alles taghell beleuchtet ist, habe ich den Eindruck, an einem düsteren Ort der Gnomen und Hexen zu sein.' Es ist schon merkwürdig: der unerschrockene Oggioni, verwegener Durchsteiger der wildesten Wände, wird in gefahrloser Situation von panischer Furcht von eingebildeten Geistern und Hexen befallen.“ (8)

Rational ist es nicht zu erklären, welche Elemente bei einem erfahrenen Mann plötzlich zu einem Angstanfall führen. Walter Bonatti, ein guter Freund Oggionis, hat auch einmal von einer unbestimmten Angst verspürt, aber er wußte den Grund.

„Auf dem Programm steht der Montblanc mit einer seiner Haupttrouten der Brenva: Major oder Sentinelle Rouge. An jenem Nachmittag sind wir noch nicht auf dem Fourche-Biwak angelangt, als mir einfällt, daß wir den 17. August schreiben, ein von den Bergführern des Montblanc gefürchteter Tag! Es gibt so manche alte Legende über diesen schicksalhaften Tag, die vor allem die alten Bergführer gerne erzählen. Ich bin ganz und gar nicht abergläubisch (...) An diesem Tag hatte ich ein drückendes Schuldgefühl wie bei einem Sakrileg, und dazu wurde ich den Gedanken nicht los, daß jene Legenden durch den vor einigen Jahren genau an diesem Tag erfolgten Tod des großen Bergführers Ottoz eine gewisse Bestätigung gefunden hatten. Das Unglück war an derselben Wand passiert, die ich jetzt angreifen will. Das alles beeindruckt mich so stark, daß mich eine unbestimmte Angst überfällt.“ (9)

Die Wände des Yosemite in Kalifornien sind Legende und für viele Alpinisten die äußerste Herausforderung. Nicht alle halten der Vorstellung stand, vielleicht tausend Meter in die Senkrechte zu gehen. In dem Buch „Schlüsselstellen“ von Lucy Rees und Alan Harris bereiten sich Luke und Bob auf die Herausforderung vor und sammeln Stimmen von anderen. „Oh Mann“, pflegten sie zu sagen und schüttelten den Kopf, 'sie sind *gewaltig*'. Er hörte von 'Psyching up' und 'Psyching out', wie man sich geistig auf eine Wand vorbereitete, wie Kletterer

dem psychologischen Druck, der zu groß geworden war, erlagen; der Unmöglichkeit in gewissen Routen, nachdem man eine bestimmte Stelle erreicht hatte, absteigen oder auf Rettung hoffen zu können; wie man Seillängen ein- und ausnagelt; und je mehr er erfuhr, desto sicherer war er sich, daß Bob und er es schaffen konnten. Unter nahezu perfekten Verhältnissen würden rein technische Schwierigkeiten Bob nicht 'auspsychem' lassen; er hatte die Ruhe, Luke die Nerven, und beide hatten sie das Können.“ (10) „Psyching out“: Das geschah vielleicht dem jungen brasilianischen Fußballstar Ronaldo, als er vor dem Finale der Fußballweltmeisterschaft 1998 gegen Frankreich kollabierte. Er war wohl dem Druck nicht gewachsen.

Ein Freund, Burkhard Lückmann, erzählt von einer Episode an der Erlspitze. Ein in Berlin lebender Freund konnte nicht mehr weiter. Rechts ging es hinunter, links auch, und er lag über dem Grat. Sie mußten zurück. Er, Burkhard, mußte ihn führen, mußte ihm jeden Fuß auf den richtigen Platz setzen. (11) Diese Episode ist Beispiel für eine Panikattacke in Verbindung mit Höhenangst. Angst wird von Psychologen nur dann als krankhaft (pathologisch) betrachtet, wenn sie (a) der Situation nicht angemessen ist, wenn (b) die Angstreaktionen länger andauern, also chronisch sind, wenn (c) der Mensch seine Angst nicht erklären, verringern oder bewältigen kann und wenn (d) die Angstzustände sein Leben stark beeinträchtigen. (12)

2. Höhenangst

„Höhenangst“ hieß 1994 ein österreichischer Film (Regie: Houchang Allahyari), der den jungen Städter Mario zu seinem Vater und seiner Tochter auf einem Bergbauernhof führt. Höhenangst wird hier nur sinnbildlich gebraucht - anders in „Vertigo“ von Alfred Hitchcock, in dem John „Scottie“ Ferguson (James Stewart) versucht, Madeleine Elster (Kim Novak) zu retten. Vergeblich - er kommt zu spät, und sie stürzt den Kirchturm hinab. Berühmt geworden ist die Zoom-Einstellung im Turm, die Scotties Panik widerspiegelt. Höhenangst zählt nach einer neueren Definition zu den „spezifischen Phobien“.

Die Fachleute psychischer Störungen definieren eine Phobie als ein „zerrütendes, angstvermitteltes Vermeidungsverhalten, das in keinem Verhältnis zu der Gefahr steht, die vom gemiedenen Objekt oder von der gemiedenen Situation droht, und das der Leidende in der Tat auch als grundlos erkennt. (...) Der Begriff Phobie selbst ist vom Namen des griechischen Gottes Phobos (= Angst; auch ein Name des Gottes Apollon) abgeleitet, der seine Feinde das Fürchten lehrte.“ (13)

Peter McKellar erläutert: „Eine oft biologisch unangemessene, übertriebene Furcht vor der Höhe ist weit verbreitet. Im statistischen Sinn mag die 'Abnormali-

tät' bei denen liegen, die solche Ängste nicht haben, eher als bei denen, die sie haben.“ Eigenartig sei, daß die Höhenangst nicht im Flugzeug auftrete und auch nicht bei Ballonfahrten - die Beziehung der Angst zu der Tatsache, mit dem festen Grund noch verbunden zu sein oder nicht, bleibe weiter ein ungelöstes Rätsel. Die Emotion der Angst halte sich an das Koffka-Prinzip: Sie resultiere aus wahrgenommenen oder befürchteten Gefahren, die genausogut illusorisch sein können. Dazu passend, kann aber auch die Angst vor realen Gefahren auf neutrale Objekte und Situationen übertragen werden. (14)

Ein in Indien geborener und in Kandersteg (Schweiz) lebender englischer Übersetzer erzählte mir von seinem Anfall von Platzangst (oder Klaustrophobie) auf dem Rücksitz eines Porsche (1989) und von dem plötzlichen Einsetzen einer Höhenangst (1992) auf dem 3.000 Meter hohen Hausberg Kanderstegs. In diesen Ort ist er 1990 gezogen. Er versucht, wie er im Mai 1997 sagte, nicht daran zu denken, sagt aber: „Das ist alles im Kopf.“ Früher habe man alles gemacht - „vielleicht ist es das Alter.“ (15) Manchmal dienen unbewußte Phantasien als aktuelle Auslöser einer Angst, und manchmal werden Ängste „verschoben“.

„Akrophobie“ ist der Fachbegriff für die Höhenangst. Zur umfassenden Kategorie der spezifischen Phobien zählen auch die Angst vor Donner, Dunkelheit, Reisen, geschlossenen Räumen, Autofahrten, Infektionen, fließendem Wasser und mehr. Ein Handbuch verzeichnet 275 Arten von Phobien, darunter auch die „Phobophobie“, die Angst vor einer Phobie also. Es gibt nicht viele Untersuchungen von Psychologen hierzu. Man weiß aber, daß bei der Höhenangst der Frauenanteil zwischen 55 und 70 Prozent liegt und damit niedriger als bei Tier- und Umweltphobien (vor Schlangen, Insekten, Stürmen, Wasser), unter denen Frauen zu 75 bis 90 Prozent leiden. Phobien, die bis ins Erwachsenenalter hinein anhalten, bilden sich kaum mehr zurück. Nach Schätzungen werden dann nur 20 Prozent der Betroffenen ihre Phobie wieder los. (16)

Freud vermutete unbewußte Konflikte hinter den Phobien, und 1950 noch schrieb die Analytikerin Karen Horney (1885-1952): „Die Phobie des Aus-Groß-Höhe-Fallens ist ein häufiger Ausdruck für die Angst, aus der großen Höhe illusionärer Größe zu stürzen.“ Psychologen hat zunehmend interessiert, wie Phobien entstehen. (17) Drei Faktoren können eine Phobie auslösen: ein *traumatisches Erlebnis* (nach einer Erhebung von 1981: bei 58 Prozent); die Beobachtung anderer, die einem Trauma ausgesetzt sind und dabei Angstreaktionen zeigen (das „*Modell-Lernen*“: 17 Prozent); Warnungen und *eindringliche Ermahnungen* durch Eltern und Autoritäten (10 Prozent. - 15 Prozent konnten bei Öst und Hugdal keinen Auslöser angeben.). (18)

Ross G. Menzies und Christopher J. Clarke von der Universität Sydney haben 1995 festgestellt, daß nur rund 12 Prozent von 148 Patienten einer Höhenphobie-Klinik „direkt konditioniert“ worden waren: also durch ein unerfreuliches Erlebnis. Unter 100 Schülern waren (in einer Studie zwei Jahre zuvor) auch nur 18 Prozent „Konditionierte“ gewesen. Die Höhenängstlichen hatten nicht mehr

negative Informationen und höhenangst-leidende Freunde als die Kontrollgruppe (Man muß zum Vergleich die Tests immer mit einer Gruppe „Normaler“ machen - der Kontrollgruppe.). Die Ansicht, daß Alkoholiker häufiger an Höhenangst leiden als andere, konnte durch Untersuchungen auch nicht bestätigt werden. (19)

Bei Tierphobien (Ängste vor Schlangen, Mäusen, Spinnen) erinnerten sich in einer Untersuchung nur 23 Prozent der Betroffenen an ein traumatisches Erlebnis. Spezifische Ängste - auch vor Stürmen, Wasser und Blitzen - hatten schon in Vorzeiten ihre Funktion und erhöhten die Überlebenschancen. Phylogenetisch (die Stammesgeschichte betreffend) sowie ontogenetisch (die Entwicklung des Individuums betreffend) betrachtet haben uns diese Ängste geprägt und nur zum Teil verlassen.

Dennoch bleibt zu fragen, warum manche Menschen unrealistische Ängste entwickeln und manche nicht. Nach einem erschreckenden Erlebnis mit einem unangenehmen Tier entwickelt nur höchstens jeder zweite eine Phobie. „Psychoanalytische wie Lerntheorien suchen die Ursache für Entstehung und Aufrechterhaltung von Phobien in der Umwelt. Beide Theorien gründen auf der Annahme, daß Phobien gelernt werden“, schreiben Davison und Neale. Dabei sei nicht auszuschließen, daß positive Konsequenzen eine Rolle spielen: Der „phobische“ Mensch vermeidet eine bestimmte Situation (etwa über einen offenen Platz zu gehen: die betreffende Angst ist die „Agoraphobie“) und belohnt sich selbst durch das Ausbleiben von Angst; man nennt das „negative Verstärkung“. Warum entwickeln die einen starke Ängste, die anderen nicht?

„Ein Grund dafür, daß Menschen auf Umweltsituationen unterschiedlich reagieren, ist möglicherweise die unterschiedliche Erregbarkeit ihres autonomen Nervensystems. (...) Da Angst, also auch phobisches Verhalten, ohne erhebliche Beteiligung des autonomen Nervensystems nicht zu denken ist, könnte eine Dimension wie autonome Labilität natürlich sehr bedeutsam sein. Es gibt einigen Grund zu der Annahme, daß autonome Labilität bis zu einem gewissen Grad genetisch determiniert ist, und so spielt bei der Entwicklung von Phobien möglicherweise auch die Erbllichkeit eine nicht unerhebliche Rolle.“ (20) Autonome Labilität wäre die Instabilität einer Persönlichkeit, die sich nicht auf Umwelteinflüsse zurückführen läßt.

Höhenangst kann ansteckend sein. Eine in Freiburg lebende Italienerin konnte, wie sie berichtete, noch fünf Jahre nach dem Tod ihres Mannes, der unter starker Höhenangst gelitten hatte, nicht mit dem Auto auf einen Berg fahren. Wie sie erzählte, „fraß sich“ seine Angst, wenn er zu Lebzeiten neben ihr gesessen hatte, so tief „in sie hinein“, daß sie als Lenkerin des Familienautos auf der Corniche anhalten mußte; ein zufällig anwesender Tourist mußte sie zu Tal chauffieren. Auch in einem sardischen früheren Banditennest hoch oben in den Bergen konnte das Ehepaar (die beiden Kinder saßen auf dem Rücksitz) nicht mehr hinunterfahren. Der Mann war im Krieg in Bologna unter Trümmern verschüttet gewesen, hatte aber hinterher nach Aussagen der Frau nicht mehr unter

Klaustrophobie (Angst vor Enge) gelitten. Beim Wandern trat das Problem nicht auf - nur im Auto, auf dem Berg. (21) Vielleicht aber hat es sich hier doch um Klaustrophobie (im Auto) gehandelt, und die Angst wurde als Angst vor der Höhe gedeutet, oder zwei Ängste haben sich vermischt. Es kommt ja vor, daß Patienten das Auto als Erweiterung ihrer selbst betrachten, es also als Ursache ihre Ängste nicht zur Kenntnis nehmen. Die Störung (Erbrechen etc.) wird draußen gesehen: der Stau, die Höhe, der Streß.

Indessen kann auch ein Sieg über Angst ansteckend sein. David Whyte, ein Trekkingveranstalter und Kletterer, wandert nach der Trennung von zwei Gefährten das Flußtal des Marsiandi entlang, östlich von der Annapurna-Kette. Er will eine hundert Meter tiefe Schlucht überqueren, von deren Grund er das Wasser schäumen hört. Doch die Brücke ist kaputt; auf einer Seite hängen die Metallkabel hinunter, und die morschen Holzplanken sind nur ein Durcheinander und sind nur in der Mitte der Restbrücke einigermaßen konzentriert vorhanden. Whyte bleibt stehen, eine Stunde lang, ohne einen Entschluß fassen zu können. „Normalerweise hatte ich keine Angst vor Höhen“, schreibt er. „Ich war ein Felskletterer, seit ich ein Jugendlicher war, und es kam mir eigenartig vor, mit einer plötzlichen unerklärlichen Nervenkrise konfrontiert zu sein.“

Er will seine Niederlage akzeptieren - da fällt ihm die Silhouette einer kleinen, gebeugten Gestalt auf. Es ist eine alte Frau, die, einen riesigen Korb mit Dung auf dem Kopf, sich nähert. Sie grüßt den Amerikaner mit „Namaste“. Er grüßt zurück durch eine tiefe Verbeugung seines Hauptes ... „und ich hatte kaum aufgeblickt, als sie in einer einzigen Bewegung geradewegs über dieses zitternde Chaos aus Holz und geborstenem Stahl ging. Ich sah, wie sie sich einen Moment herumdrehte, fast schadenfroh lächelte, und dann verschwand sie zu meiner Überraschung aus dem Sonnenlicht in der Dunkelheit des gegenüberliegenden Abhangs. Ungläubig, aber ohne mich auch nur einen Moment lang nachdenken und innehalten zu lassen, griff ich zu meinem Gepäck und ging einfach den Weg, den sie genommen hatte, in sieben oder acht raschen, aber furchteinflößenden Schritten.“ (22)

Die Behandlung von Höhenangst ist am erfolgreichsten durch „In-vivo-Exposition“, also die Konfrontation mit der Angst am Schauplatz. Entweder versucht der Behandler, durch systematische Desensibilisierung - Schritt für Schritt - die Angst abzubauen, oder er setzt die Reizüberflutung (das Flooding) ein, konfrontiert also den Patienten massiv mit seiner Angst. Zum Abschluß einer geglückten Desensibilisierung steigen manche Psychiater in Freiburg mit ihren Patienten auf den Münsterturm. Auch mit virtueller Realität sind Erfolge bei der Behandlung von Höhenangst erzielt worden. Vier Mitarbeiter der Friedrich-Schiller-Universität Jena haben sich damit beschäftigt. Es wird ein zweidimensionales Bild einer dreidimensionalen Welt erzeugt; der Patient nimmt die virtuelle Realität durch ein Helmdisplay (Head Mounted Display, HMD) wahr, in dem kleine Bildschirme vor jedem Auge den Blick simulieren. Der Standort und die

Kopfhaltung des Probanden werden erfaßt, um das Bild dem jeweiligen Blick richtig anzupassen.

Schlüsselwort für das Erleben von Höhenangst im virtuellen Raum ist die „Präsenz“ oder das „Being There“ (Da-sein): Die Versuchsperson muß sich wirklich anwesend fühlen im Raum, damit es nicht zu einem Vermeidungsverhalten kommt, das aus der Verleugnung der simulierten „Wahrheit“ des Erlebnisses herührt. Die Gestalter der Studie schreiben: „Die virtuelle Realität wurde für einige unserer Probanden real. Sie veränderten ihr Verhalten und tasteten sich vorsichtig und Schritt für Schritt an virtuelle Abgründe heran und griffen nach virtuellen Gegenständen. Ein solches ‘abergläubisches’ Verhalten ließ uns, aber oft genug auch sie selbst lächeln, und doch standen wir immer wieder fasziniert vor solchen Szenen.“ (23)

Als erste setzten Barbara Rothman und Larry Hodges vom Georgia Institute of Technology ein virtuelles System zur Behandlung von Höhenangst ein, bei dem der Patient (wie in Jena) einen Helm mit zwei Mini-Bildschirmen vor seinen Augen aufsetzen mußte. Die Computeranimation führte dazu, daß bei 20 Patienten (1995 veröffentlicht) nach jeweils sieben Sitzungen die Höhenangst deutlich verringert war (24)

3. Streß-Syndrome

Es gibt eine Reihe von anerkannten Syndromen (ein Syndrom ist die Bündelung von mehreren Symptomen) nach und unter Streß, die natürlich auch auf das Bergsteigen als Streßfaktor übertragen werden können. Ausgeführt werden sie in Erlebnisberichten selten, allenfalls angedeutet am Ende. Streß ist allerdings einer jener Alltagsbegriffe (zu denen auch Intelligenz, Wille und Motivation gehören), die die akademische Psychologie mit Vorsicht verwendet. Der Begriff Streß wurde von dem Physiologen Hans Selye 1956 geprägt und bezeichnet das Faktum, daß belastende Umweltreize zu physiologischen Reaktionen des Körpers führen. Faktoren, die Streß auslösen können, werden Stressoren genannt.

Der Mensch benötigt Reize und Anforderungen, die sich nur, wenn sie im Übermaß auftreten, negativ auswirken. Durch einen Schreck oder plötzlich einsetzende Angst wird der Organismus in einen Alarmzustand versetzt, und die Hormone als Signalstoffe leiten den Blutstrom zu den großen Muskelgruppen, um diese mit Energie zu versorgen. „Dies ist nötig, um entweder schnell vor einer Gefahr zu fliehen oder die Quelle der Gefahr anzugreifen, um sich zu verteidigen. In der Streßmedizin spricht man von einer ‘flight-or-fight’-Reaktion (‘fliehe oder kämpfe’).“ (25)

Das Paniksyndrom ist eine extreme Ausprägung. Es zeigt sich durch das anfallartige und unerklärliche Auftreten quälender Symptome. Auftreten können Atem- und Herzbeschwerden, Erstickungs- und Beklemmungsgefühle; Benommenheit, Schwitzen, Zittern oder Beben. Der Patient kann von Gefühlen der Depersonalisation (Selbstentfremdung) oder Derealisation (Gefühl der Unwirklichkeit der Außenwelt) gequält werden. Auch die Angst, zu sterben, verrückt zu werden oder unkontrolliert zu handeln, überfällt den Patienten. Panikattacken treten wöchentlich einmal oder häufiger auf, dauern gewöhnlich Minuten, in seltenen Fällen auch Stunden und sind manchmal an bestimmte Situationen, etwa das Autofahren, gebunden. Die Störung ist bei Frauen (1,0 %) etwas häufiger als bei Männern (0,7 %). (26)

Begleiterscheinungen der Panik können in Extremfällen tödlich sein. Wir kennen das aus Fällen von Verhexungen im Voodoo-Kult und bei Schockerlebnissen. Der amerikanische Physiologe Walter Cannon (1942) ging solchen Fällen nach und kam zu dem Schluß, daß es sie in der Tat gibt und sie die ernsthafte wissenschaftliche Erforschung wert sind. Er vermutete, daß ein Mensch im Zustand hoher autonomer Erregung und ohne die Möglichkeit, diese Erregung wirksam abzubauen, tatsächlich sterben könne. Unter derartiger Spannung, so Cannon, können vitale Körperorgane irreparabel geschädigt werden, und der betroffene Mensch geht sozusagen an seiner Angst zugrunde. Er berichtete obendrein über den Fall eines Soldaten, der nach einem Granateneinschlag verschüttet war, alle Anzeichen eines Schocks zeigte und 48 Stunden danach starb. Die Obduktion ergab keine größeren Verletzungen. (27)

Die „Posttraumatische Belastungsstörung“ ist damit verwandt, nur treten die Panik-Symptome dabei in abgeschwächter Form auf und sind auf ein konkretes Ereignis als Auslöser zurückzuführen. Sie wurde an Veteranen aus dem Vietnam-Krieg genauer studiert und auch bei überlebenden Opfern von Erdbeben und Feuerkatastrophen festgestellt. Die amerikanische Psychiatervereinigung (American Psychiatric Association) hat auf die berichteten Störungsbilder erst spät reagiert und 1980 in ihrem Kompendium DSM (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders), das alle bekannten psychischen Störungen auflistet und beschreibt, durch die Anerkennung des Posttraumatischen Belastungssyndroms gewürdigt, daß es Ereignisse gibt, die jeden Menschen überwältigen können. Das Schlüsselerlebnis sollte nach einer notwendigen Prämisse des DSM-IV (1994, dt. 1998) „außerhalb des Bereichs der gewöhnlichen menschlichen Erfahrung“ liegen und „signifikante Symptome einer Belastung in den meisten Menschen“ hervorrufen.

Man stelle sich vor, zwei Bergsteiger sind auf dem Rückmarsch vom Gipfel im Schneesturm und bei minus zwanzig Grad, bei heulendem Wind, müssen biwakieren, tagelang ausharren, um sich dann wieder erschöpft und ausgehungert auf den Weg zu machen: Diese Lage könnte den psychisch stabilsten und gesündesten Menschen verzweifeln lassen. Die körperlichen und psychologischen Folgen sind bedrückende Träume, „Flashbacks“ (unwillkürliches Zurückdenken an die ein-

schneidenden Episoden), Schlaflosigkeit, Desinteresse an dem, was den Menschen sonst Freude bereitet, Reizbarkeit, verringerte Konzentration und Versuche, Situationen zu vermeiden, die an das Schlüsselerlebnis erinnern könnten. (28)

Zeugnisse von Bergsteigern dazu sind spärlich. Reinhard Karl hat einmal bekundet, er habe nach einem dreimonatigen Aufenthalt im Himalaya Probleme gehabt, sich wieder einzugewöhnen, sei sich interesselos vorgekommen. (29) Diese Erfahrung kann auch einer eindrucksvollen Urlaubsreise folgen und liegt im Rahmen des Gewohnten. Berg-Berichte enden meist mit der Besteigung eines Berges oder allerhöchstens mit dem Erwachen des Protagonisten im Krankenhaus; von der Bewältigung eines Dramas erfährt der Leser nichts mehr, was auch in Filmen die Regel ist. Eine Ausnahme stellt der erwähnte Film „Fearless - Jenseits der Angst“ dar, in dem Überlebende eines Flugzeugabsturzes das Ereignis immer und immer wieder durchsprechen. Der Film des Australiers Peter Weir thematisiert gekonnt die Posttraumatische Belastungsstörung, aber in entschärfter Form.

Was Bruno Bettelheim (1960) über die Reaktion von Gefangenen in den Konzentrationslagern der Nazis berichtet, ist Beispiel dafür, wie Menschen vom Gefühl des Kontrollverlustes überwältigt werden können. Eine Folge ist völlige Resignation, dann Selbstaufgabe.

„Gefangene, die schließlich ihren Wärtern glaubten - daß es keine Hoffnung für sie gebe und daß sie das Lager allenfalls als Leiche verlassen würden - und die das Gefühl hatten, sie seien ihrer Umgebung vollkommen hilflos ausgeliefert, wurden buchstäblich zu wandelnden Leichen ... Sie wurden zu Menschen, die so bar jeden Gefühls, jeder Selbstachtung und jeden Antriebs und dabei körperlich und seelisch so erschöpft waren, daß sie sich der Gewalt ihrer Umgebung vollkommen auslieferten. Diese zumeist sehr gebildeten Menschen reagierten in der Überzeugung, keinerlei Kontrolle über ihr Leben mehr zu haben, hilflos und selbstzerstörerisch.“ (30)

Vernichtung war zuerst die Vernichtung des Lebenswillens. Die gewalttätige Prozedur beim Eintritt ins Todeslager drängte den Gedanken auf, nun sei alles verloren. Primo Levi, der Auschwitz überlebt hatte und dennoch das Lager nie vergessen konnte (er starb durch Selbstmord 1987), schrieb in „Ist das ein Mensch?“: „Nun denke man sich einen Menschen, dem man, zusammen mit seinen Lieben, auch sein Heim, seine Gewohnheiten, seine Kleidung und schließlich alles, buchstäblich alles nimmt, was er besitzt: Er wird leer sein, beschränkt auf Leid und Notdurft und verlustig seiner Würde und seines Urteilsvermögens, denn wer alles verloren hat, verliert auch leicht sich selbst; so sehr, daß man leichthin und ohne Regung verbindenden Menschentums, bestenfalls aber auf Grund reiner Zweckmäßigkeit über sein Leben und seinen Tod wird entscheiden können. So wird man denn die zweifache Bedeutung des Wortes ‘Vernichtungslager’ verstehen ... “ (31)

Auch die *Akute Stress-Störung* (Acute Stress Disorder) stellt sich nach einem traumatischen Ereignis ein, das den Erleidenden mit dem drohenden Tod oder schwerer Verletzung konfrontierte, ist aber (laut Definition) spätestens vier Wochen nach dem Ereignis vorüber. Zur Erfüllung der Kriterien muß der Mensch auf die Erfahrung mit intensiver Angst, Hilflosigkeit oder „Horror“ reagieren. Innerhalb eines Monats nach dem Ereignis müssen noch drei der Symptome vorhanden sein, die bei der Posttraumatischen Belastungsstörung kurz angerissen wurden. (32)

Häufig sind solche Gefühle nach emotional einschneidenden Erfahrungen am Berg: etwa, wenn man meint, am Tod eines Bergkameraden schuld zu sein. In Joe Simpsons „Sturz ins Leere“ verzweifelt Simpsons Kamerad fast daran, ihn im Stich gelassen zu haben; Jon Krakauer, Autor von „In eisige Höhen“, will sein Buch über die dramatisch verlaufene Everest-Expedition vom Mai 1996 auch aus einem quälenden Schuldgefühl heraus geschrieben haben.

Klassifikationen der Psychiater sind freilich auch Versuche, die Welt und ihre Erscheinungen zu ordnen. Sie beruhen zumeist - wie Allan Young dargelegt hat - auf interessegeleiteten und zeitabhängigen Theorien und Menschenbildern. Oft genug haben Psychiater Krankheitsbilder interpretiert oder so „hingebo-gen“, bis sie in eine bekannte Kategorie paßten. Für unsere Zwecke sollen die Syndrome nur signalisieren, daß es nach schlimmen Momenten am Berg schwere Nachwirkungen geben kann, die man nicht unterschätzen sollte. Diese Störungen sind nachvollziehbar, und es gibt auch Ansätze zu ihrer Behandlung.

4. Wahnsinn

„Unversehens bricht das alte, bedrohliche Weltbild ein. Der urgesunde Bergsteiger wird zu einem Nervenbündel, geschüttelt von Ängsten.“ „Die 100 kleinen Ängste haben sich plötzlich zu eine Riesenangst vereinigt.“ (33) Wenn jemand meint, er sei „wahnsinnig geworden“, handelt es sich in den meisten Fällen um eine psychotische Episode, die auch bald wieder abklingt. Der kurzzeitige Wahnsinn ist eine Reaktion auf unerträgliche Bedingungen, denen der Mensch dadurch auszuweichen versucht. Wahnsinn ist eine Art von Verleugnung der Realität, ein „Nicht-mehr-Mitspielen-Wollen“.

Auch wenn der Höhenbergsteiger nach Alltagsmaßstäben nicht ganz normal sein mag - seine Psyche funktioniert doch nach den uns bekannten Prinzipien. Und da passiert es manchmal, daß ihn ein Erlebnis überwältigt; als zeitlich begrenzter „Ausstieg“ aus Problemen mag eine Verwirrung des Denkens helfen. Psychiater stellen sich oft die Frage: Vor welcher Erfahrung schützt sich der Patient, die Patientin, durch die „Ver-rücktheit“? Welche Funktion kommt dieser zu, wenn es sich nicht um einen genetischen Defekt oder eine neurologische Störung handelt?

Vertreter der Antipsychiatrie-Bewegung wie deren Gründer Ronald D. Laing und Thomas Szasz, aber auch der Schizophrenie-Forscher Gaetano Benedetti und Elisabeth Kübler-Ross haben uns neue Sichtweisen gelehrt. Viele Kranke würden von der Gesellschaft „etikettiert“, und ihre abweichenden Verhaltensweisen seien eine Reaktion auf Bedingungen der Gesellschaft. Der normale, gesunde Bereich in der Gesellschaft sei in Wirklichkeit größer, als gemeinhin angenommen werde. Arno Gruen hat nach 35jähriger Therapiepraxis von einem „Verrat am Selbst“ gesprochen, der sich als Wut auf die Hilflosigkeit selbst und Verachtung der Unterdrückter äußere: weil einem Menschen die Autonomie versagt sei, „in dem ein Mensch in voller Übereinstimmung mit seinen eigenen Gefühlen und Bedürfnissen ist“. (34)

Verrücktsein ist oft genug eine Reaktion auf subjektiv unerträgliche äußere Bedingungen. Es gibt zwar keine einfachen, grundsätzlichen Erklärungen für kurzzeitige wahnhaftige Störungen, doch man kann gewiß von einem Zusammenwirken mehrerer Faktoren sprechen. Eine Disposition muß vorhanden sein und unbekannte auslösende und verstärkende Bedingungen müssen hinzukommen. Der Kontrollverlust, die Hilflosigkeit, der Verlust der Autonomie, die scheinbare Ausweglosigkeit können - besonders am Berg - labile Menschen durchaus vorübergehend die seelische Gesundheit kosten.

Das „Durchdrehen“ am Berg

Über das Ende der Odyssee am Freney-Pfeiler, Juli 1961, die Andrea Oggioni, Robert Guillaume, Antoine Veille und Pierre Kohlman das Leben kosten sollte, schrieb Walter Bonatti: „Gerade in diesem Augenblick sehen wir Kohlman im Dunkeln unangeseilt entlang dem Seilgeländer in der Eiswand heraufwanken. Er nähert sich uns und überholt uns mit dem Mute der Verzweiflung, der an Wahnsinn grenzt, Mazeaud, dann Oggioni, dann Gallieni. Gallieni, der begriffen hat, daß Kohlman nicht mehr ganz bei Sinnen ist, kann ihn greifen und am Seil festmachen. (...) Alle guten Worte und Drohungen lassen Kohlman kalt. Er stößt unzusammenhängende Sätze hervor und fuchtelt in der Luft herum; er ist verrückt! (...) Da ereignet sich etwas Unerwartetes: Gallieni läßt seinen Handschuh fallen. Er bückt sich, um ihn aufzuheben, und steckt seine Hand, um sie zu wärmen, unter seine Jacke. Stellt sich Kohlman etwa vor, daß Gallieni eine Pistole ziehen will? Mit hochgereckten Armen wirft er sich auf ihn, versucht ihn zu packen und den Abhang hinunterzustoßen. Gallieni kann sich ihm entziehen, und ich versuche, mit dem Seil ihre Bewegungen zu bremsen. Jetzt geht Kohlman auf mich los. Ich weiche ihm aus. Er fällt in den Schnee, wälzt sich, wirft sich umher und schlägt um sich, wie in rasendem Wahnsinn. Er steht wieder auf und versucht uns anzuspringen. Wir ziehen, jeder auf seiner Seite, am Seil und können ihn so von uns fernhalten.“ (35)

Noch eine Geschichte vom „Durchdrehen“, wo zum Glück Kameraden zur Stelle waren. Anderl Heckmair hat das erzählt: „Lange stehenbleiben und beraten konnten wir nicht mehr, der andere reagierte kaum noch auf mein Zureden und stammelte: ‘Es ist unmöglich, unmöglich! ... Am besten springen wir gleich hinter!’ Dabei sah er mich mit leerem Blick an, so, als erkenne er mich nicht mehr. Unter ähnlichen Verhältnissen hatte sich ein Jahr zuvor in der Dachstein-Südwand ein schlimmes Drama abgespielt, wobei von sieben Bergsteigern zwei wahnsinnig wurden und über die Wand in die Tiefe sprangen. Zwei starben an Ort und Stelle, nur drei konnten gerettet werden. An dieses Unglück mußte ich unwillkürlich denken, denn ich befürchtete bei meinem Gefährten eine ähnliche Reaktion.“

„Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als ihn an einen Standhaken zu binden und den Aufstieg in die vereiste Verschneidung zu beginnen (...) Noch

heute läuft es mir kalt über den Rücken, wenn ich an die damalige Situation zurückdenke. (...) Ganz unbewußt tat ich also das einzig Richtige, indem ich mich mit ihm schreiend unterhielt, um ihn keinesfalls unnützen oder gar gefährlichen Gedanken zu überlassen. In fieberhaftem Tempo trachtete ich so das Ende der zehn Meter hohen Verschneidung zu erreichen. Dort schlug ich mir einen verlässlichen Haken und seilte mich sofort wieder zu meinem Gefährten in die Scharte ab. Mein Erfolg beruhigte ihn etwas ...“ (36)

Heinrich Harrer hat ein ähnliches Erlebnis bei seiner ersten Besteigung des höchsten Gipfels Neuguineas gemacht, das mit den Mitteln eines Rituals glücklich gebannt wurde. „Einer meiner Träger warf plötzlich die Last weg, begann entsetzlich zu schreien, riß sich die Kleider vom Leib und wollte sich über eine Felswand stürzen. Einige Papua aber hielten ihn fest, führten einen richtigen Ringkampf mit ihm auf und warfen ihn schließlich zu Boden. Ein älterer Mann schlug aufgeregt mit einem Stock auf die Erde, zog einen Kreis um die Gruppe, und als der Besessene immer noch tobte und schrie, entriß ein anderer Träger mir den Pickel und hackte damit einen kleinen Graben um den kranken Mann. Dann riß er noch kräftig an dessen Haaren, wohl um den bösen Geist aus seinem Körper zu ziehen, und schließlich wurde der winselnde Mann aus dem Kreis herausgeführt und mit Wasser gelabt. Offensichtlich war das Böse gebannt und der Besessene befreit.“ (37)

Transkulturelle Psychiatrie

Bis auf dieses Beispiel und wenige andere wurden hier Halluzinationen und andere Phänomene im Kontext unserer westlichen Kultur gesehen. In ländlichen Gegenden Afrikas, Lateinamerikas oder Asiens gibt es zuweilen keine „seelischen Krankheiten“: Sie äußern sich dann körperlich. Psychische Störungen (akute Psychosen sind in anderen Kulturkreisen häufig) wertet man, wenn sie manifest auftreten, als „Besessenheit“ oder Folge von Hexerei - oder ein unbekanntes körperliches Leiden ist schuld. Es gibt psychische Leiden, die bei uns unbekannt sind wie die hysterie-ähnliche „Sosta“ in Mittelamerika oder die Besessenheitsstörung „latah“ auf Bali.

In buddhistisch geprägten Kulturen wird das Selbst nicht als unveränderlich betrachtet, sondern als ein Fluß oder Flackern von Gedanken, Bildern und Emotionen. Nordamerikanische Indianer gehen in die Einsamkeit zur „Vision Quest“, um Führung durch eine höhere Macht zu erlangen, und Mexikaner sammeln die Frucht des Peyote-Kaktus und warten nach dem Verzehr, was ihnen vor der Folie des Lagerfeuers geoffenbart wird. Krankheiten werden meist im Rahmen der Familie behandelt und sind nicht Probleme, die jeder für sich alleine lösen muß. Zum Arzt kommt ein Verwandter mit. In uns fremden Kulturen würde man womöglich einen Menschen, der ganz alleine auf achttausend Meter steigt, für verrückt erklären.

Dieses Alleingehen - „Free Solo“ - ist in der Tat am riskantesten. „Wahnsinnig wird jedoch“, schreibt Hans Kammerlander, „wer den letzten Rest Kindheit verloren hat. Wenn das Spiel zur Pflicht, zum Zwang wird, ist niemand gefährdeter als der Alleingeher. Es fehlt ihm die oft nötige, ausgleichende Hand des Partners, vor allem, wenn aus emotionellen Tiefschlägen heraus irrwitzige Ideen in die Tat umgesetzt werden, wie mancher Alleingeher zugibt.“ (38)

Wieso drehte der Amerikaner John Watermann durch, wieso fand er keinen Platz mehr im Leben? Er hatte 124 Tage in der Wildnis und 81 Tage in der Südwand des Mount Hunter in Alaska bei Sturm und Schnee überlebt und erreichte am 26. Juli 1978 den Gipfel. Er wurde in die Psychiatrische Anstalt in Anchorage eingeliefert und floh daraus in die Berge, wo allein er - nach seiner Ansicht - noch leben konnte: Am Ostpfeiler des Mount McKinley, des höchsten Berges Alaskas, fand man seinen Zettel mit der Aufschrift „13. März 1981, 1 Uhr 42: mein letzter Kuß.“ Es blieb das letzte Lebenszeichen von John Watermann. (39)

Der Mensch ist von Natur aus nicht für die Einsamkeit gemacht. Der australische Ureinwohner mußte indessen mit ihr zurechtkommen. „Er ist aller Dingen beraubt außer der Kleidung, umgibt sich mit wenigen Besitztümern und ist einem rauen Klima ausgeliefert - und trotzdem hat der ‘Aborigine’ (Ureinwohner) sich immer psychischen Terrors und des Traumas extremer Isolation erwehren können. Dies ist ihm gelungen, indem er zu einem reichen imaginären Leben in einer Landschaft Zuflucht fand, die als schrecklich einsam bezeichnet werden muß. Wegen des eingewurzelten Vertrauens, das er seiner Umwelt immer bezeugte, mußte der australische Nomade nie den Zusammenhalt mit der Natur brechen,“ schildert James Cowan, der 20 Jahre lang die Sagen der Aborigines studierte. (40)

Cesare Maestri brachte ein Gipfelsieg wenigstens zeitweilig um die geistige Gesundheit. An einem Tag Ende Januar, nach wochenlangen Vorbereitungen, gehen Toni Egger und Maestri den Cerro Torre an, von dem Maestri sagte: „Jeder, der den Berg gesehen hat, wird ihn als den schönsten Berg der Welt bezeichnen.“ Toni Hiebeler nannte den patagonischen Dreitausender „eine erschreckende Riesensäule - nach Sturmtagen eine Kristallnadel“. Beim Anstieg, kurz vor dem Triumph, reißt eine Lawine Toni Egger ins Nichts. Cesare Maestri kehrt zurück: ohne typisches Gipfelbild, ohne etwas hinterlassen zu haben. Zehn Jahre später, im Winter 1970/71, kehrt der als „Aufschneider“ Gebrandmarkte, der erst im Tal die schlimmsten Qualen zu erleiden hatte, zurück und ging den Cerro Torre alleine an.

„Was er, ausgerüstet mit einer Bohrmaschine, hier an diesem Berg in 54-tägiger Einsamkeit aufführte, das trägt Spuren von Wahnsinn, von Zwanghaftigkeit und grenzenloser Aggressivität gegen sich selbst und auch gegen den Berg“, schrieb Helmut Krämer 1988 in der Münchner Zeitschrift „Bergwelt“ (41). An die tausend Haken insgesamt rampte Cesare Maestri in die Bergflanke. Wieder kommt er oben an, und - abermals kann er kein Foto beibringen. Erst im Januar 1974 legte eine italienische Vierer-Seilschaft einen Beweis vor.

Er hatte wohl versucht, seine Angst in den Griff zu bekommen; im Rahmen seines Systems war seine Handlungsweise indessen rational. Dies war eben der Weg, auf dem er den Gipfel erreichen würde, und er ist ihn zielgerichtet gegangen - wenngleich er wissen mußte, daß er sich durch den Einsatz dieser aggressiven Taktik in Bergsteigerkreisen vollends unmöglich machen würde. Reinhard Karl befand sich zehn Jahre nach Maestri am Cerro Torre. „Unter dem Eis, das Martin mit dem Eishammer lospickelt, sind die Bohrhaken Maestris versteckt. Irgendwo, weiter oben, sollen noch die Bohrmaschine und das Aggregat hängen. Was für eine Arbeit von Maestri da in diesem eingepanzerten Fels steckt. Meine Ablehnung von Cesare war nur reine Theorie. Von diesem Fleck an habe ich tiefen Respekt vor ihm. Man sollte nie etwas kritisieren, zu dem man nicht selbst in der Lage ist.“ (42)

Manche Bergsteiger erleben erst im Tal, was Angst und Panik sind: wenn sie mit ihren Mitmenschen und Kollegen konfrontiert sind. Walter Bonatti sah sich nach der K2-Expedition von 1954 - Achille Compagnioni war der Gipfelstürmer - Anwürfen und Beschuldigungen ausgesetzt: Er habe unrechtmäßig Sauerstoff benutzt, habe die Gipfelmansschaft überholen wollen; und er sei für den Tod seines Kameraden Puchoz verantwortlich. In sechs Büchern, die er von 1978 bis 1996 schrieb, verteidigte - und rehabilitierte er sich. Die Strapazen sind nicht immer zuende, wenn der Gipfel erreicht ist. (43)

5. Literatur

zu IV.1 Angst

- (1) Paderborn: Schöningh, 1996; S. 9
- (2) Zitiert in: Morris, David B.: Die Geschichte des Schmerzes. Frankfurt: Suhrkamp, 1996; S. 114 (Platon, Gesetze. 644d, in: Sämtliche Werke. Frankfurt, 1991, Band IX)
- (3) Reinecker, Hans (Hrsg.): Lehrbuch der klinischen Psychologie. Göttingen: Hogrefe, 1990; Kapitel „Soziale und spezifische Phobien“, S. 48-67; S. 48
- (4) Griff zu den Sternen, Kurs auf die Herzen: Fangio, Michael Freitag, FAZ-Magazin 16.1.1998, S. 38 ff.
- (5) FAZ, Rhein-Main, 20.1.1998
- (6) Melville, Herman: Moby-Dick or the Whale. New York 1947, S. 107; Übersetzung durch den Verfasser
- (7) Davison/Neale: Klinische Psychologie. München/Weinheim: Psychologie Verlags-Union, 1988; S. 130/131

- (8) Aufmuth, Ulrich: Zur Psychologie des Bergsteigens. Frankfurt: Fischer, 1988; S. 69
- (9) Bonatti, Walter: Berge - meine Berge. Rüslikon-Zürich: Albert Müller, 1964; S. 189
- (10) Rees, Lucy, Harris, Alan: Schlüsselstellen. Pforzheim: Carta Verlag, 1982; S. 172
- (11) Persönliche Mitteilung, Januar 1998
- (12) Reinecker, wie (1)

zu IV.2 Höhenangst

- (13) Davison/Neale, S. 129
- (14) McKellar, Peter: Abnormal Psychology. S. 166/167
- (15) Persönliche Mitteilung, April 1997
- (16) Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen, DSM-IV, Göttingen: Hogrefe, 1998, 2. verb. Aufl.; S. 469/470
- (17) Emmelkamp, Paul M. G., Bouman, Theo K., Scholing, Agnes: Angst, Phobien und Zwang. Göttingen/Stuttgart: Verlag für angewandte Psychologie, 1993; S. 35/58
- (18) Öst und Hugdal, zitiert in: (32). - Prädisponierende Faktoren in: DSM-IV, S. 470
- (19) The etiology of acrophobia and its relationship to severity and individual response patterns, in: Behaviour Research & Therapy, Vol. 33 (7), Sept. 1995, S. 795 - 803
- (20) Nach: Davison/Neale, wie (7), S. 163/173/176
- (21) Persönliche Mitteilung, Februar 1998
- (22) Whyte, David: Standing at the Edge. In: New Age Journal, New York, Winter 1995, S. 122/123
- (23) Angst und Presence in virtuellen Räumen.
Im Internet unter: www.uni-jena.de
- (24) Nach: Ärztewoche. Im Internet: www.aerztewoche.co.at

zu IV.3 Streß-Syndrome

- (25) Leymann, Heinz: Das Streßkonzept in der Mobbingforschung. Im Internet unter: www.leymann.se/deutsch/11310d.html
- (26) Davison/Neale, wie (7), S. 180
- (27) Ebd., S. 151/152
- (28) Ebd., S. 180
- (29) Karl, Reinhard: Erlebnis Berg: Zeit zum Atmen. München: J. Berg, Neuausgabe 1993; S. 97
- (30) Davison/Neale, S. 180
- (31) Levi, Primo: Ist das ein Mensch? München: Carl Hanser Verlag, 1988; S. 35
- (32) Nach: Maldonado, José R., Spiegel, David: The Treatment of Post Traumatic Stress Disorder. S. 215-241. In: Linn, Steven Lay, Rhue, Judith W. (Eds.): Dissociation. Clinical and Theoretical Perspectives. New York: The Guilford Press, 1994; S. 216

zu IV.4 Wahnsinn

- (33) Karl, wie (29), S. 129
- (34) Gruen, Arno: Der Verrat am Selbst. 6. Aufl., München: dtv, 1990, S. 17/ S. 8
- (35) Bonatti, wie (9), S. 225/226
- (36) Im Schneesturm am Kopftörlgrat. In: Pause, Walter (Hrsg.): Der Tod als Seilgefährte. S. 68/69
- (37) Harrer, Heinrich: Geister und Dämonen. Frankfurt/Berlin: Ullstein, 1969; S. 43
- (38) Kammerlander, Hans: Abstieg zum Erfolg. München: J. Berg, 1987; S. 106
- (39) Ebd.
- (40) Cowan, James: Mysteries of the Dream-Time. Bridport: Prism, 1989; S. 102/103
- (41) Krämer, Helmut, in: Die Bergwelt, 5/1988; S. 88/89
- (42) Karl, Reinhard, wie (29), S. 129
- (43) Kurzfassung: Polaczek, Dietmar: Der General und das Opferlamm. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19. April 1997, Tiefdruckbeilage

V. Natürliche Phänomene

Zum Ausklang und zur Beruhigung stehen im Mittelpunkt des fünften Kapitels natürliche Phänomene: Spiegelungen, elektrische Entladungen, Wolkenspiele und Blitze. Sie alle sind eindeutig Geschehnisse der Außenwelt und können nur zu Grenzerfahrungen führen, wenn Lebensgefahr nahe ist oder sie in Zusammenhang mit psychischem Geschehen gebracht werden, etwa als „Illustration“ dessen. Dennoch sind die Vorkommnisse selten, also „Anomalien“ von seltener Schönheit, die ein Gefühl des Grauens auslösen oder des Zaubers. Wir in unserer entzauberten Welt brauchen vor keinem Gott mehr Angst zu haben und uns nicht zu fragen, was dieser Blitz mit uns zu tun hat; wir wollen nur wissen, welcher physikalische Mechanismus dahintersteckt. Das alles muß wohl bedeuten, daß wir uns intensiver und erfolgreicher um Erde und Wetter gekümmert haben als um die Seele.

1. Musik in den Bergen

Reinhold Messner begegnete ein besonderer Zauber: „Öfters schon habe ich in Gipfelnähe sonderbare Töne vernommen: am Hidden Peak und auch am Mount Everest. Töne, die nicht aus mir, sondern aus dem Berg zu kommen schienen.“ (1) Auch dieses Phänomen ist belegt - als natürliches von klingenden Steinen, jedoch wird eine von „nirgends her“ kommende Musik von normalen Menschen auch vor dem Einschlafen gehört, von Sterbenden, und bei außerkörperlichen Erfahrungen.

Bei einer unveröffentlichten Untersuchung befanden sich unter 46 Berichten von „außergewöhnlichen Phänomenen des Geistes“ (extraordinary mental phenomena), die acht Weltklassebergsteiger berichtet hatten, auch drei Beispiele von „läutenden Glocken oder komplexeren musikalischen Halluzinationen“. (2) Der Amerikaner D. Scott Rogo hat über „außerirdische Musik“ ein ganzes Buch geschrieben. „NAD“ heißt es: nach einem Wort aus dem Sanskrit, das auch NADA (mit stimmlosem a am Ende) geschrieben wird und transzendente, psychische, astrale oder paranormale Musik bedeutet - Musik, „gehört aus keiner offensichtlichen Quelle“. (3) Im Alltag scheinen Menschen in Rauschen und monotone Geräusche Melodien und natürlich auch Wortfetzen „hineinlegen“ zu können, was einige Berichte erklärt.

Drei kurze Beispiele dazu: James Doughty schilderte in der Zeitschrift „Light“ im September 1945 eine Phase seines Lebens, als er sechs oder sieben Jahre alt

war. „Ich habe es genossen, alleine mit der Natur zu sein, in der man die Nähe des Göttlichen spüren kann. Es schien mir keine Überraschung, daß ich in diesem Alter, mit sehr lieblicher Musik in Kontakt kam. Ich blieb einfach stehen und nahm sie in mich auf, und sie hinterließ einen so tiefen und andauernden Eindruck auf mich, daß ich ihre perfekte Befriedigung nie vergessen habe.“ (4)

C. M. Dyer aus Dorset in Großbritannien schrieb Rogo im November 1968, er habe als 15-jähriger zehn oder fünfzehn Sekunden lang wunderschöne Musik gehört: „Es war halb elf. Ich schlief noch nicht, aber plötzlich hörte ich eine seltsame Art Musik, die rasch lauter wurde und dann dahinschwand, als ob sie an dem Wald draußen vorüberziehe.“ (5)

Auch Raymond Bayless, dem wir als Rogos Mitautor schon begegnet sind, hat eine solche Erfahrung gemacht: „Eines Abends, nachdem ich zu Bett gegangen und ganz wach und bei vollem Bewußtsein war, hörte ich anscheinend in der Ferne den Klang von etwas, was ich für die Töne aus einem Radiogerät hielt. Zuerst war die Musik - ... - kaum zu hören, aber sie wurde stetig lauter, bis sie klar und deutlich wahrzunehmen war, und sie wurde leiser, bis sie völlig verschwunden war.“ (6) Und immer scheint die Musik von außen zu kommen - wir hören sie und sind es ohnehin gewohnt, daß Töne von draußen kommen. Natürlich hätte dieser Abschnitt auch gut in die „akustischen Halluzinationen“ gepaßt, denn um solche handelt es sich.

Die amerikanische Autorin Margot Grey hat festgestellt, daß in ihren Fällen von Menschen mit Nahtodes-Erlebnissen elf Prozent auch Musik hörten. Auch als Erfahrung auf dem Sterbebett ist sie weithin bekannt.

Rock-Musik und singender Sand

An einem Junitag im Jahr 1890 gab Dr. J. J. Ott ein exemplarisches Konzert für die „Buckwampum Historical Society“ in Bucks County im US-Bundesstaat Pennsylvania. Die klaren, glockenähnlichen Töne, mit denen der Doktor die begleitende Blaskapelle übertönte, erzeugte er, indem er mit einem Hammer auf kleine Felsen aus dem Bucks County schlug. Das Phänomen der „klingenden Felsen“ - sinnvoll mit „Rock Music“ (Felsen-Musik) umschrieben - war seit langem bekannt. Wenn es Gegenden eines derartigen „Felsenmeers“ (die amerikanischen Autoren verwenden diesen deutschen Begriff), das Töne produziert, auch in Europa gibt, sind sie uns nicht bekannt.

Der Ozeanograph und Geologe Richard Faas stellte 1965 eine erste Hypothese auf: Wenn ein großer Stein angeschlagen wird, vibriert er mit mehreren Frequenzen, die alle unhörbar sind; aber in ihrem Zusammenspiel entsteht ein hörbarer Ton. Gibbons und Schlossman gehen in ihrem Artikel für „Natural History“ (Dezember 1970) in wissenschaftlich vorbildlicher Weise von einer

Frage aus: Warum klingen klingende Felsen? Ihre Untersuchungen erzeugen eine Hypothese: Klingende Felsen könnten klingen, weil sie unter Druck stehen.

Das chemische Mineral Pyroxen verändert sich unter Druck und wird zu Montmorillonit, das weniger Raum einnimmt. „Die Ausdehnung von vielen Pyroxen-Körnern während der Verwitterung bewirkt eine Ausdehnung der äußeren Schale des Felsen und eine damit einhergehende höhere Spannung im Inneren. Die Dehnung, die aus der Spannung resultiert, erhöht seine Resonanzfrequenz von ihrem natürlichen Wert auf den, der in klingenden Felsen beobachtet wird.“ (7)

Diese chemisch-geologische Erklärung ruft indessen im Zeugen eines melodischen Phänomens gar keine Resonanz hervor; im Vordringen auf den Kern des Erlebnisses hin ist diese wissenschaftliche Beschreibung nur die äußerste Schale, die wir ungerührt durchstoßen. Die Anschauung kann nichts damit anfangen. Auch Schuberts Lied der „Schönen Müllerin“ könnte man musiktheoretisch erklären. Aber warum ist es schön? Ein unnatürliches Phänomen ist immer mehr. Wollte man es verstehen, müßte man ergänzen: Der Mensch erwartet von der Natur höchstens das Rauschen des Windes und das Knistern von Eis.

Musik von irgendwoher zu gewahren, ist rätselhaft, denn Musik ist von Menschen gemacht und ein Überschuß: kulturelles Wirken und Ausdruck von Freude oder Trauer. Alles, was wir erleben, ist zwar neu, kann aber in Kategorien gepackt und mit früherem Erleben verglichen werden. Ein seltsames, neuartiges Phänomen konfrontiert uns am ehesten mit uns selbst. Insofern ist die Beschäftigung mit seltsamen Phänomenen die Arbeit an einem Überschuß in der Natur und zugleich etwas wie Psychoanalyse. Wir erfahren dabei viel über den Beobachter Mensch.

Eine weitere melodische Anomalie trug H. Carrington Bolton 1889 nach einer Reise zum Golf von Suez bei: singenden Sand. Er veröffentlichte seine Ergebnisse erstmals in den Proceedings der „American Association for the Advancement of Science“ (AAAS), der US-Wissenschaftsvereinigung. Viereinhalb Wegstunden nordwestlich der Stadt Tor und abseits der Karawanrouten liegt der langgestreckte Dschebel Nagous (oder Abu-Suweirah). Eine der Sandbänke an den steilen Hängen des Berges trägt seit 1810 den Namen seines damaligen Entdeckers: „Seetzen's Bell Slope“ (Seetzens Glockenhang). Der Sand bringt deutliche melodische Töne hervor, wenn er entweder spontan oder durch menschliche Einwirkung die schiefe Ebene hinunterrinnt und sich hinabschiebt. Der „Berg“ ist übrigens fast fünf Kilometer lang und 400 Meter hoch; der große Glockenabhang mißt 90 Meter an der Basis, knapp zwei Meter an der Spitze und ist 130 Meter hoch. Wie weicher Lehm oder Melasse fließt der Sand den Abhang hinab.

„Die Bewegung wird von einer starken Vibration und einem musikalischen Ton begleitet, der der tiefsten Baßnote einer Orgel mit einem Tremolo am Ende gleicht“, schildert Bolton. Die Beduinen führen ihn auf den hölzernen Gong in

einem unterirdischen Kloster zurück, das sich im Herzen des Dschebels befinden soll. Der Klang soll nur zur Zeit des Gebetes zu hören sein. Bolton führt als Ergänzung zur Vielzahl der Theorien seine und die Erklärung von Dr. Julien an: Die Musikalität des Sandes hänge mit einem feinen Luft- oder Gasfilm zusammen, der sich durch Verdunstung als Folge von Flüssigkeit von Seen und Regenfällen kondensiere. Die Sandkörner würden durch elastische Kissen von kondensierten Gasen voneinander getrennt, die beträchtlicher Vibration fähig seien.

Zwei Berge in Afghanistan, der Reg-i-Ruwan und der Rig-i-Riwan, lassen auch das Phänomen hören: Ersterer bringt zwölfmal im Jahr den hohlen Ton einer Trommel hervor, der zweite schwingende Klänge wie von Telegrafendrähten, die 16 Kilometer weit zu hören sein sollen. In China klingt ein großer Sandhügel im Tuan-Huang-Lu. In den Vereinigten Staaten gibt es einen „singenden Strand“ in Manchester (Massachusetts) und daneben noch 73 weitere Orte mit singendem Sand. (8) John F. Lindsay nennt in einem Bulletin der „Geological Society of America“ neben dem Dschebel Nagous und den afghanischen Stellen noch 25 Örtlichkeiten in meist arabischen Ländern, in Südafrika und auf Hawaii. Eine Düne zwischen Timbuktu und der Igidi-Region Marokkos soll wie eine Trompete tönen. Eine andere am Persischen Golf erzeugt Geräusche, die Lindsay mit dem „Überflug von B-29-Bombern“ vergleicht. (9) Die Natur ist verschwenderisch mit verblüffenden Phänomenen.

2. Trugbilder, Nebelbögen und Lichter

Ein in unseren Zonen seltenes Naturphänomen läßt sich hier einbringen. Der Mensch sieht etwas - und oft weiß er, daß ihn die Sinne trügen. Es ist eine Illusion, die auf besonderen atmosphärischen Bedingungen beruht. Der Verdurstende sieht Wasser flimmern in der Wüste - und glaubt daran. Ein Trugbild ist die Fata Morgana. Sie gaukelt ein Bild vor, das nicht dort ist, wo es gesichtet wird; und doch existiert das Schiff, das Kamel oder das Haus irgendwo und wird nur gespiegelt. Die „Fee“ Morgana erhebt sich an dieser Stelle als Ruhepunkt, als etwas, das man festhalten kann - wenn man will, auch auf Film.

Sie ist ein objektivierbares Phänomen. Zehn Leute, die auf derselben luftflimmernden Ebene stehen und schauen, sichten das gleiche. Sogar aus den Alpen sind Fotos von der Fata Morgana bekannt. Halluzinationen kann man mit niemandem teilen; andere Sichtungen haben beobachtbare Signale in der Atmosphäre als Auslöser. Zum Aufwärmen gewissermaßen - denn bei Lichtern in den Bergen sind physikalische Erklärungen nötig - erläutert Helmut Tributsch die Fata Morgana. Der Chemie-Professor sah in der chilenischen Atacama-Wüste glitzernde Seen. Doch er war auf der Hut: Sank er in die Knie, so lockte das die trügerischen Wüstenseen noch näher heran.

„So wußte ich, daß ich es mit einer Luftspiegelung zu tun hatte. Die über dem Wüstenboden aufgeheizte Luft lenkte durch ihre geringere Dichte Lichtstrahlen vom Himmel zu meinen Augen hin ab. Die bläulich-weißen Wüstenseen waren nichts anderes als Ausschnitte des Himmels, durch gekrümmte Lichtbahnen auf den Boden herabgegaukelt. Das menschliche Auge und das Gehirn bauen irrtümlicherweise auf die Erfahrung, daß Licht sich geradlinig ausbreitet. Die Eindrücke von gekrümmten Lichtstrahlen werden so projiziert, als ob sie sich geradlinig ausbreiteten.“ (10)

Eine Schicht kalter Luft zwischen zwei Schichten heißer Luft führt zu einem Spiegelungseffekt, schiebt Bildeindrücke aufeinander und vervielfältigt sie. Lichtstrahlen werden immer zur dichteren und kühleren Luft hin abgelenkt. Der heiße Wüstenboden kann also durchaus den Himmel für den Beobachter zur Erdoberfläche herunterholen - genauso wie ein kühler Boden oder eine kühle Wasseroberfläche irdische Gegenstände in die Luft projizieren kann. Die von ihnen himmelwärts ausgehenden Lichtstrahlen werden dann in einem großen Bogen zur Erde und zum Beobachter zurückgelenkt. (11)

Auf das maßlose Erstaunen sind wir also gefaßt; das konnten schon die Halluzinationen hervorrufen. Sichtungen von merkwürdigen Lichtern kommen nicht aus heiterem Himmel; echte Lichter müssen dasein oder besondere atmosphärische Bedingungen herrschen. Diese verursachen auch das Phänomen des „Brockengespensts“. Zu Goethes Zeiten wurde das riesige Gespenst - benannt nach dem 1.142 Meter hohen Berg im Harz - gefürchtet, und zu Goethes Zeiten wurde es dingfest gemacht. Der Brocken galt schon immer als Tummelplatz von Hexen und Dämonen - es war nicht schwer, diesen einen Riesen beizugesellen, der sein Haupt aus dem Nebel erhob. Indessen dämmerte Gustav Jordan im Jahr 1818 etwas - Goethe war knapp 70 Jahre alt -, und er notierte im März:

„Wenn die aufgehende Sonne, und analog würde es sich bei der untergehenden Sonne genauso verhalten, ihre Strahlen über den Brocken auf den Körper eines Mannes wirft, der gegenüber feinen leichten Wolken steht, die um ihn schweben oder an ihm vorübergleiten, muß er nur seine Augen fest auf sie halten, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, wird er das einzigartige Gespenst seines eigenen Schattens sehen, der sich bis zu 200 Meter lang erstreckt, etwa drei Kilometer entfernt.“ (12)

Die Tröpfchen in der Nebel- oder Wolkenbank verhalten sich wie winzige Linsen, die Schatten wie eine Kinoleinwand reflektieren. Die Perspektive weitet diesen Schatten dann zu einem Riesen, und obendrein können die Tröpfchen das Licht auch noch teilen und glänzend gefärbte Ringe um die Gestalt herum erscheinen lassen. (13)

Daß Whymper die Nebelkreuze am Matterhorn, die er am Abend nach dem tragischen Gipfelsieg am 14. Juli 1865 sah, einzuordnen und sie vom Brockengespenst zu trennen weiß, verrät seine Fußnote in seinem Buch „Berg- und Gletscherfahrten“: „Ich beobachtete diese merkwürdige Erscheinung nicht genau und

war froh, als sie verschwand, da sie unsere Aufmerksamkeit ablenkte. Unter gewöhnlichen Umständen würde es mir später unangenehm gewesen sein, einen so seltenen und wunderbaren Vorgang nicht genau studiert zu haben. Ich kann dem oben Gesagten nur sehr wenig hinzufügen. Wir hatten die Sonne genau im Rücken, doch der Nebelbogen lag der Sonne gegenüber. Die Zeit war halb sieben Uhr Abends. Die Formen hatten einen neutralen Ton, waren zugleich zart und scharf, entwickelten sich allmählig und verschwanden plötzlich. Die Nebel waren leicht und zerstreuten sich im Laufe des Abends. Man hat gemeint, daß die Kreuze im Titelbilde ungenau abgebildet und wahrscheinlich durch das Einschneiden anderer Kreise oder Ellipsen, wie die beistehende Zeichnung sie darstellt, entstanden seien. Diese Ansicht ist wahrscheinlich richtig, doch habe ich vorgezogen, meiner Erinnerung zu folgen. - Parry erwähnt in der Beschreibung seiner ersten arktischen Reise einer Erscheinung, welche der oben erwähnten ähnlich ist: 'Um halb sechs Uhr Abends beobachteten wir eine wahrhaft schöne Naturerscheinung. Ein breiter weißer Nebelbogen erschien der Sonne gegenüber.' Von Parry habe ich das Wort Nebelbogen angenommen.“

Er ergänzt: „Ich muß bemerken, daß die Italiener, von denen im Angang noch weiter die Rede sein wird, bei ihrem Hinabsteigen am 17. Juli die Erscheinung sahen, die man gewöhnlich als Brockengespenst bezeichnet. Sie geben folgende Beschreibung: 'Wir befanden uns auf der Schulter, als wir eine Erscheinung bemerkten, die uns Vergnügen machte. In der Schweiz war der Himmel hell, auf der Seite von Val Tournanche standen dicke Wolken. Wir sahen uns selbst mitten in einem Kreise, der die Farben des Regenbogens hatte. So waren wir von einem leuchtenden Rahmen umgeben, in dem wir unsere Schatten sahen.' Die Zeit war zwischen sechs ein halb und sieben Uhr und die Italiener befanden sich 14.000 Fuß hoch, wie wir.“ (14)

Die Italiener waren sich offenbar sicher, ihre eigenen Schatten gesehen zu haben. Aber die Zeit und die Höhe waren vergleichbar - durchaus denkbar, daß auch Whymper und die beiden Taugwalders ein Naturphänomen angetroffen haben, das der englische Fachjournalist für Meteorologie Paul Simons in einer Anmerkung zum Whymper-Fall präzise darzustellen weiß: „Mikroskopische Eiskristalle in hochgelegenen Wolken hatten das Sonnenlicht wie geschnittenes Glas gebeugt. Wenn die Kristalle alle eine regelmäßige Form haben und weder zu klein noch zu groß sind, dann beugen sie das Licht zu einem Regenbogen oder sie reflektieren das Licht wie ein Spiegel, so daß ein Bogen aus weißem Licht entsteht. Was Whymper sah, war das zu einem großen Bogen geteilte Sonnenlicht, ein Teil eines horizontalen Kreises, der von vertikalen Lichtsäulen gekreuzt wurde. Ein ähnliches horizontales Band ist auch zu sehen, wenn Sie durch ein in der Richtung fettverschmiertes Fenster auf eine Lichtquelle blicken oder wenn das Licht von einem feingerippten Glas reflektiert wird. Das Lichtband ist immer im rechten Winkel zu den Rippen zu sehen.“ (15)

Immer wieder sorgen Brockengespenster, „Brocken Spectres“ im Englischen, für Aufsehen. Zehn Jahre nach Whympers Bericht hat ein H. J. Wetenhall der Zeitschrift „Nature“ folgenden Bericht übermittelt. Er erlebte das Phänomen auf dem Snowdon mit, dem mit 1.085 Metern höchsten englischen Berg in Nordwest-Wales.

„Am Montag, 12. Juli (1875), stieg ich mit einer Gruppe auf den Snowdon. Die Atmosphäre war klar geblieben, bis wir eine halbe Meile vom Gipfel entfernt waren, als ihn eine leichte Wolke einhüllte, die von den südlichen Spitzen aufgestiegen war. Die Wolke trieb auf uns zu, und als sie ganz nah war, sank sie über die östliche Schulter des Berges, wo sie nach Capel Curig absinkt. Als wir dastanden und schauten, wurden unsere Überraschung und unser Entzücken groß, als wir - auf die Wolke gemalt - nicht den Regenbogen erspähten, den wir ja kannten, sondern einen vollständigen und leuchtenden Kreis in der Form eines Prismas (dreiseitige Säule), offenbar im Durchmesser von etwa zehn Metern, in dessen Mittelpunkt wir selbst abgebildet waren, und das Bild war irgendwie vergrößert, aber klar abgegrenzt; als wir die Gruppe aufteilten, uns voreinander verbeugten, wurde jede Form und jede Bewegung getreulich von der Szene nachvollzogen. Es war nun acht Uhr geworden, und die Sonne befand sich fast in einer horizontalen Linie mit uns. Unser Führer, der mehrere hundert Aufstiege hinter sich hatte, hatte so etwas niemals zuvor gesehen.“ (16)

Goethe sah ein „Pandämonium von Irrlichtern“

Die Fata Morgana und das Brockengespenst gaukeln dem Beobachter etwas vor; ihre Existenz ist untrennbar mit dem Menschen verknüpft. Wer das betreffende Phänomen kennt, weiß, daß er Spiegelungen sieht, Trugbilder. Es handelt sich gewissermaßen um atmosphärische Pseudo-Halluzinationen - wie bei dem Bergsteiger im Himalaya, der wußte, daß er sich täuschte; denn der Barmann war seines Wissens nach seit fünf Jahren tot. Doch andere atmosphärische Bedingungen führen zu „objektiven“ Phänomenen: Diese sind, was sie sind, und bilden nicht etwas ab. Trotzdem können die Lichter und Leuchterscheinungen, die uns gleich beschäftigen, den Augenzeugen nachhaltig verstören und ihm Angst einjagen. Seltsame Lichter in den Bergen - meist elektrische und elektromagnetischen Ursprungs - sind selten, sind eben Anomalien. Zwar kommen sie nicht aus der Psyche wie die Mehrzahl unserer Beispiele; aber sie sind nicht alle erklärt und rufen nach Aufklärung. „Was habe ich da gesehen?“ fragt sich der Mensch. Mit Recht fragt er das. Schöne und schreckliche Lichter werden für berichtenswert gehalten; insofern haben sie mit dem Menschen zu tun und müssen auch Eingang finden in unsere Sammlung.

Gebirge haben sich emporgefaltet. Es liegt darum nahe, daß in ihrer Nähe mehr geologische Aktivität stattfindet als in Tälern, demnach auch elektromagnetische Strahlung entsteht; im Überfluß vielleicht. Auch jedes Lebewesen hat sein elektri-

sches Feld, und im Gehirn laufen sekundlich elektrische Entladungen ab. Daß von den Bergen trotzdem vergleichsweise wenig Lichterscheinungen berichtet werden, muß an den wenigen Augenzeugen liegen, die in Wänden und Spalten unterwegs sind.

Sogar Johann Wolfgang von Goethe hat Lichter gesehen, und davon spricht er im zweiten Teil seiner Autobiographie "Dichtung und Wahrheit". Er ahnt, daß es sich um ein atmosphärisches Schauspiel handeln müsse.

„Doch verdanke ich dieser feuchten Witterung den Anblick eines Naturphänomens, das wohl höchst selten sein mag; denn ich habe nichts Ähnliches jemals wiedergesehen, noch auch von andern, daß sie es gewahrt hätten, vernommen. Wir fuhren nämlich zwischen Hanau und Gelnhausen bei Nachtzeit eine Anhöhe hinauf, und wollten, ob es gleich finster war, doch lieber zu Fuße gehen, als uns der Gefahr und Beschwerlichkeit dieser Wegstrecke aussetzen. Auf einmal sah ich an der rechten Seite des Wegs, in einer Tiefe, eine Art von wunderschön erleuchtetem Amphitheater. Es blinkten nämlich in einem trichterförmigen Raume unzählige Lichtchen stufenweise übereinander und leuchteten so lebhaft, daß das Auge davon geblendet wurde. Was aber den Blick noch mehr verwirrte, war, daß sie nicht etwa stillsaßen, sondern hin und wider hüpfen, sowohl von oben nach unten, als umgekehrt und nach allen Seiten. die meisten jedoch blieben ruhig und flimmerten fort. Nur höchst ungern ließ ich mich von diesem Schauspiel abrufen, das ich genauer zu beobachten gewünscht hätte. Auf Befragen wollte der Postillon zwar von einer solchen Erscheinung nichts wissen, sagte aber, daß in der Nähe sich ein alter Steinbruch befinde, dessen mittlere Vertiefung mit Wasser angefüllt sei. Ob dieses nun ein Pandämonium von Irrlichtern oder eine Gesellschaft von leuchtenden Geschöpfen gewesen, will ich nicht entscheiden.“ (17)

Freilich liegen Hanau und Gelnhausen nicht im Hochgebirge, doch bei Goethe mag eine Ausnahme erlaubt sein. Der Dichter wird wohl ein (Sankt-)Elmsfeuer gesehen haben.

3. Elmsfeuer, Andenleuchten und anderes Feuerwerk

Die Mannigfaltigkeit von natürlichen optischen Phänomenen ist bestechend: Da gibt es rote Regenbögen, purpurne Regenbögen, den „Heiligenschein“ durch tiefstehende Sonne über nassem Gras, Lichtkreise (Halos) und horizontale Regenbögen. William R. Corliss hat in jahrzehntelanger Arbeit aus Bibliotheken alle Arten von geologischen, atmosphärischen, kosmischen und biologiischen Anomalien ausgegraben und in Dutzenden von Bänden von neuem zugänglich gemacht - eine geradezu irrsinnige Fleißarbeit. Wir wollen über das Elmsfeuer und das Andenglühen die Seltsamkeit allmählich steigern - bis hin zu Lichtballonen und Feuerbällen, die Kampfflugzeuge verfolgten. Erst im nächsten Kapitel folgt die Steigerung zum Kugelblitz und teuflischen Gewittern. Wie sich jemand, der noch nie ein Elmsfeuer gesehen hat, das vorstellen kann, schilderte Angus Rankin 1889 der Zeitschrift „Nature“:

„Das Elmsfeuer, wie es gelegentlich auf dem Observatorium des Ben Nevis (höchster britischer Berg Schottlands) beobachtet wird, nimmt die Form von Lichtstrahlen auf allen Gegenständen an, die in beliebiger Höhe das allgemeine

Niveau des Observatoriumsdaches überragen, so wie Kamine, Windmesser, Blitzableiter und so weiter. Sehr fein entfaltet, sind die Objekte stark erleuchtet von dem Phänomen, das alsdann glüht und zischend leuchtende Zungen von weißer und blauer Farbe absondert, die zehn bis fünfzehn Zentimeter lang werden können oder länger. Das Phänomen beschränkt sich in seiner feineren Ausprägung aber nicht auf diese Gegenstände - wenn der Betrachter auf dem Dach steht, leuchten davon auch sein Haar, sein Hut, sein Stift, und wenn er einen Stab über seinen Kopf hält, hat dieser auch eine lange Flamme an seiner Spitze. Mehr Unbequemlichkeiten als ein leichtes Prickeln im Kopf und in den Händen erleidet er jedoch nicht. Das Zischen ist eine prägnante Begleiterscheinung des Phänomens und wird in seiner normalen Art immer gehört, doch in seiner schwächeren Ausprägung, wenn das Licht kaum gesehen werden kann, ist es kaum vom Zischen des Windes und des treibenden Schnees zu unterscheiden.“ (18)

Das (Sankt-)Elmsfeuer oder die „Büschellichter“ sind Entladungen bei starker Lufterlektrizität, wie sie sich „an Blitzableitern, Turmspitzen, Masten, Eispickeln, Steigeisen und sogar an den Ohren von Pferden zeigen können“. (19) Diese Büschelentladungen können bisweilen ein brillantes Schauspiel entfachen. Charles Fitzhugh Talman erzählte einmal, im Februar 1929 „waren sie so auf dem Gipfel von Pike’s Peak so hell, daß sie in Colorado Springs, 14 Meilen entfernt, für Signale von Menschen gehalten wurden, die womöglich auf der Bergspitze gestrandet waren“. (20)

Der „Nature“ unterbreitete 1897 ein gewisser C. G. Cash einen verwandten Bericht. Er war am 19. April, dem Ostermontag, auf den Braeriach über dessen Nordflanke gestiegen, als ein „Phänomen von großer Schönheit“ gewährte. „Der Rand meines Überwurfmantels, meiner behandschuhten Hände, meiner Knickerbocker und anderes wurde von einem fünf Zentimeter breiten Band von schimmerndem violetten Licht gesäumt; immer dann, wenn ich mich bewegte. Das Licht war nirgendwo an ruhenden Gegenständen zu sehen und hielt auch nicht an; es zeigte sich nur in dem nämlichen Augenblick, als Ruhe zu Bewegung wurde.“ Cash weist auf das Erlebnis eines John Gordon aus Aberdeen hin, veröffentlicht im „Cairngorm Club Journal“: „An der Seite unserer Körper nahe des Schneeabhanges war ein Nimbus violetten Lichts, das sich an Kleider hängte, die nackten Finger und den Schaft der Eisaxt. So gedrängt erschien das Licht in der Handfläche, daß es zuweilen wie eine kleine Pfütze violetter Tinte wirkte, die man meinte, wegreiben zu können. Wenn man aber die Hand schüttelte, blieb der Hof hängen und konnte nicht beseitigt werden.“ (21)

Herman Melville hat in seinem „Moby Dick“ auf beeindruckende Weise ein Elmsfeuer auf den Masten der „Pequod“ geschildert. Der Karlsruher Karl-Heinz Hentschel, ein Fachmann für Kugelblitze und atmosphärische Phänomene, hat die Entladungen auf einem U-Boot erlebt; seine Sichtung fügt dem Gesamtbild ein neues Element hinzu.

„Ich fuhr im Jahre 1942 auf U 601 im Eismeer. Es war wohl Ende November 1942; wir standen südwestlich der Bäreninsel, als sich an der Turmverkleidung des Bootes ein Elmsfeuer zeigte. Es erfaßte die ganze Steuerbordseite der Turmoberkante bis etwa zur Turmmitte. Das dürfte einer Strecke von mindestens 150 cm entsprochen haben. Die sehr unruhigen und ‘lodernden’ Flammen waren um 10 cm hoch und leuchteten weiß-blau. (Weißanteil gegen 70 Prozent) Dann ergriffen sie auch noch den vorderen Netzabweiser (Antenne) im oberen, turmnahen Bereich. Der Vorgang muß über fünf Minuten gedauert haben, denn es durfte immer jeweils ein Mann nach oben auf die Brücke, um das Schauspiel anzusehen. (50 Mann Besatzung - 5 Mann auf der Brücke) (...) Während des ganzen Vorgangs war der Funkempfang durch ein rauschendes, zischendes, prasselndes Geräusch gestört! Unsere Empfangsfrequenz lag irgendwo im 30-Meter-Band. (...) Das störende Geräusch bedeckte alle Frequenzen. Ich glaube, es war ebenso auf Langwelle zu hören. Von dem Elmsfeuer wurde somit breitbandig Hochfrequenz ausgestrahlt.“ (22)

Viel dramatischer der Bericht des russischen Malers Nicholas Roerich (1874-1947) über ein Erlebnis seiner Frau in Nimu bei Leh, in 3.700 Metern Höhe. Nach einem ruhigen, klaren Tag begab sich die Frau in das Zelt, um die wollene Unterlage zu verschieben. „Aber kaum hatte sie die Wolle berührt, als eine große rosa-violette Flamme von der Farbe einer intensiven elektrischen Entladung emporschoß und ein anscheinend vollständiges Feuer von 30 Zentimeter Höhe erzeugte.“ Der Ruf „Feuer, Feuer!“ weckt Roerich; seine Frau steht als Silhouette im Zelt, und vor ihr erleuchtet es eine sich bewegende Flamme. Sie versucht, das Feuer zu löschen, aber es gleitet durch ihre Finger und spaltet sich in mehrere kleine Flammen auf. „Die Berührung hatte eine wärmende Wirkung, aber es verbrannte die Haut nicht, verursachte auch keinen Lärm und keinen Geruch. Allmählich wurden die Flammen kleiner und verschwanden schließlich, ohne irgendwelche Spuren auf dem Bettzeug zu hinterlassen.“ (23)

Das „Andenglühen“ oder die „Andenlichter“ wurden meist nachts in der Nähe von Berggipfeln beobachtet. „Während die Mehrzahl der Berichte von den Anden in Bolivien, Chile und Peru stammen, ist dieses Phänomen auch in den europäischen Alpen, in Mexiko und Lappland aufgezeichnet worden“, schreiben Ralph Markson und Richard Nelson 1971 in der Zeitschrift „Weather“. Ein interessanter Aspekt des Andenglühens sei, daß es auch bei wolkenlosem Himmel vorkomme. Manchmal sei es nur ein Blitz, wobei das Glühen in anderen Fällen unausgesetzt über Stunden hinweg wirksam bleibe. „Sehr geringe Feuchtigkeit wird häufig als dominierender meteorologischer Faktor erwähnt, wenn Andenlichter gesehen werden. Wahrscheinlich ist, daß die Andenlichter kein Blitz sind, sondern ein Elmsfeuer in großem Maßstab, bei dem viele Punkte auf einer Bergspitze eine Scheitelentladung erleben.“ Die Sonnenflecken erhöhen den elektrischen Feldgradienten, also das Gefälle des Felds der Erde. „In anderen Worten, das Glühen von Bergspitzen und ‘Auroras’ könnten beide von der Sonnenaktivität stimuliert werden.“ (24)

Mit dem amerikanischen (1998 gestorbenen) Autor Vincent Gaddis steigen wir nun wieder in die Berge, unterhalb der Tausendermarke und zu neuartigen Lichtphänomenen auf den Brown Mountains im US-Bundesstaat North Carolina.

„Dann gibt es noch die berühmten Lichter der Brown Mountains, etwa acht Meilen nordwestlich von Morganton in North Carolina gelegen. Einheimische werden den Besucher zu Wiseman's Aussicht schicken oder zum Linville-Grandfather Mountain, den besten Beobachtungspunkten. Die Lichter sind nicht immer zu sehen, aber sie können gewöhnlich während Perioden schönen Wetters beobachtet werden. Andererseits hört man auch, daß sie unterhalb schwerer Bewölkung und durch eine derart dunstbeladene Atmosphäre leuchten, daß der Berg selbst in grauem Nebel verloren zu sein scheint. Die Lichter tauchen oberhalb dem 2.600 Fuß (790 Meter) hohen Gipfel auf, variieren in Größe, aber am meisten ähneln sie Spielzeugballons, die von rosa-oranger oder rötlicher Farbe sind. Sie erheben sich, manchmal leicht in der Größe verringert, dann schweben sie eine Minute bis 15 Minuten lang, bevor sie in der Dunkelheit verblassen. Manchmal kann man bis zu drei dieser kugelförmigen Lichter weit voneinander entfernt wahrnehmen. Durch ein Fernrohr gesehen scheinen sie Feuerkugeln zu sein. Sie sind so hell, daß sie problemlos vom Blowing Rock 20 Meilen im Nordosten erspäht werden.“

Gaddis fügt hinzu, daß konventionelle Erklärungsversuche für die Lichter versagt haben. Nach dem lokalen Historiker John Harden sind die Lichter erstmals um das Jahr 1850 erschienen. Sie sind extrem scheu, doch John B. Bessor, ein seriöser Erforscher des Phänomens, hat einen Zeugen finden können: den Betreiber einer Tankstelle, der mit einigen Begleiterinnen und Begleitern einmal den Gipfel bestieg. Als die Gruppe bei Sonnenuntergang sich anschickte, abzustiegen, bildete sich unvermittelt ein starkes Licht von der Länge eines Männerarms ein bis zwei Meter über ihnen. Es „gab einen sirrenden Ton von sich und schwebte eine Zeitlang reglos. Denn wurde es mehrmals hintereinander kürzer und länger. Ein Mädchen wurde ohnmächtig.“ (25)

Auch in den Alpen gibt es Plätze, die für Lichterscheinungen bekannt sind. Von der Alp Seefeld erzählte ein Bergbauer dem Kulturforscher und Sagenkundler Sergius Golowin: „Viele Einheimische und Fremde haben in diesem Gebiet schon seit mehr als einem Jahrhundert aus der Ferne, sogar von dem darunterliegenden Thunersee oder dem benachbarten Harderberg aus, in der Nacht ein Aufleuchten gesehen. Man hat früher allerlei darüber gerätselt und ist oft zum Schluß gekommen, daß hier ein Tanzplatz der Hexen oder Erdleute sei.“ Und in der Tat: „Zwischen den Wolken und dem steil aufragenden Gestein, die in der einbrechenden Dämmerung geradezu miteinander verschmolzen, blitzte es dauernd auf. Als wir auf der Alp angelangt waren, entdeckten wir über einer mächtigen Burg von verwittertem Gestein einen hellen Schein, der nicht etwa aufleuchtete und erlosch, sondern Beständigkeit zu haben schien.“ (26)

Der Bergler spürt am Ursprungsort „ein Prickeln im Gras, wie wenn er (sic) elektrisch wäre“. Also gewiß ein physikalisches Phänomen, auch wenn Golowin das nicht deutlich herausstellt. Orte der Kraft, bevorzugte Stellen und Schauplätze von Lichtern können durchaus - und durchaus segensreich - von Strahlung heimgesucht werden; die Wirkung stammt vielleicht nicht von Erdgeistern, gewiß nicht von außerirdischen Landungsflotten. Seltsame Lichter sind nicht allzu selten. Auch Erdbeben können sie ankündigen. Ignazio Galli hat 148 Lichter und andere Phänomene vor Erdbeben im Zeitraum von 89 v. Chr. bis 30. März 1910 gesammelt. Vor dem großen Erdbeben in Valparaiso (Chile) 1906 wurden tanzende Lichter über dem späteren Epizentrum beobachtet. (27)

Im US-Bundesstaat Neu-Mexiko machten ab 1949 regelmäßig die „Killeen Lights“ ihre Aufwartung. Sechsmal im Monat tauchten in westlicher Richtung grüne Feuerbälle auf. Die Lage war bedenklich, und „Abgesandte der Armee und der Marine waren sich einig, daß die Phänomene nicht zu erklären sind und daher eine anerkannte Quelle von ‘ernster Sorge’ darstellen“. Am 14. Oktober 1949 kamen in Los Alamos die Physiker Edward Teller - der „Vater“ der nachmaligen Wasserstoffbombe -, George Gamow und Stanislaw Ulam zu einer Konferenz über das Thema zusammen, und das Feuerball-Projekt „Twinkle“ (Blinzeln) kam zustande, verlosch aber ohne Aufsehen zwei Jahre später. (28)

4. Unbekannte fliegende Objekte

Zu jener Zeit, 1951, war das Akronym „Ufo“ für Unidentifizierte Flugobjekte schon in aller Munde. Der Ausdruck „fliegende Untertassen“ war eine Formulierung eines eifrigen Agenturjournalisten. Nachdem der amerikanische Geschäftsmann Kenneth Arnold (1915-1984) am 24. Juni 1947 in seinem kleinen Flugzeug in der Nähe von Boise im Bundesstaat Idaho neun angeblich schnell fliegende Objekte gesichtet hatte, griffen Nolan Skiff and William Bequette von der Zeitung „East Oregonian“ ein. Bequette, der nebenbei lokaler Mitarbeiter der US-Nachrichtenagentur AP (Associated Press) war, schickte seine Meldung zu AP nach Portland an der Ostküste. Arnold hatte angegeben, die Objekte seien geflogen „wie eine Untertasse, wenn man sie über das Wasser hüpfen läßt“ (‘like a saucer if you skipped it across the water’) - daraus wurden „untertassenähnliche Objekte, die mit unglaublicher Geschwindigkeit flogen“ (‘saucer-like objects flying at incredible speed’).

Der Hauptmann der amerikanischen Armee Edward J. Ruppelt (1923-1960), der das UFO-Projekt „Blue Book“ der US-Armee (1952-1959) leitete, führte Ende der vierziger Jahre offiziell den Ausdruck „Unbekannte Flugobjekte“ ein, Unidentified Flying Objects. Bis heute, über fünfzig Jahre später, gibt es für diese

Objekte, wenn man sie - wie stillschweigend der Volksmund - als Raumschiffe ferner Planeten verstehen will, keinen einzigen Beweis.

Da nun eine Kategorie vorlag, eine Schublade, in die man unbekannte Lichter und rätselhafte Flieger stecken konnte, nahm die Zahl der berichteten Fälle rapide zu. Es werde, erklärt der amerikanische Soziologe Ron Westrum, „vom Augenblick an, da die soziale Kategorie ‘UFO’ existiert, möglich, sich das Geschehen vorzustellen, noch bevor es sich tatsächlich abspielt.“ Aber was war vor dem 24. Juni 1947? Frank Smythe, der 1933 erstmals den Himalaya anging, erzählte in dem Buch „Everest 1933“ von Hugh Rutledge detailliert sein Erlebnis am 1. Juni:

„Das zweite Phänomen mag eine optische Täuschung gewesen sein oder auch nicht. Ich persönlich bin davon überzeugt, daß es keine war. Ich befand mich noch etwa 200 Fuß oberhalb von Lager 6 und eine beträchtliche Entfernung von ihm entfernt, als ich bei einem zufälligen Blick in Richtung des Nordgrates zwei merkwürdig aussehende Objekte am Himmel schweben sah. Sie glichen der Form nach verblüffend Lenkdrachen, aber eines besaß anscheinend flache, unentwickelte Flügel, das andere einen Auswuchs, der an einen Schnabel erinnerte. Sie schwebten regungslos, schienen aber leicht zu pulsieren in einem Puls, der langsamer als mein Herzschlag war, was interessant ist, wenn man es für eine optische Täuschung hält. Die zwei Objekte waren von sehr dunkler Farbe und hoben sich scharf gegen den Himmel ab oder möglicherweise vom Hintergrund einer Wolke. Ich war so gebannt, daß ich stehenblieb, um sie zu beobachten.“

„Mein Gehirn arbeitete allem Anschein nach normal, und ich unterwarf mich freiwillig einer Reihe von Tests. Zu allererst sah ich weg. Die Objekte folgten nicht meinem Gesichtskreis, aber sie waren immer noch da, als ich wieder hinschaute. Dann schaute ich wieder weg, und dieses Mal rief ich mir als geistigen Test die Namen einiger Berggipfel, Täler und Gletscher ins Bewußtsein. Aber als ich wieder zurückschaute, sah ich mich den Dingen immer noch gegenüber. Dann ließ ich es sein, weil es nichts brachte, aber gerade, als ich mich wieder bewegen wollte, schwebte Nebel darüber. Allmählich verschwanden sie dahinter, und als die Luft eine oder zwei Minuten später wieder klar war und den Nordgrat wieder vorzeigte, waren sie auf so geheimnisvolle Weise verschwunden, wie sie gekommen waren.“

„Es mag von Interesse sein, ihre Position festzulegen: Sie befanden sich etwa auf halbem Weg zwischen der Lage des Lagers 6 aus dem Jahr 1924 und der Nordost-Schulter. Also sah ich sie auf einer Höhe von etwa 27.200 Fuß (ca. 7.100 Meter), und ich stand auf etwa 27.600 Fuß (7.400 Meter), als ich sie sah; eine Linie, die ihre angenommene Position mit meiner Position in Verbindung brächte, würde sie nicht vor den Himmel als Hintergrund bringen, aber vor niedrigere und entfernter liegende Berge. Daher ist es denkbar, daß es

sich um einen sonderbaren Effekt des Nebels und des Berges handelt, der von der Vorstellungskraft verstärkt wurde ...“ (29)

Der Verfasser dieses vorbildlichen Augenzeugenberichts war Offizier der britischen Luftwaffe und Oberstleutnant der Armee seines Landes. Frank Smythe gehörte zur internationalen Expedition zum Kangchendzönga 1930 und schrieb mehrere Bücher. 1937 erschien „Camp Six“, in dem er ein Erlebnis wiedergibt, das mit dem ersten verwandt ist:

„Als ich zufällig nach oben schaute, weckte ein kleines silberfarbenes Objekt meine Aufmerksamkeit, das offensichtlich sehr hoch flog und sich schnell von West nach Ost vorwärtsbewegte. Eine Sekunde oder zwei später verschwand es hinter der Schulter eines Gebirgszugs, der in südlicher Richtung lag und auf den Nordgipfel wies. War es ein Flugzeug? Wenn ja, mußte es eine Maschine der ‘Houston Everest Flight’ gewesen sein. Aber das war unmöglich; mit der letzten Post war die Nachricht von ihrem erfolgreichen Flug über die Berge zu uns gekommen. War es ein Vogel? Aber welcher Vogel könnte so hell leuchten?“ (30)

Smythe verfaßte auch zahlreiche Artikel über das Bergsteigen. Er leitete noch 1938 eine Everest-Expedition, die schließlich scheiterte; immerhin drang er bis auf eine Höhe von 8.700 Meter vor. 1949 starb er.

1933 war wenig über Raumschiffe bekannt, außer in der Science-Fiction, und schwebende Objekte dürften eher an Tiere erinnert haben als an Flugzeuge; daher spricht Smythe auch von einem „Schnabel“. Da Frank Smythe wohl niemanden kannte, der Ähnliches gesehen hatte, mußte er seine Sichtung als anomal einstufen.

Der Bergsteiger und Abenteurer Nicholas Roerich war im Himalaya unterwegs. Am 5. August 1926, als Roerich und seine Mannschaft im Lager Pause machten, beobachteten sie etwas ...

„Etwas Bemerkenswertes! Am Morgen nahmen einige unserer Karawanenhelder einen außerordentlich großen schwarzen Adler wahr, der über uns dahinflog. Sieben von uns beobachteten diesen ungewöhnlichen Vogel. In diesem Augenblick rief ein anderer aus unserer Karawane: ‘Da ist etwas noch über dem Vogel.’ Wir alle sahen etwas Großes und Leuchtendes, das die Sonne reflektierte, wie ein großes Oval, das sich mit großer Geschwindigkeit bewegte. Als es unser Lager überquerte, änderte das Ding seine Richtung von Süd nach Südwest. Und wir sahen, wie es am intensiven blauen Himmel verschwand. Wir hatten sogar die Zeit, unsere Feldstecher aufzunehmen und nahmen recht klar umrissen eine ovale Form mit leuchtender Oberfläche wahr, von der eine Seite von der Sonne schimmerte.“ (31) Das Objekt „verschwindet hinter den schneebedeckten Gipfeln der Humboldt-Kette“, erzählt Roerich in einem anderen Buch, in dem er die Sichtung nochmals streift. Das ganze Lager folgt der ungewöhnlichen Erscheinung, und die Lamas flüstern: „Das Zeichen von Shambhala.“

Nicholas Roerich malte in seiner russischen Periode mythische und folkloristische Motive, in seiner Himalaya-Periode Motive imaginärer Bilder aus dem sagenhaften Land Shambhala, das in Tibet hinter Bergen versteckt liegen soll; später hielt er in New York mit seiner Frau viele Jahre einen okkulten Salon ab. Außerdem soll der Russe ein Meister der weißen Magie gewesen sein. Die obige Szene beschreibt Roerich in „Altai Himalaya“; in „Himalayas - Abode of Light“ erwähnt er eine weitere Sichtung, von der Reisende sprachen, die 1927 aus Khotan kamen. Sie hätten über dem Kuen-Lun-Gebirgszug ein helles Objekt gesehen, das sich am Himmel bewegte und das sie für ein Flugzeug gehalten hätten; aber zu jener Zeit „konnte keines dort gewesen sein“. (32)

Solche Geschichten klingen immer plausibel. Der Astronom Allan Hendry jedoch meint lakonisch: „Jeder kann 90 Prozent aller UFO-Berichte aufklären.“ Das hat er getan. Von 1.307 gemeldeten UFOs wurden durch ihn 1.158 zu „IFOs“, zu identifizierten Flugobjekten. Demnach waren 89 Prozent zu erklären. Von 1.024 Berichten aus der Nacht ermittelte Allan Hendry, daß in 360 Fällen (= 32 Prozent) Sterne und Planeten gesichtet wurden. Die Venus rangiert weit oben in der Liste - sie leuchtet hundertmal heller als jeder andere Stern. „Wissen Sie eigentlich“, fragte Hendry ein Beamter der Flugsicherung auf dem „Detroit Metropolitan Airport“, „wie oft wir der Venus schon Landeerlaubnis erteilt haben?“ (33)

230 mal hielten Augenzeugen nächtens herumkurvende Reklameflugzeuge für unerklärbar, und 196 Objekte, die sich später als Flugzeuge herausstellten, wurden als rätselhaft gemeldet (darunter 50 Hubschrauber). Weitere Kandidaten: Meteore (113 Fälle) und Satelliten (24 solche). Hoch fliegende Ballone kommen in Betracht und Gleitschirme, Modellflugzeuge und abtrudelnde ausgebrannte Raketentufen. Hendry, betroffen: „Es gibt keine ‘unschuldigen’ Zeugen.“ Sie seien alle mit festen Vorstellungen darüber programmiert, was ein UFO sei. Bleiben demnach als vertretbarer Durchschnittswert knapp neun Prozent ungeklärte Fälle - und auch die hätte Hendry möglicherweise noch gelöst, wenn er länger als 13 Monate Zeit gehabt hätte; das damalige J. Allen Hynek Center for UFO Studies (heute CUFOS: Center for UFO Studies) in Chicago konnte den Astronomen im Jahr 1979 nur für diese begrenzte Zeit bezahlen.

Die Kardinalfrage ist, inwiefern die „Intelligenz“, die Feuerbällen und Lichterscheinungen zugeschrieben wird, echt ist oder nur eine Interpretation. 1913 wurde in Linley in der englischen Grafschaft Shropshire ein Lichterball gesehen, der, begabt „mit offensichtlicher Intelligenz“, um ein paar Gehöfte des Weilers kreiste; leichte Spiralnebel wurden ebenfalls in dieser Gegend gesichtet und könnten Anlaß zu Berichten von weißen Nonnen und schwarzen Mönchen gegeben haben. Auslöser könnte eine Verwerfung in der Nähe Linleys in westlicher und östlicher Richtung sein; Perioden von geologischem Streß könnten Lichter erzeugen, womöglich eine Form von Plasmaenergie.

Paul Devereux, früher Herausgeber der Zeitschrift „The Ley Hunter“ in Cornwall und Kenner von Stonehenge und Silbury Hill, hat in seinem Buch „Earth Lights Revelation“ über Erdlichter geschrieben, die oberhalb von Spalten im Erdinneren entstehen, die sich verschieben. Diese inneren Erdbeben gestalten laut Devereux eine „sehr sensible Energieform“, die er am liebsten „eine geheime Kraft“ nennt. Ob dabei auch Wellen elektromagnetischer Art im Spiel sind, vermag Chris Rutkowski, ein Kenner der Materie, nicht zu entscheiden. Auf alle Fälle zeigt er auf, daß es fragwürdig ist, von Erdlichtern auf Sichtungen von UFOs zu schließen (34).

Vom Menschen gemachte Boden-Luft-Raketen reagieren auf den Hitzeausstoß von Düsenmaschinen, ohne daß diese Raketen wirklich „intelligent“ wären. Hausgeräte und Schaltkreise werden in der Werbung „intelligent“ genannt, nur weil sie geschickt programmiert sind. Auch natürliche Phänomene sind manchmal vom Beobachter abhängig, dessen Beschreibungen oft genug Zuschreibungen sind.

5. Kugelblitz und Linienblitz

In Europa gab eine Erscheinung ähnlich der in den Brown Mountains Rätsel auf. Sie war ebenso flüchtig und ebenso dauerhaft wie die Lichter in North Carolina. Im Tal von Hessdalen südlich von Trondheim in Südnorwegen waren seit 1981 beharrlich schwebende Lichter zu sehen. Sie hingen in dem Tal und waren nur von der Ferne zu sehen. Von 1981 bis 1985 haben 200 Leute davon berichtet. „Fast jeder Mensch im Tal hat die Lichter gesehen“, sagte der Ingenieur Erling Strand bei dem internationalen Kugelblitz-Kongreß „Vizotum“ in Salzburg im September 1993. In einem Monat trafen 188 Berichte von Lichtern ein, von denen 53 rätselhaft schienen.

Die Lichter wirkten wie die Landescheinwerfer eines Flugzeugs. Erling Strand und seine Mitarbeiter setzten Radargeräte, Geigerzähler, Infrarotgeräte, Seismographen und Geräte zur Spektralanalyse ein - ohne Ergebnis. Im März 1994 rief Ingenieur Strand Wissenschaftler zu einem Symposium nach Hessdalen. Zwei Bilddokumente liegen vor: Am 3. Juli 1990 wurde ein Licht über einem See bei Hessdalen fotografiert, am 3. August 1991 wurden zwei kurz hintereinander aufblitzende Kugeln registriert. Karl-Heinz Hentschel hält das Hessdalen-Phänomen für Elmsfeuer, da die unterirdischen Kupfererzvorkommen flächenartige Entladungen des Kleinbewuchses und mehr verursachen könnten. (35)

24 Fotos von angeblichen Kugelblitzen existieren, doch nur ein geringer Bruchteil von ihnen gilt als authentisch. Bislang war die Aufnahme des „US Prairie Network“ aus dem Jahre 1980 das Paradebeispiel; aber ein recht beeindruckendes Exemplar ist auch das Foto des 1957 geborenen Werner Burger, der im Sommer 1978 im Montafon geistesgegenwärtig zur rechten Zeit abdrückte. Dennoch sind hier nicht alle Zweifel ausgeräumt, wie Alexander Keul von der Universität Salzburg in einer Analyse darlegte. (36) Keul hat etwa 300 Fälle

gesammelt und gehört wie der Karlsruher Karl-Heinz Hentschel mit seinen über 230 zu den vielleicht zwei Dutzend aktiven Kugelblitzforschern. Er bezeichnet die Forschung als „in der präparadigmatischen Phase“ steckend, beklagt die fehlende Integration zwischen Theorie, Empirie und Laborsimulation sowie spärliche Publikationen. (37)

Keul stellte jüngst eine Kollision eines Autos mit einem Kugelblitz vor, die sich im Mai 1991 bei Oberteisendorf im Chiemgau ereignete. Eine 50 Jahre alte Lehrerin aus Wasserburg fuhr in ihrem Auto unter Blitz und Donner über eine Straße, die über freies Feld führte. „Plötzlich sah ich einen hellen, grünen, phosphoreszierenden Ball, etwa von der Größe eines Medizinballs, der hinter dem Kleinbus (vor ihrem Wagen) zu Boden fiel ... Er fiel auf die Straße und rollte auf mich zu.“ Drei bis fünf Sekunden seien vergangen, dann traf der Ball, den die Frau sogleich als Kugelblitz identifizierte, „... mein Auto an der rechten Seite, es gab dem Auto einen starken Schlag, als ob ich gegen ein Hindernis gefahren wäre. Alles, was auf der rechten Seite war, leuchtete grün auf ...“ Im Rückspiegel sah die Zeugin, wie der Ball von der Straße rollte, 50 Meter einen Radweg entlang und im Feld verschwand. (38)

Angeblich liegen viele Tausend Augenzeugenberichte aus Staaten der ehemaligen Sowjetunion, Japan und Europa vor - an der Existenz des Kugelblitzes ist demnach kaum zu zweifeln. In den Sagen Vorarlbergs heißt es: „Über Ohboro hinaus bis zur Wurtsäule an der Kanisfluh ist es viermal nicht recht gewährlich, und zur Nacht nach dem Läuten ist still, wer kein böses Maul will. Je nachdem Leute, die überall reden und wundern wollen, haben schon viermal ein feuriges Rad gesehen. Den Fernachscha fährt es nach. Wer betet, der hat nichts zu gefahren (befürchten) vom Vizotum.“ (39) Das ist der Klang der Volkssage, die Poesie des Mittelalters.

Was ist ein Kugelblitz und was tut er?

Was ist ein Kugelblitz? Schon 1937 wurde er im Journal des „Institute of Electrical Engineers“ definiert. „Der Kugelblitz wird manchmal als subjektives Phänomen betrachtet. Obwohl die Berichte vieler Augenzeugen zweifelsohne imaginativ sind, gibt es jede Menge Beweise, die zeigen, daß er tatsächlich vorkommt. ... (i) Der Kugelblitz (auch Feuerball oder Donnerbolzen - thunderbolt - genannt) ist eine wie ein Ball (gelegentlich wie ein Pfirsich) geformte elektrische Entladung von langer Dauer, die manchmal während Gewittern entsteht. Der Kugelblitz bildet sich am häufigsten am Ende eines Gewitters und wird öfter im Winter beobachtet. ... (ii) Der Kugelblitz erscheint gewöhnlich als ein roter leuchtender Ball von zehn bis zwanzig Zentimetern Durchmesser, der von einer blau kontrastierten Region und einem unscharfen nebligen Umriß umgeben ist. Die Bälle können jedoch auch blendend weiß sein, und der Umriß ist manchmal recht scharf. (iii) Ein zischendes, summendes oder flatterndes

Geräusch wird gewöhnlich vernommen. (iv) Beim Verschwinden hinterlassen Feuerbälle oft einen scharf riechenden Nebel, der durch das direkte Licht braun erscheint, blau durch reflektiertes Licht, und weiß, wenn die Luft gesättigt ist. (v) Die Dauer des Phänomens variiert vom Bruchteil einer Sekunde bis zu mehreren Minuten. Die häufigste Dauer ist drei bis fünf Sekunden.“ (40)

In einem Punkt widerspricht Hentschel: Nur drei seiner über 230 Fällen stammen aus dem Winter. Ein typischer Augenzeugenbericht aus der reichhaltigen Sammlung Hentschels, den ein Mann aus Stuttgart auf den Zeitraum 1950 bis 1953 datiert, lautet so:

„Das Gewitter war bereits abgezogen, ich stand am offenen Fenster. Vor dem Fenster befand sich eine Wäscheleine aus Stahldraht mit mehreren Seilsträngen. Plötzlich bewegten sich diese Drähte, und wie von einem Katapult abgeschossen kam mit einem Bogen eine leuchtende Kugel zum Fenster herein. Im Abstand von ca. 40-50 cm schwebte diese Kugel an meinem Kopf vorbei! Der 'Feuerball' flog um den Fensterflügel herum und wollte anscheinend wieder ins Freie gelangen. Bei seinem Auftreffen auf die Zimmerecke entlud sich die gesammelte Energie mit einem unheimlich lauten Knall und ein Stück der Wand (ca. wie ein Backstein) fiel auf meinen auf dem Sofa liegenden Vater. Es roch sehr stark nach Schwefel und Phosphor.“ (41) Dabei handelte es sich um einen Kugelblitz. Ein Feuerball ist nach Ansicht der Meteorologen größer, leuchtet rot, stürzt rasch zu Boden und setzt das erstbeste Objekt in Brand. Über Feuerbälle ist indes noch weniger bekannt als über Kugelblitze. Sie könnten beide zur selben Familie gehören.

Der Physiker Axel Wittmann von der Universität Göttingen hält den Kugelblitz für eine Plasmakugel; mit atmosphärischer Aufladung scheint sie verbunden zu sein, wenngleich in Ungarn Kugelblitze auch bei schönem Wetter gesehen wurden. Andere Erklärungen sind, daß sie Mikrometeoriten sind oder elektromagnetische Energiefelder, zu Kugeln verdichtet. Mark Stenhoff von der Tornado Research Organisation hält es für möglich, daß sich an der negativ geladenen Unterseite von Gewitterwolken eine Packung mit positiv geladenen Teilchen festsetzt, die bis zur Entladung warten muß, bis die negativen Ladungen verschwunden sind. Wenn das Paket noch vor dem letzten Donnerschlag (und dem folgenden Blitz) seine Ladungen aussickern lassen kann, könnte ein Kugelblitz entstehen. Er tritt oft nach einem Gewitter auf und sucht geradezu elektrische Ausrüstungen in Häusern auf. (42)

Kugelblitze finden manchmal wieder den Weg ins Freie, und durch Fenster „fressen“ sie sich manchmal einfach „durch“. Unter 5.315 Kugelblitz-Berichten aus russischer Quelle gibt es 42, bei denen Scheiben durchbohrt wurden und 26, bei denen sie unbeschädigt blieben. Beobachter von letzteren Fällen haben bezeugt, die Scheiben hätten die Größe und Form des Balls nicht beeinflußt. Chemiker halten eine Energieübertragung durch eine Fensterscheibe hindurch für möglich. D. J. Turner von der Universität Bristol hat vier Fälle untersucht, in

denen augenscheinlich Kugelblitze Löcher durch Scheiben schmolzen - in Edinburgh, Stockholm, Uppsala und New South Wales. In Australien war das Loch elliptisch, 30 auf 12 Zentimeter groß. Die Scheibe war fünf Millimeter dick. Turner hält diese für das Werk von Kugelblitzen. (43)

Es gibt wenige Todesfälle

Menschen erleiden selten Schaden durch den Kugelblitz. Sekundäre Verletzungen durch den Schreck oder die Explosion kommen häufiger vor, dennoch verursacht das Phänomen auch direkte Wunden. Unter den Berichten finden sich etliche Episoden, die mit schweren Verletzungen oder gar dem Tod von Betroffenen geendet haben; rund 40 Todesfälle und mindestens ebensoviele Verletzte sind dokumentiert. Karl-Heinz Hentschel kennt den Fall einer Frau, die am Strand auf Langeoog angeblich von einem Kugelblitz getroffen wurde und wiederbelebt werden mußte. Leider ist das Phänomen oft zu kurzlebig, als daß Zeugen, die sich noch dazu bisweilen widersprechen, mit Sicherheit von einem Kugelblitz sprechen könnten. (44)

Wiederum hat Peter Greenaway, der englische Regisseur, dieses gewalttätige Ereignis - Menschen werden vom Blitz getroffen - filmisch und pseudodokumentarisch umgesetzt. „Act of God“, nur 28 Minuten lang, war der Film, den er auf „The Falls“ folgen ließ, der kurz in Kapitel II/3. zur Sprache kam: „Neben Interviews mit den Opfern, die entweder im Freien oder in Räumen mit Fenstern im Hintergrund (als Hinweis auf die Orte der Unfälle) stattfinden, und Kommentaren von Wissenschaftlern enthält der Film durch Schrifttafeln angekündigte statistische Einschübe über die Tages- und Jahreszeit der Blitzeinschläge sowie über die Körpergrößen und Schuhe der Opfer. Gegliedert ist der Film nach zehn (allerdings fiktiven) Fallbeispielen, die als Text eingebildet und von einer Sprecherin vorgetragen werden.“ (45)

Mit dem Kugelblitz hat der russische Bergsteiger Viktor Kawunenko ein Horrorerlebnis gehabt, wie es sich keiner wünschen sollte und das Jenny Randles zusammen mit Peter Hough für die Nachwelt aufgehoben hat. Am 17. August 1978 hielt sich eine Gruppe Bergsteiger in rund 3.000 Metern Höhe im Kaukasus auf. Der Alpinlehrer Kawunenko begleitete die Kletterer.

„Wie die anderen lag er in seinem Schlafsack und wartete auf die Dämmerung, um den Weg fortsetzen zu können, als die Luft seltsam zu riechen begann. Dieser Eindruck rührte gegebenenfalls von einem starken elektrostatischen Feld her, wie es in anderen Fällen festgestellt wurde. Als Kawunenko um sich blickte, sah er mit Entsetzen einen gelben leuchtenden Ball von etwa zehn Zentimetern Durchmesser innerhalb des Zelts schweben. Dann glitt er in einen Schlafsack, in dem einer der Bergsteiger lag. Sekunden später schrie der Mann vor Schmerz auf. - Der Ball tauchte aus dem Schlafsack wieder auf und trat in einen benachbarten

ein: mit dem gleichen Ergebnis. Kawunenکو beschreibt, wie er aus Furcht davor erstarrte, das Objekt an seinem Schlafplatz erscheinen zu sehen - was dann auch einige Augenblicke später geschah. Es sengte ein Loch in seinen Schlafsack. Kawunenکو sagt, es habe ihm einen intensiven Schmerz zugefügt wie ein Schweißbrenner, und er habe das Bewußtsein verloren. Er kam kurz darauf wieder zu sich, sah den Ball immer noch im Zelt umherfliegen. Er griff ihn von neuem an, was ihn wieder ohnmächtig werden ließ, und später, als er sich wieder erholt hatte, war der Feuerball verschwunden.“

„Kawunenکو spricht davon, sich wie gelähmt gefühlt zu haben und so, als brenne sein Körper. Auch seine Kameraden heulten vor Schmerzen. Als sie wieder in der Lage waren, sich zu bewegen, stellten sie fest, daß ein Mann aus der Gruppe, Oleg Korowin, so starke Brandwunden davongetragen hatte, daß er tot war. Die anderen hatten mehrere Brandwunden erlitten, konnten sich aber noch den Berg hinunterschleppen und ein Rettungsteam mit einem Hubschrauber verständigen. Sie wurden in ein Krankenhaus geflogen. Dort wurden die Verletzungen der Männer als sehr ernst diagnostiziert; sie wiesen tiefe Brandwunden auf, die zum Teil sogar die blanken Muskeln freigelegt hatten. Es wurde angenommen, daß Korowin deshalb am wenigsten Glück gehabt hatte, weil sein Schlafsack durch eine Gummimatte vom Boden isoliert gewesen war und er dadurch mit voller Wucht von dem Angriff getroffen wurde.“ (46)

Der Linienblitz

Manche Physiker weigern sich bis in unsere Tage, an den Kugelblitz zu glauben - weil sie nicht genau wissen, wie er entsteht und weil sie noch nie einen gesehen haben. Viele erklärten Schilderungen eines Kugelblitzes schlicht mit dem „Nachleuchten“ eines hellen Objekts auf der Netzhaut, wie es einmal dem englischen Physiker Isaac Newton (1643-1727), dem Vater der modernen Naturwissenschaft, geschah. Er hatte durch ein Glas die Sonne beobachtet und schaute zufällig in eine dunkle Ecke seiner Wohnung; und da widerspiegelte sich plötzlich noch einmal die Sonne, deren Farben dem verblüfften Forscher ebenso lebhaft und leuchtend vorkamen wie jene der echten Sonne. (47)

Niemand weiß, wie der erste Mensch, der einen Blitz sah, ihn aufgenommen hat. Aber ist ein zuckender gezackter Strahl, der in die Erde fährt und Feuer erzeugt, nicht ebenso unglaublich? Weil wir Gewitter und Blitze kennen, sind sie für uns selbstverständlich. Zur Einstimmung auf eine dramatische Geschichte erzählt Daniel S. Gillmor in der „Scientific Study of Unidentified Flying Objects“ von Elektrizität in den Bergen:

„Ein Student der Universität Colorado stieg auf den Chimborazo, einen hohen und isolierten Berg in Ekuador. Der Gipfel ist ein breites flaches Plateau von 400 Metern Durchmesser und 6.266 Meter über dem Meeresspiegel. Er und sein Begleiter verließen ihr Camp auf 5.700 Meter in der Höhe am Morgen des 1. März 1968. Um 10 Uhr morgens bildeten sich Wolken in der Höhe, und ein

wenig Graupel fiel. Als sie den Gipfel erreichten, zwischen zwei Uhr und halb drei, herrschte beträchtliche Bewölkung. Gerade als sie dabei waren, das traditionelle Foto ihrer Eroberung zu machen, begann der Graupel heftiger zu fallen. Plötzlich hatten sie ein seltsames Gefühl an den Köpfen, das sie als milde elektrische Schläge beschrieben, begleitet von summenden Tönen. Ihre Gletscherbrillen aus Aluminium vibrierten, und ihr Haar stand ihnen zu Berge. Die Kletterer tauchten in den Schnee und warteten. Sie hörten Donner in der Ferne. Immer wenn sie ihre Köpfe über den Boden hoben, machten sich die elektrischen Effekte wieder bemerkbar. Es schien, als habe eine Schicht 50 Zentimeter über der Oberfläche nach unten gedrückt. Nachdem sie eine halbe Stunde gewartet hatten, krochen die Bergsteiger auf ihren Bäuchen vom Gipfel hinunter. Sie kamen in dieser Art eineinhalb Stunden weiter, 400 Meter über das Plateau und den Abhang hinunter. Als sie 60 weitere Meter hinabgestiegen waren, bemerkten sie, daß sie aufstehen konnten.“ (48)

Der gewöhnliche Blitz heißt auch Linienblitz. Ein Blitz ist eine plötzliche elektrische Entladung von einer Million Volt mit ungeheurer Stromstärke. Er erhitzt die Luft, die er durchdringt, auf nahezu 30.000 Grad. Trifft er auf sandigen Boden, kann er augenblicklich durch Verschmelzung ein Glas namens Fulgurit erzeugen. Natürlich bevorzugt der Blitz die Erhebungen. Das Empire State Building in New York und der Eiffelturm werden jährlich jeweils zwanzig- bis dreißigmal getroffen. In Kirchen schlugen Blitze nicht nur vor der Erfindung des Blitzableiters von Benjamin Franklin (1749) häufig ein.

In Zypern wurde einmal ein „Blitz aus heiterem Himmel“ beobachtet. „Ich ritt am 10. September 1909 gegen 10.30 Uhr morgens entlang der Hügel in Richtung Süden von Mount Troodos auf einer Höhe von etwa 1.000 Meter, als ich geradeaus vor mir diesen Blitz sah. Er war haargenau wie ein gewöhnlicher Blitz, den man normalerweise vor einer dunklen Gewitterwolke sieht. Ein scharfer Donner folgte ihm, so daß kein Zweifel daran war, daß es sich um eine elektrische Entladung handelte. Schwere Gewitterwolken bildeten sich damals an den hohen Bergen an der Seite, und leichter Donner rumpelte unaufhörlich, aber der Blitz war von diesen Wolken ziemlich entfernt und da, wo der Himmel völlig blau war.“ (49)

In den Bergen kann sich ein Gewitter zum Inferno steigern. Am 11. Juli 1961 waren einige Bergsteiger am Freney-Pfeiler gefangen im Gewitter. Walter Bonatti und Pierre Mazeaud haben es in ihren Büchern dargestellt. Das Geschehen, fast 100 Jahre nach dem Matterhorn-Unglück, forderte vier Menschenleben. Mazeaud erzählte:

„In meinen Trittschlingen sitzend, schlage ich einen Haken. Da höre ich ein Klingeln, dem Telefon ähnlich. Meine Kameraden, vierzig Meter unter mir, horchen gespannt. Bald fühle ich Schmerzen in den Fingern. Flammenzünglein laufen auf meinem Hammer. Die im Brustgeschirr eingehängten Karabiner kleben mir an den Fingern. (...) Ich pendle zu Pierrot hinüber, da schlägt ein überraschend heller Blitz ihm ins Gesicht, genau an sein Ohr, wo sich sein

Hörapparat schwarz färbt. Er fällt in meine Arme, starr, kraftlos, ohne Reaktion. Das Drama in seiner Entsetzlichkeit beginnt. Wir stecken in einer Menschenfalle. Die 'Chandelle', wo wir zu warten beginnen, wird zu unserem Kreuzweg.“

„Blitz folgt auf Blitz. Bald Donner, bald völlige Stille, aber ozonblendende Luft. Es ist genau fünf Uhr nachmittags. Wir machen keine einzige Bewegung, bereiten nicht einmal das Biwak vor, verharren in unserer stehenden Haltung, an den Fels gepreßt. Ich bleibe bei Pierrot, Antoine weiter unten bei Robert, neben ihnen Bonatti, Oggioni, Gallieni. (...) Die Schläge verdoppeln sich. Wir werden in die Luft geschleudert. Es ist Schrecken. Nur den Seilen, an denen wir hängen, verdanken wir es, nicht in den sechshundert Meter tiefen Abhang geworfen zu werden. Ich verabreiche die erste Coramin-Spritze an Pierrot, offensichtlich der am härtesten Betroffene von uns allen. Die Italiener richten sich in ihrem Biwaksack ein, so gut sie können, während wir unter unserer Plastikfolie sitzen. Jeder Schlag, der tödlich wäre, wären unsere Kleider nicht schon völlig durchnäßt, schleudert uns gegen die elektrizitätsgeladene Wand. Der höchste Pfeiler am Montblanc: eine Hochspannungsleitung.“

„(...) Es ist Mitternacht, und trotzdem ist es hell wie in einem Hochofen. Ein besonders heftiger Schlag wirft uns mit dem Gesicht gegen die Wand. Derselbe Schlag läßt die Italiener auffahren. Spuren werden mir davon an meinen Knöcheln bleiben, kleine schwarze Sterne. Flammenzünglein dringen aus unseren Händen, aus unseren Füßen.“ (...) „Wir weinen, nicht aus Schwäche, sondern aus Niedergeschlagenheit. Es ist einfach unmenschlich. Pierrot, noch einmal vom Blitz getroffen, fällt mir auf die Knie, rutscht die Wand hinunter. Ich greife zum Seil, ihn festzuhalten. Ich rede ihm zu, er antwortet nicht. Sein Hörapparat ist verkohlt, Pierrot ist vollkommen taub. Er weint leise, mich anblickend. Nie habe ich ihn so gern gehabt, ich schließe ihn in meine Arme. ... Wir alle haben an den Tod gedacht. Er war da.“ (50)

6. Literatur

zu V.1 *Musik in den Bergen*

- (1) Messner, Reinhold: Grenzbereich Todeszone, Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1978, S. 172
- (2) Aus einem unveröffentlichten Manuskript (Peter Brugger, Marianne Regard, Theodor Landis, Oswald Oelz: „Hallucinatory experiences in extreme-altitude climbers“), S. 5

- (3) Rogo, D. Scott: NAD - A Study of Some Unusual „Other-World“ Experiences. New York: Univ. Books, 1970; Einleitung
- (4) Ebd., S. 109
- (5) Ebd., S. 133
- (6) Ebd., S. 14
- (7) Corliss, William R.: A Catalog of Geophysical Anomalies. Glen Arms: Sourcebook Project, 1976, E-1: E1 - 133 - 136
- (8) Ebd., E1 - 143 ff.
- (9) Ebd., G1 - 110

zu V.2 Trugbilder, Nebelbögen und Lichter

- (10) Tributsch, Helmut: Die gläsernen Türme von Atlantis, Frankfurt, Berlin: Ullstein Verlag, 1986, S. 124
- (11) Ebd., S. 126/128
- (12) Zitiert in: Haining, Peter: A Dictionary of Ghosts, London: Hale, 1986, S. 223/224
- (13) Simons, Paul: Froschregen, Kugelblitze und Jahrhunderthagel. München: Knauer, 1997; S. 99
- (14) Whymper, Edward: Berg- und Gletscherfahrten in den Alpen in den Jahren 1860 bis 1869. Braunschweig 1872, Reprint, Darmstadt: Carta-Verlag, 1982; S. 486-489; S. 490 (Fußnote)
- (15) Simons, Paul, wie (13), S. 92
- (16) „Mirage on Snowdon“, aus: Strange Phenomena. A Sourcebook of Unusual Natural Phenomena, zusammengestellt von William R. Corliss. Band G-1, 2. Aufl., Glen Arm (Maryland): Sourcebook Project, 1976; S. G1 - 5/G1 - 6
- (17) Goethe, Johann Wolfgang von: Dichtung und Wahrheit; zweiter Teil, sechstes Buch. Stuttgart: J.G. Cott'sasche Buchhandlung Nachfolger, 1952; S. 289

zu V.3 Elmsfeuer, Andenleuchten und anderes Feuerwerk

- (18) Strange Phenomena. Compiled by William R. Corliss. Band G-1, S. G1 - 98
- (19) Volmar, F.A.: Berner Spuk und Mysteriöses aus dem Wallis. Bern 1969; S. 125

- (20) Gaddis, Vincent: Mysterious Fires and Lights. New York: Mackay, 1967; S. 76
- (21) Corliss, S. G 1 -94/95
- (22) In einem Brief an E. Strand, Dezember 1993, beim Verfasser
- (23) Roerich, Nicholas: Himalayas - Abode of Light. Bombay, 1947; S. 51
- (24) Corliss, S. G 1 -96
- (25) Gaddis, wie (20), S. 88/89
- (26) Golowin, Sergius: Magier der Berge. Basel: Sphinx, 1982; S. 82 - 85
- (27) Strange Planet. A Sourcebook of unusual geological facts. Glen Arm, Maryland: Sourcebook Project, 1974; G-1: G 1 -87
- (28) Clark, Jerome: The Emergence of a Phenomenon: UFOs from the Beginning through 1959. (The UFO Encyclopedia, Vol. 2.) Detroit: Omnigraphics, 1992; S. 189/190

zu V.4 Unbekannte fliegende Objekte

- (29) Zitiert in: Constable, Trevor James: The Cosmic Pulse of Life, Suffolk: Spearman, 1976; S. 107 -109
- (30) Smythe, Frank: Camp Six, 1937; zitiert in: Roerich, Nicholas: Himalayas - Abode of Light. Bombay, 1947, S. 50.
- (31) Roerich, Nicholas: Himalayas - Abode of Light. Bombay: Nalanda Publ., 1947; S. 50/51;
- (32) Zitiert in: Constable, wie (27), S. 106
- (33) Hendry, Allan: The UFO Handbook. Garden City: Doubleday, 1979
- (34) Rutkowski, Chris: Critical Comments about Earth Lights and the TST. In: Journal of UFO Studies. Chicago, 1990, S. 144 - 146

zu V.5 Kugelblitz und Linienblitz

- (35) Brief an Erling Strand, Dezember 1993, beim Verfasser
- (36) Keul, A. G.: Possible Ball Lightning Colour Photograph from Sankt Gallenkirch, Vorarlberg, Austria. In: Journal of Meteorology, Vol. 17, No. 167, März 1992, S. 73 - 82; S. 73
- (37) Persönliche Mitteilung, Februar 1998

- (38) Keul, A. G.: Ball Lightning Car Collision in Austria. S. 284-290. In: Journal of Meteorology, Vol. 22, Nr. 222, Oktober 1997; S. 284/285 (Übersetzt aus dem Englischen)
- (39) Hessdalen, Montafon und Zitat von: Kongreß über 'Unsolved Lightning Phenomena': „Vizotum '93“, 19.9. bis 22.9.1993 in Salzburg. Auch Vorstehendes. Organisator: Dr. Alexander Keul.
- (40) Corliss, Band G-2, „Lighting“, S. G2-93
- (41) Fall 219, freundlichst überlassen von Karl-Heinz Hentschel, Karlsruhe
- (42) Simons, Paul, wie (15), S. 62/63
- (43) Turner, D. J.: Interaction of Ball Lightning with Glass Window Panes. S. 52-63. In: Journal of Meteorology, Vol. 22, Nr. 216, Februar 1997
- (44) Brief an den Verfasser, August 1997
- (45) Lüdeke, wie (62), Kap. II/3.; S. 43
- (46) Jenny Randles, Peter Hough: Spontaneous Human Combustion. London: Hale, 1988; S. 153/154
- (47) Boismont, wie (73), Kap. I/3, S. 21
- (48) Corliss, Band G-1, S. G1-81 (Übers. M.P.).
- (49) Corliss, Lightning, Auroras, nocturnal lights and related phenomena. Glen Arm: Sourcebook Project, 1983; S. 140
- (50) Mazeaud, Pierre: Schritte himmelwärts. Zwischen Montblanc und Montmartre. Seebruck: Heering, 1968; S. 157/158

VI. Index

1. Sachregister

Aberdeen	88, 90, 129	Bethlehem	90
Achallader, Ben	87, 88, 89, 90, 99	Bilokation	44, 66
Afghanistan.....	124	Borderline	48
Alpen	21, 64, 74, 80, 87	Braeriach.....	129
.....	124, 130, 131, 143	Broad Peak.....	45
Alptraum	38	Brockengespenst.....	125, 126, 127
Amnesie	80, 81	Brown Mountains	130, 131, 136
Andenlichter	130	Buet.....	47
Annapurna	109		
Basel.....	33	Cairngorms.....	15, 32, 129
		Cerro Torre	116, 117

- Chicago 135
Chimborazo 140
CIA 93
Colorado Springs 129
Cornwall 99, 135
Cortex 23, 61, 68
- D**
Daimon 30
Damaskus 27
Dehydratation 19
Denver 52
Depersonalisation 61, 62, 69, 82
Depersonalisierung 61
Depersonalistic 110
Detroit 135
Dissoziation 10, 36, 79
Dolomiten 22, 36, 55, 105
Dominikanische Republik 97
Dopamin 79
Drusenheim 42
- E**
Edinburgh 7, 94, 138
Eidetiker 43
Eiffelturm 140
Elmsfeuer 128, 129, 130, 136, 143
Empire State Building 140
Engstlenalp 64
Erlspitze 106
Erscheinung 10, 13, 14, 16, 17, 33
..... 34, 35, 38, 42, 50, 51
..... 55, 62, 69, 80, 125
..... 126, 128, 134, 136
Erscheinungen ... 10, 12, 13, 14, 19, 21
..... 26, 31, 34, 37, 44
..... 51, 52, 53, 54, 69
..... 83, 127, 131, 135
Everest, Mount ... 9, 10, 15, 20, 33, 46
..... 49, 112, 121, 133, 134
- F**
Falkenhütte 33
Fata Morgana 124, 127
Fernwahrnehmung ... 87, 90, 92, 93, 95
Freiburg 7, 76, 108, 109
Freiburger 26
- Freney-Pfeiler 114, 141
Fudschijama 49
- G**
Ganzfeld 93, 94
Geist ... 11, 22, 33, 35, 46, 52, 99, 115
Geister 11, 13, 17, 37, 38
..... 44, 59, 73, 119
Glasgow 87, 88, 89
Grampians 87
Grödnerpaß 22
Guanajuato 39
- H**
Halluzinationen, hypnagoge 12
Halluzinationen, hypnopompe 12
Halluzinationen, olfaktorische ... 9, 10
Hawaii 25, 124
Hellsehen 64, 93, 94
Hessdalen 136, 144
Hidden Peak 121
Highlands 35, 87
Himalaya 9, 10, 45, 111, 127
..... 133, 134, 143, 144
Hirnödem 20
Humboldt-Kette 134
Hunter, Mount 116
Hysterie 27, 36, 38, 42, 47, 115
- I**
Illusion ... 10, 11, 12, 25, 41, 107, 124
Island 51
- K**
K 2 29, 117
Kangchendzönga 30, 133
Kaukasus 139
Ketamin 69
Klaustrophobie 107, 108
Kongo 97
Kontrollverlust 104, 112, 114
Kuen-Lun 134
Kyushu 30
- L**
Laber 95
Lairig-Ghru-Paß 15, 32
Langeoog 138
Los Alamos 132
Lungenödem 20

- Macdhui, Ben**..... 15, 32, 33, 50
Makalu 50
Maldongrat..... 63
Marienbad..... 25
Massachusetts 124
Matterhorn 21, 76, 125, 141
McKinley, Mount..... 116
Mikroschlaf..... 19
Mittelwales 48
Montafon 136, 144
Montana 25
Montblanc..... 105, 141, 144
Multiple Personality Disorder 36

Nah-Tod-Erfahrungen.. 61, 67, 68, 69
..... 70, 72, 73, 84
Nah-Tod-Erfahrungen, negative
..... 72, 73
Nanga Parbat..... 24, 45, 55, 62
Neu-Mexiko..... 132
New South Wales 138
New York 9, 16, 38, 134, 140
Nordpol..... 29
North Carolina 130, 131, 136

Oberammergau..... 95
Oberteisendorf..... 136
Ozark Mountains 40

Pennsylvania 122
Peterhead 88, 89, 90
Philippinen..... 97
Phobie 106, 107, 108, 117, 118
Pike's Peak 129
Präkognition..... 93, 94, 97
Pseudo-Halluzination.. 10, 11, 29, 127
Psychokinese 94
Psychometrie 90
Psychose 16, 115
Pyrenäen 64

Qumran 90

Realität, virtuelle..... 11, 109

REM, Rapid-Eye-Movement.... 38, 61
Remote Viewing 92, 93, 97, 99
Rongbuk-Gletscher 49

Salzburg..... 136
Sansibar..... 51
Säntis..... 71, 80
Schlafparalyse..... 38, 39
Science Applications International Corporation (SAIC)..... 92
Scottish Mountaineering Club 88
Seealp..... 71
Sensory Deprivation 18, 19, 23
Shropshire 135
Sich selbst erfüllende Prophezeiung..... 43
Silbury Hill 135
Sinai, Wüste 98
Sixt..... 47
Society for Psychical Research (SPR)
..... 12, 34, 35, 54, 55, 60, 73
Sri Lanka..... 97
St. Kassian 22
Stanford Research Institute (SRI)... 92
Stockholm 138
Stonehenge..... 135
Stuttgart..... 137
Südtirol 22
Suez, Golf von 123

Target 92, 93
Telepathie 90, 91, 93, 94
Temporallappen 15, 68, 69
Temporallappen-Epilepsie..... 15
Timbuktu..... 124
Titlis..... 64
Todes-Koinzidenz..... 35, 91
Tokio..... 49
Totes Meer 90
Trance 7, 19, 39, 79, 92
Traveling Clairvoyance 64
Trient..... 47
Trondheim..... 136
Tunnel 12, 18, 61, 68, 69

Tyndrum88, 89
 Ufo-Entführung.....38
 Uppsala.....138
 Virtual Reality11, 109
 Voodoo-Kult111
 Vorarlberg137

Wahrnehmung, außersinnliche
 14, 26, 66, 90, 91, 93, 94, 96
 Yosemite 105
 Zürich..... 7, 30
 Zypern 141

2. Personenregister

Agricola, Georg98
 Allahyari, Houchang106
 Allwein, Eugen.....85
 Alvarado, Carlos94, 100
 Arc, Jeanne d'28
 Aristoteles10
 Arnold, Kenneth.....132
 Aschauer, Josef85
 Assisi, Franz von.....28
 Aufmuth, Ulrich104, 117

 Baudrillard, Jean11, 62
 Baumgärtner, Norbert63
 Bayless, Raymond.....52, 122
 Bender, Hans26, 56
 Benedetti, Gaetano16, 113
 Bentall, Richard.....12, 13, 23, 24, 53
 54, 55, 56, 57
 Bequette, William.....132
 Bertrand, L. J.64, 65
 Bessor, John B.131
 Bettelheim, Bruno112
 Betz, Hans-Dieter97, 98, 100, 101
 Beyerstein, Barry L.83
 Blackmore, Susan.....61, 63, 65, 66, 69
 70, 82, 83, 84
 Bodin, Jean.....35
 Boismont, Alexandre J. Brierre de
 57, 144
 Bolton, H. Carrington.....123

Bonatti, Walter 105, 114, 117
 119, 141
 Bondarenko, Jewgeni 96, 100
 Bouman, Theo K.118
 Bozzano, Ernesto 44, 58
 Bridges, Jeff.....104
 Brugger, Peter..... 7, 40, 43, 47, 57
 58, 59, 82, 142
 Buhl, Hermann 24, 25, 45
 Burger, Werner136

 Cannon, Walter 111
 Cash, C. G.129
 Chadwick, Peter.....20
 Child, Greg 45, 55, 56, 58, 59
 Chrysipp10
 Church, Russel.....79
 Churchland, Patricia67
 Clark, Jerome.....143
 Clark, Kimberley65
 Clarke, Christopher J.107
 Cohen, Daniel.....57
 Collie, Norman32
 Compagnioni, Achille117
 Conan Doyle, Sir Arthur91, 99
 Corliss, William R.142, 143, 144
 Cowan, James116, 119
 Cutomo, Carola31, 56

- Davison, Gerald**..... 104, 108, 117
 118, 119
Devereux, Paul..... 135
Dinzelbacher, Peter..... 103
Dodds, Eric Robertson..... 10, 53
Doughty, James 121
Dyer, C. M. 122
- Ebborn, Hayden**..... 83
Eccles, Sir John..... 67, 83
Eco, Umberto..... 46, 58
Egger, Toni 116
Eliot, T. S. 47
Emmelkamp, Paul M. G. 118
Estcourt, Nick 46
Evans, Hilary 10, 11, 21, 22, 53, 55
Evolo, Natuzza..... 62
Ewing, Douglas 88
- Faas, Richard**..... 122
Fangio, Juan Manuel..... 103, 117
Fraenkel, Hermann 30, 56
Freud, Sigmund 20, 30
Freud, X. 107
Fuller, Curtis..... 11, 53
- Gabbard, Glen O.** 82
Gaddis, Vincent..... 130, 131, 143
Gamow, George..... 132
Garbarek, Jan..... 94
Garfield, Charles..... 72
Gillmor, Daniel S. 140
Goethe, Johann Wolfgang von
 42, 58, 125, 127, 128, 143
Golowin, Sergius 131, 143
Gooch, Stan 38, 53, 57
Goodwin, John..... 42
Graeve, Otto Edler von..... 98
Grant, Joan..... 32
Greenaway, Peter..... 80, 138
Gregory, Richard L. 85
Grey, Margot 72, 84, 122
Greyson, Bruce 68, 70, 73, 84
Gruen, Arno 113, 119
Guillaume, Robert 114
- Guirdham, Arthur**..... 52
- Hackett, Peter** 20
Haining, Peter 142
Hall, Edward T. 77, 85
Hamanaka, Toshihiko 41, 42, 58
Haraldsson, Erlendur 24, 51, 55
 59, 84
Harary, Keith 93, 94
Harden, John 131
Harrer, Heinrich..... 115, 119
Harris, Alan..... 105, 118
Haston, Dougal 33
Hauffe, Friederike..... 41
Heckmair, Andreas 114
Heim, Albert 71, 73, 74, 80
 82, 84, 85, 86
Heintschel-Heinegg, Aglaja..... 85
Henderson, Alexander Lawson
 88, 89, 92
Hendry, Allan 134, 135, 144
Hentschel, Karl-Heinz 7, 129, 136
 137, 138, 144
Herodot 64
Herries, J. W. 88, 89, 99
Hiebeler, Toni 116
Hilgard, Ernest..... 11
Hillary, Edmund..... 9
Hintermaier, Hans..... 29, 30
Hippokrates..... 10
Hishikawa, Yasuo 38
Hitchcock, Alfred 35, 106
Hobbes, Thomas 31
Hodges, Larry 110
Hodgson, Richard 64
Homer 31
Horak, Georg 95, 96, 99
Hough, Peter 139, 144
Hufford, David, J. 38, 57
Hyman, Ray 93, 100
- James, William**..... 45, 47, 52, 59, 64
Jaynes, Julian 30, 31, 56
Jeffrey, Francis 54
Jones, Louis 38

- Jordan, Gustav 125
 Jung, Carl Gustav 27
- K**
 Kamm, Ulrich 33
 Kammerlander, Hans 115, 119
 Karl, Reinhard 111, 116, 119
 Kastein, Lothar 103
 Kastenbaum, Robert 69, 73, 82, 84
 Katzman, Bo 33
 Kawunenko, Viktor 139
 Kellas, A. M. 15
 Kempe, P. 53, 55
 Kerner, Justinus 41, 58
 Keul, Alexander G. 136, 144
 Kirschvink, Joseph 98
 Kitemann, Georg 98
 Kletti, Roy 62, 70
 Klinckowstroem, Graf Carl von 96
 Klüver, Heinrich 12
 Knoblauch, Hubert 73, 98, 100
 Kohlman, Pierre 114
 König, Herbert 97
 Krämer, Helmut 7, 116, 119
 Krippner, Stanley 36, 57, 100
 Kübler-Ross, Elisabeth 69, 113
 Kuen, Felix 19
 Küpper, Thomas 76, 85
 Kukuczka, Jerzy 29, 50, 56, 59
- L**
 Laing, Ronald D. 113
 Landis, Theodor 40, 43, 45, 57
 58, 82, 142
 Landspurg, Adolphe 101
 Lang, Andrew 11, 22, 55, 104
 Langer, Freddy 29, 56
 Lavater, Johann Kaspar 10
 Lavie, Peretz 63, 83
 Lawrence, Madelaine 65, 83
 Lawrence, Tony R. 60
 Lechler, Alfred 37, 57
 Lemaître, Aug. 43, 58
 Levi, Primo 112, 119
 Leymann, Heinz 118
 Lilly, John C. 18, 19, 54
 Lindbergh, Charles 16, 54
- Lindemann, Hannes 17, 54
 Lloyd, E. L. 21
 Löwy, Max 25, 27, 55, 59
 Lucadou, Walter von 59
 Lückmann, Burkhard 106
- M**
 MacDiarmid, Norman 90, 92, 95
 MacGregor, Alasdir Alpin
 87, 88, 89, 90, 99
 Mackenzie, Andrew 14, 49, 51
 54, 58, 59
 Maestri, Cesare 116, 117
 Maldonado, José R. 119
 Markson, Ralph 130
 Marshall, Roger 30
 Maupassant, Guy de 42
 Mazeaud, Pierre 114, 141, 144
 McCrone, John 79
 McGill 53
 McKellar, Peter 27, 56, 106, 118
 Melville, Herman 117, 129
 Menninger-Lerchenthal, Erich
 41, 43, 58, 83
 Menzies, Ross G. 107
 Merz, Blanche 39, 57
 Messner, Reinhold ... 7, 55, 58, 63, 66
 83, 121, 142
 Metzinger, Thomas 67
 Mikorey, Max 43, 44, 58
 Milne, Kathy 65
 Mocellin, Jane .. 16, 48, 54, 55, 56, 59
 Mohrmann, Klaus 81
 Moitessier, Bernard 78, 85
 Monroe, Robert 62
 Moody, Raymond ... 37, 56, 67, 69, 72
 Moolenburgh, H. C. 36, 40, 57
 Morris, David B. 117
 Morris, Robert 7, 94
 Moser, Fanny 34, 38, 44, 57
 Mulligan, Sean 83
 Murphy, Michael 33, 56, 59
 Myers, Frederick 13
- N**
 Neale, John... 104, 108, 117, 118, 119
 Nelson, Richard 130

- Newton, Isaac 140
 Nicastro, Michele di 56
 Norgay, Tensing 9
 Novak, Kim..... 106
 Noyes, Russell 62, 70
O
 Oggioni, Andrea..... 105, 114, 141
 Osis, Karlis 84
 Ott, J. J. 122
 Ottoz 105
P
 Palmer, John..... 65, 66
 Papò, Alessandro 13, 54
 Pause, Walter 56, 59, 119
 Penfield, Wilder..... 68, 84
 Peters, Rudolf 75, 85
 Pike, Diane Kennedy 90, 91, 99
 Pike, James A. 90, 91
 Piotrowski, Tadeusz..... 29
 Pizzo, Chris..... 20, 21
 Platon 30, 72, 84, 117
 Plinius 64
 Polaczek, Dietmar..... 119
 Poser, Manfred..... 54
 Posner, Michael 53, 67, 83
 Pryce, Pat H. 93, 94
 Pugh, Griffith..... 9, 10, 11
 Puthoff, Harold 92, 93, 100
R
 Radin, Bean..... 100
 Raichle, Marcus E. 53, 67, 83
 Randles, Jenny 139, 144
 Rankin, Angus 128
 Rawlings, Maurice S. 72, 84
 Rebitsch, Mathias 70, 84
 Reed, Graham 50, 59
 Rees, Lucy 105, 118
 Rees, W. Dewi..... 48, 59
 Rees-Jones 81
 Regard, Marianne 40, 43, 57, 58
 59, 82, 142
 Regazzoni, Clay..... 78, 85
 Reimer, Ch. 53, 55
 Reinecker, Hans..... 117, 118
 Reinhardt, Catherine..... 42
 Reuter, Bernard..... 82
 Rhine, Joseph Banks 23
 Rhine, Louisa 23
 Ring, Kenneth 65, 67, 68, 70, 83
 Risse, Steve..... 20
 Rizzi, Walter 22, 55
 Rocard, Yves..... 99
 Roerich, Nicholas . 130, 134, 143, 144
 Rogo, D. Scott..... 52, 59, 63, 66, 84
 121, 122, 142
 Rossellini, Isabella 104
 Rothman, Barbara 110
 Ruppelt, Edward J. 132
 Rutkowski, Chris 135, 144
 Rutledge, Hugh 133
S
 Sabom, Michael..... 68
 Sagan, Carl..... 26
 Saulus..... 27
 Savage, C. Wade 54
 Scheer, Christian..... 84
 Schiffmann..... 53
 Schmidt-Falk, Elsa..... 21, 22
 Scholing, Agnes 118
 Scholz, Peter 19
 Schröter, Hans..... 97, 98
 Schubert, Franz 123
 Schwartz, Hillel 43
 Schwarzenbach, Fritz Hans 30
 Scott, Doug 46
 Scroggie, Syd 15
 Selye, Hans 110
 Senna, Ayrton 78, 85
 Shackleton, Ernest 46, 47
 Sidgwick, Sir Henry..... 12, 46
 Siegel, Ronald K. 18, 19, 53, 54
 55, 68, 69
 Sienkiewicz, Henryk..... 51
 Siffre, Michel 20
 Simons, Paul 126, 142, 143, 144
 Simpson, Joe 28, 29, 56, 112
 Sizemore, Chris Costner 35, 36, 57
 Skiff, Nolan..... 132
 Slade, Peter 12, 13, 23, 24, 53
 54, 55, 56, 57
 Slocum, Joshua 16, 54

- Smith, Duncan.....89
Smythe, Frank ...10, 49, 133, 134, 143
Snidas64
Sokrates30
Solon31
Spiegel, David119
Staudenmaier, Ludwig32
Stevenson, Robert Louis28
Stewart, James106
Stewart, Robert.....88, 89, 90
Stillings, Dennis25, 55
Stokes, Douglas M.95, 100
Strand, Erling136, 143, 144
Stromberg, Russ77, 78
Sturm, Karin85
Suedfeld, Peter16, 29, 48, 54
.....55, 56, 59
Swann, Ingo.....93, 94
Szasz, Thomas.....113
- T**
Talman, Charles Fitzhugh129
Tandy, Vic.....53, 60
Targ, Russell92, 93, 100
Tart, Charles65, 66, 83
Taylor, Rob21, 104
Teller, Edward.....132
Terray, Lionel.....81, 86
Tewnion, Alexander33
Thalbourne, Michael51
Thexton, Peter45
Thomson, Archibald McLay.....88
Tiberi, Emilio65, 83
Tichy, Herbert46
Tributsch, Helmut124, 142
Turner, D. J.138, 144
Twemlow, Stuart.....82
- Tyrrell, G. N. M.....13, 14, 34
.....54, 64, 83
- U**
Ulam, Stanislaw132
Underwood, Peter32, 54, 56
Unsöld, Willi15
Utts, Jessica93, 96, 100
- V**
Veille, Antoine.....114
Vernon53
Volmar, F. A.143
- W**
Watermann, John.....116
Weir, Peter.....104, 112
Welch, Thomas.....72
Welsch, Walter M.7, 59
Welsh, Hugh.....32
West, D. J.13, 14, 54
West, John21
West, Louis Jolyon .12, 23, 24, 54, 55
Westrum, Ron.....132
Wetenhall, H. J.126
White, Rhea E.7, 33, 56, 59, 94
Whymper, Edward.....76, 85, 125
.....126, 143
Whyte, David.....109, 118
Williamson, Tom.....98, 101
Wilson, Colin.....99
Wittmann, Axel138
Wood, Wendy.....32
- Y**
Young, Allan.....104, 113
- Z**
Zenker, Tina-Katrin54
Zenon.....10